Deutsche Dichter
der
Gegenwart.

Erläuternde und kritische Betrachtungen

von

Dr. C. C. Hense.

Erster Band.

Sangerhausen. 1842.

Verlag von J. R. Rohland.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

74 g

Vorwort.

Das Interesse an dichterischen Persönlichkeiten ist so natürlich und allgemein, daß es dem Publicum möglicherweise nicht mißfällt, wenn ich ihm eine Reihe Characktere neuerer Dichter hier zusammengestellt auf die anspruchloseste Weise übergebe. Sie haben insgesammt ein eigenthümliches Interesse, wenn auch über viele das Urtheil getheilt ist. Daß ich die vorhandenen Schriften und Aufsätze über diese Dichter, soweit ich sie erlangen konnte, benutzt habe, versteht sich von selbst; daß ich zuweilen Urtheile des größten Geschichtschreibers der

deutschen Poesie, des vortrefflichen Gervinus, in meine Darstellung aufgenommen, wird Niemand tadeln, der den gebildeten Geschmack, die Sicherheit und Schärfe des Urtheils und die große Gesinnung dieses herrlichen Mannes kennt.

Der Verfasser.

Ludwig Uhland.

deutschen Poesie, des vortrefflichen Gervinus, in meine Darstellung aufgenommen, wird Niemand tadeln, der den gebildeten Geschmack, die Sicherheit und Schärfe des Urtheils und die große Gesinnung dieses herrlichen Mannes kennt.

Der Verfasser.

Ludwig Uhland.

Zwischen den dunkeln Bergzügen des Schwarzwaldes und den Ebenen Baierns liegt ein Land, das den Wanderer gleich sehr anzieht durch seine anmuthigen Gebirge, durch seine grünen Rebenhügel, durch seine lustigen Flüsse, wie durch die Größe historischer Erinnerungen. Dieses Land ist Schwaben. Im Mittelalter war dieses Land der Boden, auf welchem das geistige Leben Deutschlands am kräftigsten und schönsten sich entwickelte; treten wir hinauf auf den schönsten der schwäbischen Berge, der die alte Stammburg der Hohenstaufen trug, und wenn unser Herz erweitert wird durch den Blick auf das fruchtbare Land, auf die heerdenreichen Triften, auf das jagdlustige Waldgebirg', so wird es doch noch tiefer bewegt werden durch die Erinnerung, welches Herrschergeschlecht aus diesen Mauern hervorging. Das Volk, welches in diesem Lande wohnt, erinnert uns durch seine naive Gesinnung, durch sein naturfrisches, naturbehagliches, schlichtes, treues, gedrungenes Wesen noch heute an seine frühern Zeiten, an das Mittelalter; wir werden wunderbar angesprochen durch die tiefe Gemüthlichkeit dieses Volkes, durch sein seelenvolles Wesen, durch seinen kräftigen

behaglichen Humor, durch seine edle Offenherzigkeit. Wir empfinden es lebhaft, hier ist Poesie und Gesang zu Hause! wenn wir die schönen Berge des Landes von der Abendsonne beglänzt, in den reizendsten Duft, in die lieblichste Farbenpracht gekleidet sehen, wird unsere Seele sofort in das Reich der Phantasie auf raschem Flügel getragen. Und nun hören wir von den Rebenhügeln frische Lieder oder melancholisch sehnsüchtige Töne erschallen? kann es ein poetischeres Land geben! müssen uns in demselben nicht Sänger und Dichter begegnen?

Und wir begegnen ihnen, mögen wir nun in die Vergangenheit des Volkes zurückgehen oder uns in der Gegenwart umschauen. Aber vor Allen suchen wir Dir zu begegnen, Ludwig Uhland, um Dir Dank zu sagen für so manches tief empfundene, schön gesungene Lied, für „Bertran de Born, den Waller, des Sängers Fluch!" Wie oft haben Deine reinen lieblichen Töne unser Herz bewegt, wie oft haben wir Deine klagenden, Deine fröhlichen Lieder nachempfunden, wie oft unsern Geist erfüllt mit den Gestalten Deiner Helden!

Die Weltanschauung Ludwig Uhlands hängt mit dem Charakter seines Volkes aufs Genaueste zusammen. Die Innerlichkeit des Gemüths, welche dem schwäbischen Volksstamme eigenthümlich ist, macht denselben vorzüglich zur lyrischen Poesie geeignet; und nehmen wir die genügsame Gesinnung dieses Stammes, welcher von den bewegenden Mächten des Geistes zwar berührt, aber nicht von ihrem freien Zuge mit fortgerissen wurde,

mit in Betracht, so wundern wir uns nicht, daß dieses Land insbesondere lyrische Dichter hervorbrachte, und daß diejenigen, welche einer größern Weltanschauung bedurften oder fähig waren, ihr Vaterland, wie Schiller, verließen. So haben wir in Uhland vorzugsweise einen lyrischen Dichter, einen Dichter, der auf der Gesinnung und dem Charakter seines Stammes ruht und ihn auszusprechen sich begnügte. An den grünen Ufern munterer Flüsse, auf den reizenden Rebenhügeln, in den sanft gewundenen Thälern ist der Frühling besonders schön, blühen die Bäume üppiger, singen die Vögel lustiger; wie sollte der Dichter nicht ein Sänger des Frühlings und aller Empfindungen sein, welche das Herz im Lenze erfüllen und bewegen! in dieser Zeit sich von Herzen zu trennen, die uns theuer sind, ist besonders schmerzhaft, in dieser Zeit die jugendliche Welt zu begrüßen, und mit den seltsamen Wolkengebilden weiter zu ziehen, ist besonders reizend; der Dichter singt Reise- und Wanderlieder, in denen die Wehmuth des Abschiedes, die Erinnerung an die ferne Liebe reizend sich ausspricht. Er ist überhaupt der Sänger jugendlicher Empfindungen; durch sein Herz zieht sich die Wehmuth, die träumerische Stimmung des Jünglingslebens. Das weiche, zur Wehmuth geneigte Herz wendet sich von den Bedrängnissen der Welt ab, und sucht die Ruhe eines Thales und das Grab, um zu gesunden.

Natur! wohl braucht es solcher Stunden
So innig und so liebevoll,

Wenn dieses arme Herz gesunden,
Das welkende genesen soll.

Bedrängt mich einst die Welt noch bänger,
So such' ich wieder dich, mein Thal!
Empfange dann den kranken Sänger
Mit solcher Milde noch einmal!
Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund,
Und nimm mich auf, und schließ' ihn wieder,
Und grüne fröhlich und gesund.

Oder der Dichter klagt über den Verlust der zu Grabe getragenen Geliebten, und bittet den Tod, daß er den heiß sich sehnenden Jüngling in die blaue Ferne trage;

Du schiedest hin, die Welt ward öde,
Ich stieg hinab in meine Brust;
Der Lieder sanfte Klagerede
Ist all mein Trost und meine Lust.
Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu singen die Vergangenheit?
Und als mich schmerzlich hinzusehnen
In neue goldne Liebeszeit? (p. 22.)

Erloschen ist der Sonne Stral,
Verwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' ins finstre Land hinein,
Im Wintersturm, ohn' allen Schein
Den Mantel umgeschlagen. (p. 81.)

Er flüchtet sich ferner in die Vergangenheit, um durch die Erinnerung sich die verlorne Liebe zu erneuern:

An ihrem Grabe kniet' ich, festgebunden,
Und senkte tief den Geist ins Todtenreich.
Zum Himmel reichte nicht mein Blick, es stunden
Des Wiedersehens Bilder fern und bleich.
Da so ich vorwärts Grauen nur gefunden,
Vergangne Tage, flüchtet' ich zu euch;
Ich ließ den Sarg des Grabes Nacht entheben,
Zurück sie tragen in das schöne Leben.

Schon huben sich die bleichen Augenlieder,
Ihr Auge schmachtete zu mir empor;
Bald strebten auf die frisch verjüngten Glieder,
Sie schwebte blühend in der Schwestern Chor;
Der Liebe goldne Stunden traten wieder,
Selbst mit des ersten Kusses Lust, empor;
Bis sich verlor Ihr Leben und das meine
In sel'ger Kindheit Duft und Morgenscheine. (p. 184.)

Oder der Dichter widmet der Mutter liebevoll rührende Töne der kindlichen Liebe:

Ein Grab, o Mutter, ist gegraben Dir
An einer stillen, Dir bekannten Stelle,
Ein heimathlicher Schatten wehet hier,
Auch fehlen Blumen nicht an seiner Schwelle.

Drin liegst Du, wie Du starbest, unversehrt,
Mit jedem Zug des Friedens und der Schmerzen,

Auch aufzuleben ist Dir nicht verwehrt:
Ich grub Dir dieses Grab in meinem Herzen.

Du warst mit Erde kaum bedeckt,
Da kam ein Freund heraus,
Mit Rosen hat er ausgesteckt
Dein stilles Schlummerhaus.

Zu Haupt zwei sanfterglühende
Zwei dunkle niederwärts;
Die weiße, ewig blühende,
Die pflanzt er auf Dein Herz.

Wir vernehmen Sterbeklänge aus dem Munde des Dichters, und seine Lieder sind wohl etwas klagend, und strömen, wie er selbst sagt, endlos Thränen aus; aber diese Thränen werden doch auch wieder verdrängt durch eine gesunde Gesinnung, durch kräftigen Scherz, der Dichter zeigt sich wieder harmlos heiter und in weltlichem Behagen. Das Land hat Reben und Wein, der das Herz erfrischt; und bei dem Klingen der Gläser denkt der Dichter an das Toben der Jagd, an das wilde Meer, an die Schlacht deutscher Männer, an die Posaunen des Weltgerichts. Ja dem Ernste seiner Gesinnung sind die verschiedenen Lieder, die er von Minne, Wein und Mai gesungen hat, zu klein; als der Heerschild, als der Ruf: für's Vaterland! erklingt, da will er am liebsten den Sieg des deutschen Volkes singen,

Freiheit heißt nun seine Fee und Recht sein Ritter, und der Sängerorden soll nicht schamroth zurückweichen, wenn Kriegerschaaren im Waffenglanze einherziehn, sondern auch der Sänger schmückt sich mit Degen und Lanze.

Wann Freiheit! Vaterland! ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo solch' heilig Banner waltet,
Da wird der Sänger kräftig neugeboren.
Hat Aeschylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies schönste Lied erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte sinken,
Und schrieb den Don Quixote mit der Linken.

Auch unsres deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, Du, o schwarzer Jäger,
Wohl seid ihr ritterlichen Tods gestorben!
Und Fouqué, wie Du mir das Herz durchdringest!
Du wagtest, kämpftest, — doch Du lebst und singest.

Den Frühling kündet der Orkane Sausen,
Der Heere Vorschritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
So wogt' es weit von Deutschlands Heldensöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
Läßt Sturm und Wogen gleich sein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit sanfterm Liede.

Seine Begeisterung für das Vaterland giebt ihm mahnende Worte ein, die er an die Fürsten, an die Völker, an die Weisen des Vaterlandes richtet, und der Dichter, von welchem wir so milde, so süße Lieder besitzen, weiß auch mit bittern Worten die Uebelstände im Vaterlande zu züchtigen; so wandert er durch Deutschland, und seinem scharfen Auge bleiben die Flecken des gepriesenen Landes nicht verborgen.

Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht' ich Lebenshauch;
Da saß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerstrauch;
Nicht hatt' er Zeit zu achten
Auf seines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß zerrissen Herz.

Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört' ich christlich Recht:
Hier meine Brüder Alle,
Da draußen Herr und Knecht!
Der Festesrede Giebel
War: Duck dich, schweig' dabei!
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge sei.

Ich kam zum Bürgerhause,
Gern denk' ich dran zurück,
Fern vom Parteigebrause

Blüht' Tugend hier und Glück.
Lebt häuslich fort, wie heute!
Bald wird vom Belt zum Rhein
Ein Haus voll guter Leute,
Ja! ein Gutleuthaus sein.

Ich saß im Ständesaale,
Da schlief ich ein und träumt',
Ich sei noch im Spitale,
Den ich doch längst geräumt.
Ein Mann, der dort im Fieber,
Im kalten Fieber lag,
Er rief: nur nichts, mein Lieber,
Nur nichts vom Bundestag.

Ich mischte mich zum Volke,
Das nach dem Festplatz zog,
Wo durch die Staubeswolke
Manch dürrer Renner flog;
Da lernt' es, daß die Eile
Den Reiter überstürzt,
Und daß man gut die Weile
Mit Wurst und Bier sich kürzt.

Ein Adler, flügelstrebend,
War Reichspanier hievor,
Ich sah ihn noch, wie lebend
Zu Nürnberg an dem Thor.
Jetzt fliegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlspruch ist: Gott geb's!

Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

Als ich mir das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wann einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus:
Wohl werd' ichs nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Der Dichter macht sodann seine Poesie zur Waffe, mit welcher er für das alte, gute Recht des Vaterlandes kämpft; Nichts fehlt dem Vaterlande, ruft er aus; Würtemberg ist ein Garten, ein Paradies, seine Bewohner sind Ehrenmänner, von tausend Hügeln fließt der Most, auf den Feldern wogt das Meer des Getraides, das Waldgebüsch ist reich an Wild, der Schwarzwald liefert stämmig Holz, Salz und Eisen! Was fehlt noch? nur das eine, das gute, alte Recht! Und daher richtet der Dichter sein Gebet an die Gottheit, daß sie den König mit seinem Donnerworte ermahne, dem Volke das theure Recht zu geben. Daher kann er von dem neuen Jahre (1817) nichts mehr wünschen, als daß es mit Korn und Wein auch das gute alte Recht bringe!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Ueberfluß,

Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß.
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit noth.

Dieselbe Gesinnung, welche in des Dichters Liedern sich entwickelt, tritt uns auch in seinen Romanzen und Balladen entgegen. Es ist wieder ein schwärmerisch-hoffnungsvoll wehmüthiges Jünglingsleben; durch den Garten wandelt der Sänger, der die Königstochter liebt; er erinnert sie durch sein Lied an die Rosenzeit ihrer Kindheit, und der Jüngling empfängt von der Jugendfreundin einen Ring, auf welchem Edelstein und Thräne glänzen.—Der liebenden Nonne fallen vor dem Muttergottesbilde die Augen im Tode zu;—vor dem todten Wirthstöchterlein stehen drei wandernde Burschen in tiefer Trauer;—in dem Schloß am Meere trauert das Königspaar um die Tochter, welche der Tod hinwegraffte. Das Herz des Sängers nimmt am tiefsten alle schönen Empfindungen des Lebens in sich auf; und so schildert uns der Dichter in traurig ernsten Bildern die Schicksale liebender Sänger. Und wieder sehen wir Helden, die sterbend auf Odins Saal hoffen; der gute Kamerad stirbt in der Schlacht, der alte Held legt sich in der Kapelle nieder, um nie wieder zu erwachen.

Wenn das Auge des dichterischen Jünglings bei solchen Bildern nicht ohne Thränen bleiben kann, wenn er dem Tode, dem Schmerze und der Trauer sein Recht

giebt, so wendet er sich doch auch wieder dem frischen kräftigen Leben zu.

Er kann von Jugend sagen,
Die von Leben überschwillt.

Lieder stehn genug zur Schau,
Denen heiße Mittagsstrahlen
Abgeleckt den Wehmuthsthau.
Wie bei alten Ritterfesten
Mit dem Tode zog Hanswurst,
Also folgen scherzhaft spitzige
Und, wills Gott, erträglich witzige.
Aechtes Leid spaßt oft zum Besten,
Kennt nicht eitlen Thränendurst.

So sehen wir denn auch die glückliche Liebe; der ritterliche Königssohn kommt vom festlichen Turnier, und unter dem Erze seines Panzers schlägt ein Herz voll Liebe der Geliebten entgegen (Gretchens Freude.); um des Goldschmieds schamhaftes Töchterlein wirbt der kühne Ritter. Dann wird der gute Unstern verspottet, die Geschichte der sieben Zechbrüder erzählt; die Geschichte des Fortunat behandelt der Dichter mit ariostischer Laune. Er geht weiter von Empfindungen zu Ideen und Handlungen; welche Macht der Geist der Poesie über das Gemüth ausübt, wie der Zorn des Königs von dem Liede des Sängers überwunden wird, zeigt „Bertran de Born;" wie der Fluch des verletzten Sängers gleich dem Fluche der Gottheit zerstörend wirkt, lehrt „des Sängers Fluch." Handlungen und

Thaten aber vollbringt Graf Eberhard der Rauschebart, und der Humor des würtembergischen Volksstammes spielt in das Blut der Schlachten mitten hinein. Kurz, wir sehen das Mittelalter in der mannigfaltigsten Gestalt hier auftreten, Turnier und Krieg, Kampf und Tod, sterbende Helden, schmachtende Jungfrauen. Stille Klöster stehen neben stolzen Königspalästen, in den Wäldern wohnt das Mährchen und die Poesie liegt verzaubert an geheimnißvoller Stätte.

Die Gestalt unsers Dichters ist, wie wir sehen, eine romantische. Wir werden durch den Inhalt seiner Poesie auf das Lebhafteste an die romantische Schule, an Ludwig Tiek und seine Freunde erinnert, welche in ihrer Poesie ebenfalls mit Vorliebe ins Mittelalter zurückgingen. Seine Vorliebe für die Gestalten und die Poesie des Mittelalters spricht Uhland auch in seinen Gedichten aus; er erzählt selbst (in dem Gedicht „Lieder der Vorzeit",) wie er als Knabe oft in die Hallen verlaßner Burgen gestiegen, und von dem Geiste der Vorzeit stille Mahnungen vernommen, wie er frühe schon geahnet habe, was er später in Büchern gefunden:

„Daß Jungfraun dort von ew'gem Preise,
Die heil'gen Lieder, einst gewohnt,
Und in der Edelfrauen Kreise
Beim Feste des Gesangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geschlechte
Und warf den Brand ins frohe Haus.
Die Schwestern flohn im Graun der Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche schmachtet hart gefangen
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach! Jene, die auf öden Wegen
Umhergeirret, krank und müd,
Sie ist dem schweren Gram erlegen,
Und sang noch einmal, eh' sie schied.

In eines armen Mädchens Kammer
In einer Andern Aufenthalt,
Sie mischt sich in der Freundin Jammer,
Wenn still der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menschen Herz gewinnen
Und singet sanft zum Saitenspiel.

Getrost! schon sinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Ost und West,
In eine Stadt am Neckarstrande
Zu laden euch zum neuen Fest.
Ihr Heitern, kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das rosige Gewand!
Ihr Ernsten, wallt im Nonnenschleier,
Die weiße Lilie in der Hand.

Diese Vorliebe für die romantische Poesie spricht der Dichter unzweideutig und mit einiger Bitterkeit gegen die neuere Poesie in dem „Mährchen" aus. Seine

zärtliche Begeisterung für die Erscheinungen und Formen des Mittelalters giebt er in dem Gedicht „die verlorne Kirche" kund:

Wie mir in grünen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Dessenungeachtet unterscheidet sich Uhland von jenen Dichtern der romantischen Schule wesentlich, und dieser Unterschied liegt in der Art, wie die Romantiker und Uhland aus dem Mittelalter schöpften und sich zu demselben verhielten.

Die romantische Schule ging von denselben Bestrebungen aus, welche in den Producten der jugendlichen Periode Göthes herrschen. Vor Göthe bemerkt man auf dem Gebiete der Dichtkunst den traurigsten Formalismus, ein Meistersängerthum, das aller wahren Natur, aller tiefen, warmen, leidenschaftlichen Empfindung entbehrte. Göthe machte nun bei seinem Auftreten als Dichter alle Rechte eines lebensfrischen glühenden Jünglings geltend, und stieß dadurch das alte morsche leblose Gebäude des Formalismus über den Haufen. Man erinnere sich an den Werther, an den Götz, an den Faust; in dem ersten stellt sich die schrankenloseste Subjectivität dar, unbedingte Leidenschaft, Sturm

und Drang, der seine wilden Waffen gegen alles Aeußerliche, Abgeschlossene, Gewordene schleudert; wie wird von dem leidenschaftlichen Faust aller Pedantismus äußerlicher schulmäßiger Gelehrsamkeit verspottet, und das Streben gezeigt, die Innerste der Welt und des Geistes zu erfassen? In derselben Weise tritt der Götz der veralteten Staatskunst des deutschen Reichs gegenüber, und in den Liedern Göthes waltet die unbeschränkte Natur und spricht ihre tiefsten Geheimnisse aus.

Dieser Richtung des jugendlichen Göthe bemächtigten sich nun auch die Romantiker, und wenn der große Dichter über diese Periode hinausging, so blieben die Romantiker in derselben stehen. Man knüpfte an jene kühnsten Protestationen des jugendlich kräftigen Göthe an, und setzte der dürren Verstandesaufklärung das Mittelalter mit allen seinen romantischen Erscheinungen gegenüber; der conventionellen Deutlichkeit der französischen Poesie trat jetzt das Volksthümliche entgegen, wie im Kaiser Octavian von Tiek, traten nun Klöster und Burgen, Kutten und Harnische, Kreuze und Fahnen, Pilger und Reise als eine bunte Phantasmagorie des Mittelalters auf. Aber man kann es allen Erscheinungen dieser Romantik ansehen, mit welcher Absichtlichkeit, mit welcher Polemik sie sich geltend machten; ihre Komik stellte es sich zur Aufgabe, jene aufgeklärte Verstandeswirthschaft derb zu verspotten; und je mehr die Romantik die letztere Richtung bekämpfte, desto mehr steigerte sie sich selbst, um das vollständige Gegentheil zu bilden, zur Unnatur, und aus Naturpoesie wurde Verzerrung, aus der Mähr-

chenpoesie diabolische Fratze, aus phantasiereichen Träumen inhaltsleere Phantasterei. Kurz, die Romantik trieb jene von Göthe eingeschlagene Richtung, über deren Einseitigkeit er selbst so vollständig hinauskam, fort bis zum Extrem der Karikatur. Die Folge davon mußte natürlich sein, daß die Romantiker in ihrer Poesie die Wahrheit Preis gaben, und die Willkür der Phantasie als die Königin der Kunst auf den Thron setzten. Die Schatten der Waldeinsamkeit, Mondschein, Nacht, Schlummer, Träumen, Ahnen, Kinderwelt und Ruinen enthalten nicht die mannigfaltige Bedingtheit der geistigen Welt, nicht die Nothwendigkeit der Pflichten und die rauhen Collisionen der Welt, und waren also Zustände, mit deren Feier die romantische Poesie am liebsten beschäftigt war; und indem man das Unendliche in einen Waldhornruf, Flötenton, Zitherklang legte, sah man in allen Forderungen der Sittlichkeit nur beengende Schranken, welche muthwillig zu überspringen, leidenschaftlich niederzustürmen für Genialität galt. Die ewig rege von dem vernünftigen Denken ungezügelte Empfindung hat nicht Ernst und Kraft genug zu einem bestimmten Glauben, und wandte sich daher dem Katholicismus zu, wurde lau gegen das Politische, und schaffte sich alles Unbequeme durch die Ironie vom Halse. Die romantische Poesie glich also, wie C. Reinhold sagt, einem Vogel, welcher der auf der Landstraße staubbedeckt einherkeuchenden Literatur von einem schwankenden Baumzweige herab lustig höhnend entgegenschmetterte, so von Ast zu Ast flog, und endlich in das dunkelgrüne Labyrinth des

Waldes sich verlor. Ihre Richtung war überall eine opponirende und vor lauter schwelgerischem Uebermuthe brachte sie es nie zu einer festen positiven Satzung. Stellte sie auch mit Göthe dem vernüchterten Protestantismus den Katholicismus und in weiterer Folge einen ans Abgeschmackte grenzenden Mysticismus, stellte sie der langweiligen Aufklärungszeit die derbe Kraft des Mittelalters in seiner ernsten und heitern Seite, stellte sie der prosaischen Naturbetrachtung eine mährchenhafte, zuletzt zu dämonischen Fratzen ausartende, Vergeistigung derselben, stellte sie überhaupt dem gähnenden Philisterthum des vorigen Jahrhunderts ein unstetes, ewig kreisendes, unerbittlich spottendes, alles Stationäre zusammenwirbelndes Jugendleben gegenüber, so kam sie doch nie dazu, eine dieser Richtungen mit Ernst auszubilden, sondern überbot sich vielmehr so lange in lustigen und bitteren Entgegensetzungen, bis ihr selbst nach und nach aller wahrhaftige Stoff nach allen Seiten hin zerrann und letztlich die Ironie sich auf den Thron setzte, deren Princip es eben war, gar keinen Stoff als an sich gültig mehr anzuerkennen, sondern launenhaft zu schaffen und zu vernichten und nur das dichtende Ich als Quelle aller Wahrheit und Schönheit sitzen bleiben zu lassen.

In diesem Punkte unterscheidet sich nun Uhland von den Romantikern ganz und gar. Jene Ironie, jenen bekämpfenden Spott finden wir nicht oder nur selten in seinen Gedichten, wenn er mit den Romantikern die Liebe zum Mittelalter gemein hat, wenn er die Stoffe zu seinen Dichtungen größtentheils aus die-

ser Zeit wählt, so verhält er sich dabei doch ganz naiv, harmlos und objectiv, indem er jene Stoffe nur wählte, wenn sich durch sie eine allgemeine menschliche Empfindung darstellen ließ. Er hat dabei nur das mit den Romantikern gemein, daß er das jugendliche, empfindungsreiche Leben der Menschheit in verschiedenartigen Bildern zur poetischen Anschauung brachte und daher sein Licht von derselben Sonne empfing, von welcher die Romantiker erleuchtet waren, — von Göthe.

Wir haben hier wieder jene Richtung der Götheschen Poesie im Sinne, welche in seinen ersten Werken hervortritt, jene Richtung, in der er Natur, dem Leben, der Empfindung ihr Recht zu verschaffen suchte. In Göthe waltete die Natur mit aller ihrer Tiefe, und entwickelte sich aus ihm mit der größten Objectivität. Man denke nur an den Erlkönig, an den Fischer. Manche der Götheschen Lieder haben daher ganz die Natur des Volksliedes. Das Volkslied aber verleugnet alles Anspruchsvolle, alles Künstliche, Gedanken, Witz, Schilderung ganz absichtlich, es legt mehr Werth auf den innern Ton und Accent der Empfindung; und diese deutet sich durch äußere Erscheinungen nur ahnungsvoll an, ohne sich vollständig und deutlich auszusprechen. In dieser Weise ist „Schäfers Klagelied" von Göthe. Der Schäfer steht auf dem Berge und schaut hinab in das Thal;

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!

Sie aber ist weggezogen
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schaafe, vorüber,
Dem Schäfer ist gar so weh.

Diese Innigkeit der Empfindung, welche ihre Tiefe und Unendlichkeit nur in abgerissenen Aeußerungen offenbart, ist auch in dem „König von Thule" vorhanden. Von der sterbenden Geliebten hat er einen Becher erhalten, den er bei jedem Schmaus leert; als er zu sterben kommt, gönnt er Alles seinen Erben, nur nicht den Becher.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken:
Trank nie einen Tropfen mehr.

Daß er den Becher, das Geschenk der Geliebten, seinen Erben nicht gönnt, sondern den Fluthen des Meeres anvertraut, ist uns ein Beweis, wie theuer ihm das Geschenk und wie tief sein Schmerz über den Verlust der Geliebten ist. Aber diesen Schmerz ahnen wir bloß, er wird mehr verhüllt als ausgesprochen.

Dieselbe Erscheinung haben wir nun auch bei Uhland. Ich sage nicht, daß Uhland darin der Nachahmer von Göthe sei; ich meine bloß, Uhland setzte jenen von Göthe angeschlagenen Ton fort, weil er seiner naiven, in seinem Volksstamme tief begründeten Gesinnung am meisten zusagte, und wie Göthe in jenen Gedichten ganz die Natur des Volksliedes entwickelte, so stellt sich auch Uhland insbesondere als der naive Volksdichter dar. Wie das Volkslied verhüllt er den Schmerz, läßt er über die Erscheinung der Trauer einen Schleier fallen; die Thräne ist das Symbol eines gebrochenen Herzens, und wie der Schmerz unausgesprochen bleibt, so bleibt er auch unüberwunden. Zum Beweise mögen folgende Gedichte dienen:

Entsagung.

Wer entwandelt durch den Garten
Bei der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm selig sein?
Ach! der Harfner ist's, er sinkt
Nieder an des Thurmes Fuße,

Wo es spät herunterklingt
Und beginnt zum Saitengruße:

„Lausche, Jungfrau, aus der Höhe
Einem Liede, Dir geweiht!
Daß ein Traum Dich lind umwehe
Aus der Kindheit Rosenzeit.
Mit der Abendglocke Klang
Kam ich, will vor Tage gehen,
Und das Schloß, dem ich entsprang,
Nicht im Sonnenstrahle sehen.

Von dem kerzenhellen Saale,
Wo Du thronetest, blieb ich fern,
Wo um Dich beim reichen Mahle
Freudig saßen edle Herrn.
Mit der Freude nur vertraut
Hätten Frohes sie begehret,
Nicht der Liebe Klagelaut,
Nicht der Kindheit Recht geehret.

Bange Dämmerung entweiche!
Düstre Bäume, glänzet neu!
Daß ich in dem Zauberreiche
Meiner Kindheit selig sei.
Sinken will ich in den Klee,
Bis das Kind mit leichtem Schritte
Wandle her, die schöne Fee
Und mit Blumen mich beschütte.

Ja, die Zeit ist hingeflogen,
Die Erinnrung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie.
Schauer flieht mein süßer Schmerz,
Daß nicht die Erinnrung schwinde.
Sage das nur, ob Dein Herz
Noch der Kindheit Lust empfinde?

Und es schwieg der Sohn der Lieder,
Der am Fuß des Thurmes saß
Und vom Fenster klang es nieder,
Und es glänzt im dunkeln Gras.
„Nimm den Ring, und denke mein,
Denk an unsrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin, ein Edelstein
Glänzt darauf und eine Thräne.“

Die Nonne.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel sein
Und Engel darf man lieben.“

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Marienbild;
Es stand in lichtem Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Steine.

Sie sank zu seinen Füßen
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Der Schäfer.

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß,
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu Dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämest Du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme Dir."

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh' vorübertrieb:

Da sah er hin, bis in der Höh'
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, Du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erschien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn,
Doch Sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geisterlaut herunterscholl:
„Ade, Du Schäfer mein!“

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wellen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Sahest Du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Stral?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.“

Der Traum.

Im schönsten Garten wallten
Zwei Buhlen Hand in Hand,
Zwo bleiche kranke Gestalten,
Sie saßen ins Blumenland.

Sie küßten sich auf die Wangen
Und küßten sich auf den Mund,
Sie hielten sich fest umfangen,
Sie wurden jung und gesund.

Zwei Glöcklein klangen helle,
Der Traum entschwand zur Stund;
Sie lag in der Klosterzelle,
Er fern in Thurmes Grund.

Der Räuber.

Einst am schönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald.
Sieh! den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein schlankes Mädchen bald.

„Trügst Du, statt der Maienglocken, —
Spricht des Waldes kühner Sohn, —
In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögest du davon.“

Lange folgen seine Blicke
Der geliebten Wallerin,

Durch die Wiesengründe wandelt
Sie zu stillen Dörfern hin,

Bis der Gärten reiche Blüthe
Hüllt die liebliche Gestalt.
Doch der Räuber kehret wieder
In den finstern Tannenwald.

Wir dürfen wohl sagen, daß in den vorstehenden Gedichten Uhland mit Göthe genau zusammenhängt; müssen indessen noch hinzufügen, daß Uhland sich nicht bloß in dieser Sphäre der epischen Lyrik aufhält, in welcher der engere Kreis der Gemüthswelt sich darlegt, sondern weiter geht und uns Gestalten vorführt, welche auf dem Boden freier selbstbewußter Sittlichkeit sich bewegen.

Th. Echtermeier hat auf eine scharfsinnige Weise die Arten der epischen Lyrik zu unterscheiden und ihren Charakter näher zu bestimmen gesucht; als diese Arten nennt er die Ballade, Rhapsodie oder Mähre und die Romanze. Seiner Bestimmung zufolge ist das Element der Ballade der Geist in seiner Naturbedingtheit, wie er entweder den Wirkungen und Phänomenen der äußern Natur als höhern Gewalten unterliegt, oder als natürlicher Wille (im Gegensatz gegen den freien sittlichen Willen) den dunkeln Trieben und wüsten Leidenschaften der Furcht, des Zorns und der Rache anheimfällt und von ihrer Bewegung verschlungen wird. Die Natur und ihre elementarischen Mächte, der Volksaberglaube, das Wunderbare, das Dämoni-

sche werden demnach einen wesentlichen Bestandtheil der Ballade bilden, sie selbst wird oft düster und tragisch sein.

Die andere Art der epischen Lyrik, die Mähre, gehört der Licht- und Tagesseite des Geistes an, kühne, energische, durch kräftiges Wollen und Handeln ausgezeichnete Charaktere treten in ihr auf, reicher Stoff und mannigfaltige Materie werden sichtbar und die Einseitigkeit der Naturbestimmtheit und Gemüthswelt, wie sie in der Ballade herrscht, ist hier überwunden.

Und dieser selbstbewußte, handelnde Geist, welcher in der Mähre sich offenbart, entfaltet sich noch mehr in der Sphäre der Romanze; auf das ideale Selbstbewußtsein, auf die im Innern waltende Macht der freien Sittlichkeit, auf den gebildeten Geist und seine Verherrlichung kommt es in der Romanze am meisten an; an die einzelne Nationalität nicht wie die Mähre gebunden geht sie vielmehr von der Allgemeinheit des Gedankens, von universellen Wahrheiten aus, und das Princip der Freiheit ist ihre Seele.

Diese drei Richtungen der epischen Lyrik finden wir nun auch bei Uhland. Gedichte, wie „Harald," „Junker Rechberger", „das Nothhemd," „das Glück von Edenhall," „der schwarze Ritter" gehören jener dunkeln Seite des Gemüthslebens und der Naturbestimmtheit des Geistes an. In der als „Mähre oder Rhapsodie" bezeichneten Gattung wird Uhland mit Recht von Echtermeier als Meister bezeichnet. Einen vaterländischen Stoff hat der Dichter in „Graf Eberhard dem Rauschebart" bearbeitet; hierher gehören fer-

ner „Taillefer", „König Karls Meerfahrt," „Klein Roland," „der Schenk von Limburg" u. a. Den Character der Romanze tragen besonders die Gedichte „der Waller, Bertran de Born und des Sängers Fluch," da in ihnen eine religiös sittliche Weltanschauung in schönster Form sich darstellt.

Der Waller.

Auf Galliciens Felsenstrande
Ragt ein heilger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepriesnen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,

Sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wie sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, baarfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rostgem Eisen

Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm und Beine
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Heerde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seiner Ketten Last.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht' er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Stral der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heilge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht!
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Ragt in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

""Wie Du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ dein Ohr.

Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft.''''

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.

Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hochaufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft gehaucht."

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

In dem Waller ist die Beruhigung dargestellt, welche das geängstete Herz des Sünders lange vergebens sucht, und endlich erlangt, nicht durch ein Wunder ei-

nes Heiligen, nicht durch ein Wunder der heiligen Jungfrau, sondern durch den Tod, welcher für ihn die höchste Seligkeit ist.

In den andern beiden Gedichten tritt die hohe und heilige Macht der Poesie auf; der König, der zürnende, wird gerührt durch den Sänger, durch die Gewalt seines Geistes und läßt Verzeihung dem zu Theil werden, den er bestrafen wollte; und wieder ein König erfährt die Macht des rächenden Sängers, weil er das Heiligthum der Kunst verletzte, weil er den Sänger tödtete, der in des größeren Herren Pflicht steht.

Dieses letztere Gedicht Uhlands verdient mit Schillers Grafen von Habsburg verglichen zu werden. In beiden waltet der Gedanke, daß der Dichter der Wahrheit Priester, der Vasall des Schönen ist:

Er singet von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Er singet von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Er singet von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;

In dem Grafen von Habsburg nun sehen wir den Sänger von dem Herrscher geehrt, weil dieser den göttlich erhabenen Beruf des Dichters kennt und ehrt:

Er steht in des größeren Herren Pflicht,
  Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
  Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Töne Gewalt,
  Die im Herzen wunderbar schliefen.

Hier geht also der Dichter mit dem König, weil beide auf den Höhen der Menschheit wohnen.

In des Sängers Fluch finden wir die sittliche Bedeutung, die Heiligkeit der Kunst auch ausgesprochen; denn der Fluch, welchen der Dichtergreis von dem Himmel auf den frevelnden König herabfleht, geht in Erfüllung.

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Der Sänger offenbart in seinem Liede den wahrhaft sittlichen Inhalt der Menschenbrust, und ist daher nichts

als der Mund himmlischer Mächte; als ein Abgesandter des Himmels steht er unter dem Schutze desselben, und dem Frevel, der ihm widerfährt, folgt nothwendig und unfehlbar die Rache des Himmels.

So sehen wir die Kunst und den wahren Künstler, weil er das Göttliche darstellt, auch von den Göttern beschützt; die Kunst ist heilig, der Sänger ein Prophet, ein Priester. Wie der König in seinen Reichen, herrscht der Dichter im Reiche der Ideale, alles Große und Schöne offenbart sich durch seinen Mund der erstaunten Menschheit, und wie Göthe dies in dem Gedicht „der Sänger" darstellt, es bedarf auch der Herrscher der Poesie, weil er der Wahrheit und der Schönheit sich nicht ungestraft entziehen kann. Wird der Sänger verletzt, so übernehmen es himmlische Mächte, ihn zu rächen; das ist auch der Grundgedanke in dem herrlichen Gedichte Schillers „die Kraniche des Ibycus."

Wenn wir der Theorie Echtermeiers über die epische Lyrik folgen, so können wir die drei zuletzt angeführten Gedichte Uhlands wohl Romanzen nennen; welcher Gattung der epischen Lyrik ich sie aber auch zuzähle, genug ich gestehe, daß mich diese Gedichte am meisten ansprechen; ich gestehe, daß ich den Romanzen Schillers, in welchen die sittliche Welt triumphirend über die Natur und die unfreien Leidenschaften des Menschen hervortritt, allen übrigen Arten der epischen Lyrik den Vorzug gebe, und mich unendlich mehr durch sie angezogen fühle, als durch Gedichte, in welchen jene dunkeln Mächte der Natur, die Wunder und

Dämonenwelt des Volksaberglaubens herrscht. Es gehörte auch die ganze Bildung der neuesten Zeit zur Hervorbringung solcher Romanzen, wie wir sie von Schiller und theilweise von Uhland besitzen; und um zu wissen, welchen Schatz wir an diesen Gedichten besitzen, werfe man nur einen Blick auf die epische Lyrik früherer Zeit. Diese Poesie ging von der Volksdichtung aus und machte das volksthümliche Element wieder lebhaft geltend in der Kunst; aber wie die ersten Versuche waren, geben Gleims Gedichte in dieser Gattung zu erkennen. Er wurde von dem spanischen Romanzendichter Gongara und dem Franzosen Moncrif angeregt, und da er das ironisirende Element, welches Gongara in das Volkslied mischte, für eine ächte Eigenschaft dieser Dichtungsart hielt, trat er gleichfalls mit dieser Ironie in seinen Romanzen, wenn man diese Gedichte so nennen darf, auf. Das volksthümliche Element wurde hier nicht um seiner selbst willen, in eigner Geltung behandelt, sondern, wie R. E. Prutz sagt in seinem trefflichen Buche über den Göttinger Dichterbund, „als eine Maske, eine Form, an deren poetische Berechtigung der Dichter selbst nicht glaubt und deren er sich nur aus Muthwillen, nur zum Spiel bedient," welche das Lachen des Besserwissenden erregen soll, der im Gefühl und Bewußtsein seiner feinern Cultur sich zu der Unmittelbarkeit des Volksthümlichen nur spottend verhält und eben in diesem Spott und Widerspruch seinen ästhetischen Genuß, sein Ergötzen und seine Befriedigung findet." Und zu dieser Ironie fügte Gleim noch eine Nutzanwendung, eine Moral

und Lehre hinzu, erwarb durch diese ganze Art ungemeinen Beifall, und die Kritiker bestimmten als das Wesen der Romanze „ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possirlichen Traurigkeit erzählt.“ Die Romanzendichter jener Zeit wählten daher ihre Stoffe vorzugsweise aus der alten Mythologie oder nahmen ihre Zuflucht zu Spuk und Gespenstergeschichten, und wir besitzen solche Gedichte auch von den bessern Dichtern des vorigen Jahrhunderts, von Hölty und Bürger. Unter den sieben Balladen Höltys ist der Inhalt von „Apoll und Daphne“ mythologisch, und eine reiche Zusammenstellung von Spukgeschichten und Aberglauben enthält das bekannte Gedicht: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit.“ Wie Hölty, selbst nachdem er Percy's Balladensammlung und Bürgers Lenore kennen gelernt hatte, doch noch immer seine alte irrthümliche Ansicht von dem Wesen dieser Dichtungsart beibehielt, beweisen die von ihm an Voß geschriebenen Worte, daß ihm ein Balladensänger wie ein Harlekin oder wie ein Mensch mit einem Raritätenkasten vorkomme. Unter Bürgers Gedichten sind „Bacchus,“ „der Raub der Europa,“ „die Menagerie der Götter,“ noch Travestien mythologischer Gegenstände; indessen befreite sich Bürger in Folge seiner Bekanntschaft mit der Percyschen Sammlung englischer Balladen und in Folge der Erkenntniß, die er aus Herders Erörterungen über das Wesen der Poesie schöpfte, von jener falschen Vorstellung über das Wesen der Romanze, und trat mit dem rein Volksthümlichen hervor. Bürger erwarb zunächst durch seine Lenore einen grenzenlosen Bei-

fall, und das Gedicht wurde ein Volkslied, weil es im Geiste der Volkspoesie gedichtet war und alle Elemente enthielt, durch welche das Gemüth des Volkes angezogen wird, den Aberglauben und eine wenn auch nicht geradezu ausgesprochene Warnung und Lehre. Wenn nun aber Bürger durch seine Lenore mit Recht den Ruhm eines großen Volksdichters erwarb, so erreichte er die Vortrefflichkeit dieses Gedichts doch durch keine seiner Balladen wieder. „Der wilde Jäger" hat noch die meiste Verwandtschaft mit Lenoren, war aber schon eine Nachahmung derselben. Und nun die übrigen Balladen! August Wilhelm von Schlegel, welcher in seiner Recension über Bürgers Gedichte Schillers Romanzen überhaupt und insbesondere in Vergleich mit den Bürgerschen sehr herabsetzt, hat doch selbst dort nachgewiesen, wie oft Bürger die Originale seiner Gedichte, die er in der Sammlung englischer Balladen von Percy vorfand, vergröberte und geradezu entstellte, indem er den bescheidenen Farbenauftrag, die Mäßigung und Enthaltsamkeit, das Zarte und Gemüthliche in den alten Balladen gänzlich verkannte. Wilhelm von Schlegel bemerkt ferner an jener Stelle, daß Bürgers Manier derb und zuweilen nicht ohne Rohheit sei, daß ihr größter Fehler die nicht selten überflüssige Häßlichkeit der dargestellten Sitten sei, daß der Dichter der Einfachheit ermangele und zu viel materielle Reize, zu viel überladende Ausschmückungen anbringe und dadurch den Ton der Einfalt des Volksgesanges verfehle. Und in der That es kann nicht geläugnet werden, daß der Dichter oft in die Bänkel-

sängerei herabsinkt und seine Plattheiten durch eine platte Moral wieder gut zu machen bemüht sein muß*).

Wer sich an den „Raubgraf,“ an „die Weiber von Weinsberg“ an „Lenardo und Blandine,“ an „das Lied von der Treue“ erinnern will, wird sogleich auch eingedenk sein, wie viel Rohheit, Plattheit in Empfindung und Darstellung hier auftritt, und man muß eingestehen, daß Bürger die hohe Einfalt und kunstlose Anspruchslosigkeit des Volksliedes in seinen Balladen nicht bewies, aber auch jenen edlen Reichthum der Darstellung, wie sie in Schillers Romanzen herrscht, nicht erreichte.

Ich erwähnte diese frühere Gestalt der epischen Lyrik, um zu zeigen wie viel Verdienst Uhland in dieser Gattung erworben hat. Seine Romanzen haben den tiefsten, sittlichen Inhalt und offenbaren, wie die Schillerschen, die Herrschaft des selbstbewußten Geistes. Seine Balladen haben die Einfachheit des Volksliedes,

---

*) Man denke an Frau Schnips und die Verse:

Auch ist ja die Historia
Aus Wahrheit nicht gesponnen.
Doch webt' ich drein Moralia;
Die hab' ich nicht ersonnen.

Und schlimm ist wahrlich nichts gemeint;
Drum nehmt doch ja nichts übel!
Moralia sind, wie es scheint,
Die Besten aus der Bibel.

Ihr, die Ihr aus erlogner Pflicht
Begnadigt und verdammet!
Die Liebe sagt: Verdammet nicht,
Daß man Euch nicht verdammet.

und sind ergreifend, ohne daß besondere Mittel aufgewandt wären, sie erreichen vielmehr mit den unscheinbarsten Mitteln das Größte.

Moralische Nutzanwendungen, welche immer nur von dem prosaischen Sinne ausgehen, sind fern geblieben, und nur einmal läßt sich der Dichter eine solche prosaische Wendung entschlüpfen, indem er den „Junker Rechberger" schließt:

Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß sie geben auf ihre Handschuh Acht,
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Wege zu passen.

Es ist bereits erwähnt und für den ersten Blick in Uhlands Gedichte bemerkbar, daß Uhland die meisten seiner poetischen Stoffe aus dem Mittelalter schöpfte, und wie sein Geist der damaligen Dichterwelt verwandter und geneigter zu sein scheint, so hat er auch von jener nicht bloß den Stoff überkommen, sondern wir werden an einzelnen Stellen der Gedichte sogar an Wolfram von Eschenbach, an Walther von der Vogelweide, an die Nibelungen erinnert.

Graf Eberhard der Rauschebart enthält Ausdrücke, Wendungen und Schilderungen, welche aus dem Nibelungenliede leise nachklingen. Wenn ich die Verse bei Uhland p. 278 der neunten Auflage lese:

Nun soll ich sagen und singen
Von Trommeten- und Schwerterklang,
Und hör' doch Schallmeien klingen,
Und höre der Lerchen Gesang.

Nun soll ich singen und sagen
Von Leichen und von Tod,
Und seh' doch die Bäum' ausschlagen
Und sprießen die Blümlein roth.

so tritt mir die Gestalt Wolfram's entgegen, welcher sich mit der Aventure zankt, weil er den Tod des Tschionatulander nicht beschreiben will, wie sie es als die Nothwendigkeit des Gedichtes erfordert; und die Naivität der Uhland'schen Minnelieder mahnt mich zuweilen an die Kindlichkeit Walther's von der Vogelweide, welcher an einem Strohhalme auf Kinderweise abmißt, ob seine Angebetete ihm hold sei. Auch die Form der Gleichnisse enthält vielleicht Erinnerungen aus dem Mittelalter. Die Stelle aus dem lieblichen Gedichte, „das Schloß am Meere:"

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne;
Stralend im goldnen Haar?

erinnert sowohl an den Norden, als an eine Stelle aus der Heimskringla (Mohnike's Uebersetzung I, p. 229):

„Orm Lyrgja hatte eine Frau, die Gudrun hieß, Tochter Bergthors von Lundar; man nannte sie Lundarsonne, sie war das schönste Weib."

Wie aber Uhland aus dem Stoffe des Mittelalters geschöpft habe, mögen einige historische Notizen erläutern. In dem Romanzencyclus „Sängerliebe" finden wir die Darstellung der Schicksale des Castellans von Couci. Er wird von einer leidenschaftlichen Liebe zur Gemahlin des Ritters von Fayel verzehrt; vergeblich ist es, auf die Erwiederung seiner Neigung zu hoffen. Um seines Herzens Ruhe wieder zu gewinnen, folgt er dem Rufe, der damals von allen Seiten dem Menschen entgegentönte, dem Rufe, ein Streiter Christi im heiligen Lande zu werden. Er hüllt seine Brust in Stahl und zieht über das Meer; aber selbst im blutigsten Gewühle der Schlacht kann er den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht vergessen. Er wird ein Opfer der Schlacht; seine letzten Worte sind die Mahnung an seinen Knappen, sein Herz eingeschlossen in eine Urne der Dame von Fayel hinüberzutragen. Der Knappe gehorcht; über das Meer bringt er das Herz, das weder vor Furcht noch vor Freude mehr erzittert. Beim Niederglänzen der letzten Abendsonnenstrahlen begegnet der Knappe im Walde dem Ritter von Fayel, der ihm die goldne Urne mit dem Herzen entreißt; als er erfahren hat, wessen das Herz ist und wem es geweihet, läßt er es von seinen Köchen mit köstlichem Gewürze zubereiten, und setzt es mit galanten Scherzen seiner Gemahlin

vor; als sie davon genossen hat, muß sie weinen, und der Ritter entdeckt ihr mit wildem Lachen, daß das Herz, von dem sie genossen, das des Castellans von Couci sei. Da weihet sich die Dame dem Tode dadurch, daß sie, nachdem sie von diesem Herzen genossen, keine andere Speise mehr zu sich nimmt.

Diese Erzählung vom Castellan von Couci kann als historisch gewiß nicht bezeichnet werden. Der Castellan wird uns als ein französischer Liederdichter im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts genannt. Merkwürdig ist aber der Umstand, daß eine ähnliche, nur weniger zärtliche Geschichte von einem provencalischen Dichter, Guillem von Cabestaing genannt, erzählt wird. Er lebte in dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts und war Hofjunker bei dem Ritter Raimund von Roussillon, dessen Gemahlin die schönste und in jedem Betracht vorzüglichste Frau ihrer Zeit war. Zwischen ihr und Guillem von Cabestaing entspann sich ein zärtliches Verhältniß, welches nicht lange verborgen blieb, und auch dem Ritter von Roussillon zu Ohren kam. Auf einsamen Waldespfaden fragt dieser seinen Hofjunker, welcher Dame seine zärtlichen Lieder gälten, durch eine Lüge Guillems wird er beruhigt. Aber neue Unvorsichtigkeiten von Seiten Guillem's sowohl als auch Margaridas überzeugen den Ritter, daß seine Gattin der Gegenstand von Cabestaing's Liedern sei. Er fordert ihn hinaus vor das Schloß, haut ihm den Kopf ab, reißt ihm das Herz aus dem Leibe, und thut beides in eine Kapsel. Das Herz läßt er rösten und seiner Gattin vorsetzen. Als

sie davon gegessen, zeigt er ihr das Haupt Guillem's, und fragt, ob das Herz gut geschmeckt habe. Sie antwortet, so gut, daß sie keine andere Speise wieder zu sich nehmen werde. Da stürzte Raimund auf sie mit dem Schwerte, sie aber warf sich vom Balkon herab und brach den Hals.

Der Castellan von Couci, dessen Geschichte Uhland dargestellt hat, wird schon von altfranzösischen Dichtern als Muster zärtlicher Liebe gefeiert und neben den sagenhaften Tristan gestellt.

Die ersten Strophen des Uhland'schen Gedichtes:

Wie der Castellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum ersten Mal erblickte!

Seit demselben Augenblicke
Drang durch alle seine Lieder,
Unter allen Weisen, stets
Jener erste Herzschlag wieder.

Diese Strophen haben eine, wenn auch nur entfernte Aehnlichkeit mit den Versen, durch welche Guillem von Cabestaing die Stunde des ersten Erblickens der Dame von Fayel feiert. Sie heißen:

Des Tags, da ich zum ersten Mal euch sah,
Als ihr mir gönntet eures Anblicks Lust,
Da schied mein Herz von allem Andern — da

War es nur eines Wunsches sich bewußt!
So, Herrin, füllte mir das Herz mit Sehnen
Ein süßes Lächeln und ein güt'ger Blick,
Daß ich vergaß die Welt im Augenblick.*)

Von der Schrankenlosigkeit der Empfindungen, welche das Herz des Menschen verzehren, giebt im Mittelalter noch einen stärkern Beweis Jaufre Rudel, welchen Uhland ebenfalls in dem Gedichte „Rudello" uns dargestellt hat. Die Darstellung Uhland's stimmt ganz mit der Angabe einer alten Nachricht über Jaufre Rudel überein, welche der vortreffliche Diez, in dem Buche „Leben und Werke der Troubadours" p. 52 mittheilt. Rudello's Lebenszeit fällt in die Jahre 1140 — 70. Während dieses Zeitraums geschah ein Kreuzzug, derselbe, welcher von Bernhard von Clairvaux angestiftet, unter der Leitung Ludwigs VII. von Frankreich und Conrads III. von Deutschland unternommen wurde. Von Pilgern hört Jaufre Rudel, daß die Gräfin von Tripolis durch Güte und Wohlthätigkeit gegen Kreuzfahrer vor allen ausgezeichnet sei. Sie wurde fortan der Inhalt seines Herzens, der Inhalt seiner Lieder. Ueberwältigt von Sehnsucht begiebt er sich zu Schiffe, und der Unruhe seines Herzens entspricht nur die Unruhe der Meereswoge. Beiden unterliegt er, krank erreicht er den Hafen von Tripolis, und die Gräfin, benachrichtigt von der Ankunft Ru-

*) Aus Diez: Leben und Werke der Troubadours p. 88.

dello's, eilt, ihren Sänger zu sehen. Glücklich, von ihr begrüßt worden zu sein, stirbt Rudello in ihren Armen. Sie läßt ihn ehrenvoll bestatten, und nimmt den Schleier.

Die historische Wahrheit dieser Erzählung, deren Abenteuerlichkeit in der phantastischen Entstehung einer so ernstlich gemeinten Leidenschaft liegt, wird über allen Zweifel erhoben durch den Umstand, daß die uns bekannten Lieder Jaufre Rudel's mit der Begebenheit im Einklange stehen, daß ferner Zeitgenossen Rudel's diese Geschichte erwähnen.

Aus Rudello's Liedern geht nämlich hervor, daß der Gegenstand seiner Sehnsucht in der Ferne wohne. Er bekennt seine Leidenschaft zu Einer, die er vielleicht niemals sehen wird; nur in dem Schweigen der Nacht, in den Täuschungen des Traumes wandelt sein Geist zu ihr, aber der Morgen enttäuscht den Erwachten; Umstände, welche Uhland in seinem Gedichte benutzt hat, wenn er sagt:

Denn nur in geheimen Nächten
Nahte sie dem Sänger leise,
Selbst den Boden nie berührend,
Spurlos, schwank, in Traumesweise.

Neben der weichen und unglücklichen Zärtlichkeit des Castellans von Couci, neben der schrankenlosen Sehnsucht eines Jaufre Rudel tritt uns die Gestalt des Ritters, welchen das Getümmel des wilden Krieges lieber ist als Blumen und Frühling. Diese Gestalt

der Kraft und des Muthes ist Bertran von Born. Bertran war Dichter und Krieger; er gehört, wie Jaufre und Guillem zu den Provençalen oder Troubadours.

Wenn Uhland den Charakter der provençalischen Poesie so bestimmt, daß er sagt zu Anfange des Gedichtes „Rudello":

„In den Thalen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen.

Blüthenglanz und süße Minne
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und leises Schmachten
War ihm von der Mutter eigen."

wenn Uhland den Charakter der provençalischen Poesie so bestimmt, so kann Bertran von Born lehren, daß jene über alle Verhältnisse des Lebens sich erstreckte, daß sie zu Kampf und Schlacht aufmunterte, daß sie die Gebrechen der Zeit und der Personen züchtigte, und eben so viel Weichheit und Zartheit, als Kraft und Zorn, eben so viel Schmachten und Sehnsucht als Uebermuth und Wildheit entfaltete. Ich wage es, in der Kürze einige historische Verhältnisse, welche das Interesse an diesem schönen Gedichte noch erhöhen können, hier mitzutheilen; wer den Dichter Bertran näher will kennen lernen, muß Diez, Leben und Werke der Troubadours lesen, aus welchem gründlichen und geist-

reichen Buche ich, so weit es zur Erklärung des Uhland-schen Gedichtes förderlich scheint, geschöpft habe.

Bertran's Blüthezeit fällt in die Jahre 1180—1195, also in die Zeit, wo in England Heinrich II., in Frankreich Philipp August regierten. In unserm Gedichte tritt er uns als ein Unruhstifter entgegen, der König, vor welchem Bertran gefesselt steht, macht ihm diesen Vorwurf. Dante hat den Bertran mit diesem Vorwurfe nicht verschont, und in seiner göttlichen Komödie versetzt er ihn in das Inferno, weil er den Sohn gegen den Vater zur Empörung gereizt habe. Daß Bertran dann am vergnügtesten war, wenn Kampf und Krieg stürmten, beweisen seine Gedichte. Als Heinrich II. mit seinem Sohne Richard gegen seine beiden andern Söhne Heinrich und Gottfried Krieg führen mußte, und sich Alphons II. von Aragon mit König Heinrich, Raimund V. von Toulouse mit den Söhnen verband, als der Adel sich auf die verschiedenen Seiten dieser streitenden Parteien stellte, da war es Bertran von Born wohl, da schließt er ein Gedicht mit dem für ihn charakteristischen Ausrufe: „Wären doch die mächtigen Freiherren stets auf einander erzürnt!“ Seine Lust an Kampf und Streit hat er uns selbst dargestellt in mehreren Gedichten, aus welchen ich einige Strophen nach der trefflichen Uebersetzung von Diez abschreibe:

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüthe neu entspringt,

Mich freut's, hör ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh ich weit und breit
Gezelt und Hütten angereiht;
Mich freut's, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nah'n
Und furchtsam Mensch und Heerde weicht,
Mich freut's, wenn sich auf ihrer Bahn
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;
Es ist mir Augenweide,
Wenn man ein festes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und springt,
Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben seh' umringt,
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: drauf! hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Freunde weckt,
Und Groß und Klein schon dicht bedeckt,
Des Grabens grüne Matten,
Und mancher liegt dahin gestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt. (Diez p. 183.)

Aus einem andern Gedichte sind folgende Strophen höchst charakteristisch:

Ist friedlich alle Welt gestimmt,
Gnügt mir ein Fuß breit Land zum Zwist;
Mög' er erblinden, der mir's nimmt,
Wenn auch die Schuld mein eigen ist;
Friede thut mir leid,
Ich bin für den Streit;
Sonst kein Glaubenssatz
Findet bei mir Platz.

Ein andrer baue Haiden an,
Ich bin bedacht nur früh und spät,
Wie ich Geschosse sammeln kann
Und Pferde, Schwerter, Kriegsgeräth;
Das ist mein Revier;
Angriff und Turnier,
Spenden, Werben auch
Ist mein liebster Brauch.

Der erwähnte Krieg Heinrich's II. von England gegen seine Söhne enthält in seinem Verlaufe noch nähere Erläuterungen für Uhland's Gedicht. König Heinrich hatte seinem Sohne Richard, der unter dem Namen Löwenherz bekannt ist, im Jahre 1169 das Herzogthum Aquitanien abgetreten. Der Statthalter Richard's in diesem Lande reizte durch Uebermuth und Habsucht die Vasallen zur Empörung. Zweimal bringt Richard die Rebellen mit Gewalt der Waffen zur Ru=

he; durch seine Härte entsteht eine dritte Empörung, deren Seele Bertran von Born war. Dieser war mit seinem Bruder Constantin von Born in fortwährendem Streite wegen des Besitzes der Burg Hautefort, welche Uhland Autafort nennt; Constantin wandte sich an den Vizgrafen von Limoges, welcher nun mit Richard vereint Bertran von Born bekriegte, und seine Herrschaft Hautefort mit Feuer und Schwert verheerte. Dafür suchte Bertran Rache: der Haß der Barone gegen Richard's Willkür und Härte ließ es dem Ritter nicht schwer werden, eine Empörung gegen jenen zu Stande zu bringen, deren Mittelpunkt Limoges war, und an welcher die meisten Barone aus Richard's Besitzungen Theil nahmen. Die nächste Veranlassung zur Empörung war die Uneinigkeit der Söhne Heinrichs II. Dieser hatte seinen erstgebornen Sohn Heinrich schon im Jahre 1170 krönen lassen; als er um Weihnachten 1182 zu Mans Hof hielt, verlangte er von seinen Söhnen Richard und Gottfried, ihrem Bruder Heinrich den Huldigungseid zu leisten. Gottfried folgte, Richard weigerte sich, und als er endlich sich dazu entschloß, nahm Heinrich die Huldigung nicht mehr an. Richard eilte darauf nach seiner Grafschaft Poitou und verschanzte sich dort. Die aquitanischen Großen forderten den jüngern Heinrich, der wegen seiner Milde beliebt war, auf, die Herrschaft von Aquitanien zu übernehmen. Heinrich willigte ein und verband sich mit seinem Bruder Gottfried. Der alte König erfuhr das Vorhaben seines Sohnes Heinrich, und setzte ihn zur Rede; dieser schwur Gehorsam, eben so

Gottfried, und zwischen den Brüdern kam Friede und Versöhnung zu Stande. Richard züchtigte nun die aufrührerischen Vasallen; den Frieden zwischen beiden Parteien zu wirken, wurde Gottfried von Heinrich II. auf den Kriegsschauplatz geschickt; aber er brach seinen Eid und stand den Vasallen gegen Richard bei. Nun sollte Heinrich der Sohn den Frieden vermitteln; aber auch er, als er nach Limoges kam, erklärte sich gegen Richard. Nachdem der alte Heinrich dem Streite eine Weile zugesehen hatte, begab er sich nach Limousin, um seine Söhne zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Mit Richard zusammen belagerte er Limoges, wo sich der jüngere Heinrich verschanzt hatte, und fand verzweifelten Widerstand. Ehe es zum Kampfe kam, starb der Sohn Heinrich an einem Fieber, das er sich durch übermäßige Anstrengung zugezogen hatte, am 11ten Juni 1183. Dem Tode sich nahe fühlend wünschte er mit seinem Vater versöhnt zu sein; er wünschte ihn noch einmal zu sprechen, und ließ diesen Wunsch dem Vater durch einen Boten überbringen; allein die Freunde des Königs fürchteten eine List und riethen ihm ab, sich in das Schloß zu begeben. Tief ergriffen schickte der Vater dem sterbenden Sohne einen Ring von seinem Finger zum Zeichen der Vergebung. Nach dem Tode Heinrichs gaben die Verbündeten ihre Sache für verloren; sie zerstreuten sich; die Feste Limoges wurde zerstört; Heinrich, Richard und der mit ihnen verbundene Alphons von Aragon zogen durch das Land und straften die Vasallen. Auch Bertran's Burg Hautefort wurde belagert, doch erst am

7ten Tage mit Sturm genommen. Bertran wurde in Heinrichs Zelt geführt; der König rief ihm zu, daß er jetzt wohl seinen Verstand ganz gebrauche, obgleich er gerühmt habe, nie die Hälfte desselben zu bedürfen. Bertran gestand ein, dies gesagt zu haben; fügte aber hinzu, seit des jungen König Heinrich's Tode habe er Verstand und Bewußtsein verloren. Da soll ihm der König die Freiheit und seine Besitzungen wieder geschenkt haben. Man vergleiche, wie außerordentlich schön Uhland diese schlichte Erzählung dargestellt hat.

Uhland sagt, ein Pfeil habe den jungen Heinrich vor den Thoren Montforts getroffen, die Geschichte dagegen berichtet, daß Heinrich an einem Fieber gestorben sei. Daß die Trauer über Heinrich's Tod, welcher Bertran sich so sehr überließ, daß er den Geist darüber verloren zu haben behauptete, eine unverstellte war, davon giebt uns ein Ausdruck seines Schmerzes, ein Gedicht, den Beweis, welches in dem angeführten Buche von Diez p. 204 steht. Uhland läßt den jungen Heinrich von Bertran das Lob des besten Sohnes erhalten. In der That war Heinrich einer der tapfersten Kämpfer seiner Zeit; drei Jahre lang hatte er die Welt als abenteuernder Ritter durchstreift und manchen Turnierpreis davongetragen; und wie viel Elend Heinrich noch besonders von Richard, der mit Philipp August von Frankreich sich gegen ihn verband, erfahren mußte, davon geben die Jahrbücher des Mittelalters weitläufige Nachrichten.

Nach Uhland sagt Bertran von Born, daß er das Herz der Königstochter, der Braut eines Herzogs durch

ein Lied gerührt habe. Es finden sich zur Erklärung dieser Worte einige historische Beziehungen, wenn gleich die Darstellung Uhland's mit ihnen nicht vollkommen übereinstimmt. Eine Tochter Heinrich's II. von England war mit Herzog Heinrich dem Löwen vermählt, und schon ums Jahr 1168 nach Deutschland ihrem Gemahl gefolgt. An dem Hofe des Königs von England erschien Heinrich der Löwe mit seiner Gattin und seinen Kindern im Jahre 1181, da er von der Acht, welche der deutsche Kaiser Friedrich I. über ihn ausgesprochen hatte, nur unter der Bedingung, auf drei Jahre sich von Deutschland zu entfernen, freigesprochen wurde. Jene Dame lernte Bertran durch Vermittelung Richard's, welcher die Unterhaltung seiner Schwester wünschte, kennen und machte sie zum Inhalte seiner Lieder. Daß er am Hofe, wo sie sich aufhielt, gewesen ist, beweisen seine Gedichte. Der Dichter wurde auch von der Herzogin mit Auszeichnung behandelt; er feierte sein Glück einmal im Lager, wo er mit Richard sich befand, als es an Speise und Trank mangelte. Die reizenden Verse hat Diez p. 214 gewandt übersetzt.

Von den Gedichten, welche Uhland aus dem Altfranzösischen mitgetheilt hat, sind die zwei: „Graf Richard ohne Furcht" und die „Legende", aus dem Romane von Rollo, welchen Richard Wace im zwölften Jahrhundert dichtete, der von Pluquet herausgegeben, und vom Freiherrn Gaudy ins Deutsche auszugsweise übertragen ist. Der erwähnte Richard ohne Furcht, welchen die zwei von Uhland mitgetheilten Gedichte

betreffen, war der dritte Herzog der Normandie, der Sohn Wilhelm Langschwerdts und starb 996.

Ich theile hier die beiden Graf Richard ohne Furcht betreffenden Gedichte aus dem Romane von Rollo in Gaudy's Uebersetzung mit, damit Uhlands Bearbeitungen mit ihnen verglichen werden können:

Gleich werth der Ehren Richard fand
Des Priesters wie des Ritters Stand,
Bei Nacht schweift er und Sonnenschein
Umher, nichts jagte Furcht ihm ein.
Wohl manch Gespenst hat er geschaut,
Doch hat er sich vor nichts gegraut;
Was er auch sah bei Tag und Nacht,
Nichts hat ihn jemals bang gemacht.
Und weil er schweifte oft im Dunkeln,
So hörte man die Leute munkeln,
Daß er so klar bei Nachtzeit säh',
Wie andere bei Tage je.
Er pflegte, streift' er durch das Land,
Bei jeder Kirche, die er fand,
Wenn er's vermochte, einzutreten,
Und ging's nicht außerhalb zu beten.
Ein Münster fand er einst bei Nacht,
Wo gern er sein Gebet vollbracht;
Er ging von seinen Leuten fern,
(Die vorn und hinter ihrem Herrn),
Band drauf sein Streitroß an die Pforte,
Und fand 'ne Bahr' am heil'gen Orte.

Dicht an der Leich' vorbei er zog,
Und seine Knie' vor'm Altar bog;
Die Handschuh auf ein Pult er hing,
Doch die vergaß er, als er ging.
Er küßt' die Erd' und schritt von dannen,
(Nie konnte Furcht ihn übermannen),
Nur kurze Zeit weilt' er am Ort,
Nur kurz hatt' er gebetet dort —
Da hört er, wie die Bahre kracht,
Und hinter ihm die Leich erwacht.
Er dreht sich nach dem Todten um,
Und sprach: Du, rühr' dich nicht, verstumm'!
Lieg still und ruh', wer du auch seist,
Ob guter oder böser Geist.
Drob sein Gebet Graf Richard spricht,
Ob lang, ob kurz, ich weiß es nicht,
Und sagt, bekreuzend sein Gesicht:
Per hoc signum Sanctae Crucis
Libera me de malignis,
Domine Deus salutis!
Im Gehn sagt er noch: Ich befehle
In deine Hände meine Seele:
Nimmt seine Kling' und geht hierauf.
Da richtet sich der Teufel auf,
Indem er ihm entgegenschreitet
Und weit die beiden Arme breitet,
Als ob er Richard wolle fassen
Und ihn nicht von der Stelle lassen.
Richard bedenkt sich kurze Zeit,

Und spaltet ihm den Schädel weit,
So daß er stürzt', ob er auch schrie
Und sich gesträubt, erfuhr man nie.
Als Richard seinem Gaul genaht,
Nachdem er aus dem Kirchhof trat,
Da fielen ihm die Handschuh ein.
Die läßt er nicht, geht wieder 'rein,
Tritt an das Chor, holt beide Stück —
Wohl Mancher ginge nie zurück.

p. 132 — 134.

Ein zweites Abenteuer stieß
Ihm auf, das wunderbar man hieß,
Und welches schwerlich Glauben fand,
Wenn es so Vielen nicht bekannt.
Von Mehrer'n hört ich jene Kunde,
Die sie aus ihrer Väter Munde.
Gar häufig durch Nachlässigkeit,
Durch Trägheit und Unwissenheit,
Kommt man um treffliche Geschichten,
Wohl werth, sie wieder zu berichten.
In der Abtei von St. Ouen
Lebt zu der Zeit ein Sakristan,
Als frommer Geistlicher bekannt,
Der auch im besten Rufe stand.
Je höher doch an Werth ein Mann,
Je mächtger ficht ihn Satan an,
Je fein're Schlingen wird er legen,
Um so vielfache ihn erregen.

Der Sakristan, von dem ich sprach,
Und dem der Erbfeind stellte nach,
Sah, als er einst durchs Gotteshaus
Gegangen, Amtspflicht übend aus,
Ein Weib, für die er Lieb' empfand
Und wunderbar für sie entbrannt:
Es ist sein Tod, verweigert sie
Ihm Gunst, denn früher ruht er nie.
Als er so vieles sprach, versprach,
Gab endlich ihm die Dame nach,
Bei Nacht im Hause ihn zu sehn,
Woll' über jenen Steg er gehn,
Hinführend über die Robec,
'Nen Bach, der drunter floß hinweg.
Der einz'ge Uebergang war dort,
Und sonst unmöglich jedes Wort.
Weit vorgeschritten war die Nacht,
Und keiner mehr der Mönche wacht';
Der Sakristan auf Liebeswegen,
Dem an Gefährten nichts gelegen,
Kam an den Steg, den er beschritt,
Ich weiß nicht, ob der Fuß ihm glitt,
Ob er gestrauchelt, ward er krank —
Er fiel ins Wasser und ertrank.
Ein Teufel machte gleich den Fang
Der Seel', die sich dem Leib entschwang,
Und fuhr damit zur Hölle nieder,
Doch kämpft' ein Engel an dawider.
Die Seel' ein Jeder an sich zog

Und sagt', was ihn dazu bewog.
Unrecht, sprach Satan, thust du mir,
Entführst du diese Seele hier.
Weißt du denn nicht, daß mir verfallen,
Die auf verbotnen Wegen wallen?
Betreten hat er bösen Pfad,
Ich fand ihn hier auf böser That;
Auf Seitenweg ist er gegangen,
Auf Seitenweg ist er gefangen.
Und dort, wo ich dich finde, spricht
Der Herr, ereilt dich das Gericht.
Der Mönch hatt' lasterhaft Gelüst,
Was durch den Weg verrathen ist;
Beweis genug ist der allein,
Schlägt ihn ein Mensch zum Sünd'gen ein.
Die Sinnenlust, sie war sein Ziel,
Und er gerichtet, als er fiel.
Da fiel der Engel Gottes ein:
Schweig, sprach er, also soll's nicht sein.
So lang der Mönch im Kloster war,
So lang' lebt er untadelbar
Nach dem Gesetz und seiner Pflicht;
Unrechtes sah man von ihm nicht.
So wie man's in der Bibel liest,
(Und wie's auch recht und billig ist),
Soll guter Handlung Lohn auf Erden,
So wie der Sünde Strafe werden.
Und dieser soll den Lohn nicht missen,
Denn er war fromm, wie wir es wissen.

Was nützt das Gute, das bisher
Er that, wenn er verdammt jetzt wär'?
Und eh' er etwas noch verbrochen,
Hast du sein Urtheil schon gesprochen.
Er ging aus seinem Kloster weg,
Und er gelangt an jenen Steg,
Konnt' er umkehren nicht vorher,
Wenn er nicht 'rein gefallen wär'?
Bosheit, die nicht vollzogen ward,
Die strafet man auch nicht so hart;
Bloß, weil ihm Thörichtes fiel ein,
Für etwas Wollen ganz allein
Verurtheilst und verdammest du.
Sehr irrst du, laß die Seel' in Ruh.
Doch um zu schlichten die Beschwerde,
Daß keinem Grund zur Klage werde,
Laß zu Graf Richard gehn uns Beide,
Damit er zwischen uns entscheide.
Er richtet uns nach Recht und Pflicht,
Ein falsches Urtheil spricht er nicht;
Und gelten soll, wie er entscheid',
Ganz ohne Widerred' und Streit.
Der Teufel sprach: Ich geh' es ein;
Mein sei die Seele oder dein.
Bei Richard schnell sie sich einfanden,
Im Zimmer, wo sein Bett gestanden.
Geschlafen hatt' er, jetzt erwacht
Hat mancher Sach' er nachgedacht.
Sie legten ihm den Handel dar,

Ganz wie der Streit entstanden war:
Vom Mönche, der aus der Abtei
Aus Lüsternheit gegangen sei;
Beschritten habe sünd'gen Pfad,
Allein noch nicht gedieh'n zur That,
Und wie er stolpernd auf dem Brett'
Im Fluß den Tod gefunden hätt';
Jetzt soll' er recht und wahr entscheiden:
Wem käm' die Seele zu von Beiden.
Richard versetzt ein kurzes Wort:
Macht euch, so sprach er, schleunig fort,
Haucht wieder ein des Mönches Geist
Dem Leib, den ihr der Fluth entreißt;
Laßt ihn nur gehen seinen Weg,
Und führt zurück ihn auf den Steg,
Auf jenen Ort, von wo herab
Er strauchelnd fiel und fand sein Grab;
Und wenn er vorwärts schreitet frei,
Ja, wenn's nur Fußesbreite sei,
Dann ohne Streit und weitres Wort
Führt ihn der Teufel mit sich fort;
Doch wenn der Mönch ins Kloster kehrt,
Dann sei auch Frieden ihm gewährt,
Der zur Besinnung dort erwacht',
Von wo herab den Fall er macht'.
Kaum hatt' der Mönch den Ort erkannt,
Deß' Fuß schon auf dem Brücklein stand,
So zog er schneller ihn vom Pfad,
Als wer auf eine Schlange trat.

Er kehrte heimwärts auf dem Fleck,
Wie Einer, der halbtodt vor Schreck.
Ihn ließen los, die ihn gefaßt:
Ins Kloster ist er nun in Hast
Und ohne Abschied fortgerannt,
Und duckt' sich schüttelnd das Gewand.
Vor'm Tod hat er noch dort gebebt,
Im Zweifel, ob er wirklich lebt'.
Am andern Morgen zum Gebet
Nach St. Ouen der Herzog geht,
Ruft die Bewohner der Abtei,
Mit ihnen auch den Mönch herbei;
Der kommt mit ganz durchnäßtem Kleid,
Weil es noch nicht zum Trocknen Zeit.
Der Herzog heißt ihn treten dicht
Vor seines Abtes Angesicht.
Nun, Bruder, wie bedünkt' es dich?
Fragt' er: Wie ist's ergangen? Sprich.
Vorsichtiger zu andern Zeiten
Wirst du den Steig wohl überschreiten,
Dem Abt erzähle, wo die Nacht
(Doch rede wahr) du zugebracht.
Der Mönch ward schamroth und verlegen
Des Abtes und des Grafen wegen;
Doch hat er offen es bekannt,
Wie er entlief, sein Ende fand,
Des Teufels Spiegelfechterei,
Und wie der Graf ihn machte frei.
Kurz Alles legt' er offen dar;

Der Graf bezeugte dies als wahr.
Die Sache ward auf diese Art
Bekannt und Wahrheit offenbart.
Auch pflanzte sich im Scherz das Wort
Lang' in der Normandie noch fort:
Herr Mönch, Herr Mönch, geht mit Bedacht,
Und nehmt euch vor dem Steg in Acht.

p. 134—138.

Noch hat uns Uhland einen Zug von Taillefer mitgetheilt. Taillefer war ein Diestmann Wilhelms des Eroberers, und erbat sich von diesem die Gunst, in der Schlacht bei Hastings 1066 den ersten Schlag gegen die Engländer führen zu dürfen. Richard Wace, der Dichter des Romans von Rollo, hat uns diese Schlacht höchst ausführlich geschildert, aber doch bei der Erwähnung Taillefers einen Zug ausgelassen, welcher sich bei den englischen Schriftstellern über diese Geschichte findet, wie man aus Lappenberg's Geschichte von England sehen kann. Taillefer nämlich, welcher dem Heere der Normannen vorausritt, warf mehrere in der Morgensonne strahlende Schwerter in die Höhe und fing sie wieder auf, indem er mit lauter Stimme das Heldenlied von Roland und Karl dem Großen, von Olivier und den Tapfern, die zu Ronceval gefallen, sang. Eines der Schwerter war nicht in seine Hand zurückgefallen, doch war es geschickt geworfen, denn ein englischer Bannerträger sank von demselben getroffen zu Boden. Das zweite Schwert traf

nicht schlechter. Hierauf begann die Schlacht. Dieser Zug fehlt bei Richard Wace und also auch bei Uhland, welcher aus jenem geschöpft hat.

Die Stelle im Roman von Rollo lautet nach Gaudy's Uebersetzung so:

Herr Taillefer, der herrlich sang,
Saß auf 'nem Roß von schnellem Gang,
Hob's Lied, dem Herzog zieh'nd voran,
Vom großen Karl und Roland an,
Vom Oliver, den Helden allen,
Die dort bei Ronceval gefallen.
Als sie nun so weit vorgeritten,
Daß sie genaht dem Heer der Britten,
Sprach Taillefer: 'Ne Gunst verleiht
Mir, Herr; ich dient euch lange Zeit,
Noch seid ihr mir deswegen pflichtig,
Wollt ihr's, so werd' es heute richtig.
Ich will nur diesen Ehrensold
Und bitt' euch dringend, seid mir hold,
Gewährt Vergünstigung mir nun,
Im Kampf den ersten Hieb zu thun.
Der Herzog drauf: Sei dir's gewährt!
Herr Taillefer spornt an sein Pferd,
Sprengt allen Andern weit voraus,
Trifft einen Feind, macht ihm's Garaus;
Unter der Brust durch Leibes Mitten
Jagt er den Eisenspieß dem Britten,

Und schleudert todt ihn auf die Erde,
Haut auf den zweiten mit dem Schwerte.

Rollo p. 286.

Das Gedicht Uhlands „Graf Eberhard der Rauschebart" wird als eins der vorzüglichsten angesehen und verdient daher mit einigen Bemerkungen begleitet zu werden. Der Held ist Graf Eberhard, welcher über Würtemberg gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ulrich IV. von 1344—1392 in der Zeit regierte, in welcher die schwäbischen Städte ihre Unabhängigkeit erstritten, und der niedere Adel seine Lehnsverpflichtungen gegen den höheren aufzuheben suchte. Die Begebenheit, welche in dem ersten Gedichte geschildert wird, „der Ueberfall im Wildbad", fällt ins Jahr 1367, wo die Schlegler oder Martinsvögel, wie eine Anzahl Verbündeter vom schwäbischen Adel hießen, welche sich der wachsenden Macht der Städte und den Grafen von Würtemberg zu widersetzen suchten, an ihrer Spitze die beiden Grafen Wolf und Wilhelm von Eberstein und Wolf von Wunnenstein, den Grafen Eberhard im Wildbade überfielen. In dem zweiten Gedichte: „die drei Könige zu Heimsee," ist der Dichter, (wie Gätzinger, deutsche Dichter I. p. 387) bemerkt, Tritheims Annalen von Hirsau gefolgt, worin der Vorfall in das Jahr 1367 verlegt wird, während die meisten würtembergischen Geschichtschreiber ihn weit später setzen ins J. 1395 unter den Enkel Eberhards, Eberhard III. Die drei Könige werden gewöhnlich Wolf von Stein, Reinhard und Friedrich von Enzberg genannt. „Die

Schlacht bei Döffingen" (das vierte Gedicht) wurde zwischen den schwäbischen Reichsstädten und dem Grafen Eberhard am 23. Aug. 1388 geschlagen; an dem Siege Eberhards hatte der Löwenbund großen Antheil, welcher ein aus Fürsten und Edeln bestehender gegen die Städte geschlossener Bund war und sich durch Schwaben, Franken und die oberrheinischen Länder ausbreitete.

Die Heldenthat eines schwäbischen Ritters, welche Uhland in dem Schwanke „Schwäbische Kunde" mittheilt, ist erzählt von Nicetas Acuminatus von Chonä im Leben des Kaisers Isaak Angelus, und geschah vor der Schlacht von Iconium, welche Friedrich Barbarossa den Türken am 18. Mai 1190 lieferte. Auch von Johann Philipp Abelin in seiner historischen Chronik ist die Thatsache erzählt worden (vgl. Götzinger p. 394); etwas Aehnliches wird von Gottfried von Bouillon berichtet, wie man bei Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, Bd. 1. lesen kann.

Noch müssen wir das reizende Bruchstück Uhlands „Fortunat und seine Söhne" erwähnen.

Die Sage vom Fortunat stammt aus dem Mittelalter. Fortunat, der Sohn des Fortus zu Famagusta in Cypern, welcher sein Vermögen verschwendet hatte, verläßt seine Heimath, und tritt in die Dienste eines Flandrischen Grafen, und macht an dem Hofe desselben so viel Glück, daß er den Neid der übrigen Diener seines Herrn rege macht. Der Neid ersinnt eine schnöde List, durch welche Fortunat vom Hofe des Grafen vertrieben wird. Fortunat entflieht nach Lon-

don, verschwendet hier sein Geld in lustiger Gesellschaft, und muß bald wieder, weil er der Theilnahme an einem heimlichen Mord verdächtig ist, das Land meiden. In Frankreich, wohin er geht, sinkt er in einem Walde verschmachtend nieder, und jetzt erscheint Fortuna und bietet ihm ihre Gaben an. Da er den Reichthum erwählt, bekommt er von ihr einen Seckel, der eine unversiegliche Goldquelle ist; von den verschiedenen Abenteuern, welche er nun hat — (mit einem Roßkamm, mit einem Wirth in Constantinopel, der ihn bestehlen will), ist das merkwürdigste seine Zusammenkunft mit dem Sultan von Alexandrien, dem er als Kaufmann seine Kleinodien zeigt; unter den Schätzen, welche ihm dagegen der Sultan sehen läßt, befindet sich auch ein Hut, welcher die Kraft hat, denjenigen, der ihn trägt, an jeden gewünschten Ort zu versetzen. Fortunat setzt ihn auf und begiebt sich mit ihm sofort nach Cypern, vermählt sich hier, lebt im Genusse seines Reichthums und hinterläßt seinen beiden Söhnen Ampedo und Andalosia bei seinem Tode seine Kleinodien.

Während nun Ampedo mit einigen Truhen voll Ducaten in Famagusta bleibt, durchstreicht Andalosia mit dem Seckel Europa, kommt auch nach England und verliert seinen Seckel an eine Princessin, die sich in ihn verliebt stellt und so sein Geheimniß zu erfahren weiß. Als Andalosia den Diebstahl gewahrt, ist er von Sinnen, geht nach Cypern, nimmt seinem Bruder den Wünschhut und kehrt nach England zurück. Als Kleinodienhändler verkleidet, entführt er die Prin-

cessin nach Hibernien, läßt sich aber von den süßen Schmeicheleien derselben von neuem bethören, ihr sein neues Geheimniß zu entdecken, worauf sich die Dame des Hutes bemächtigt und ihn verläßt. Andalosia ist von neuem in Verzweiflung; um seinen Hunger zu stillen, verzehrt er dort wachsende Aepfel, worauf ihm sofort lange Hörner wachsen. Er verliert diesen Schmuck durch den Genuß einer andern Frucht, auf welche ihn ein Einsiedler aufmerksam macht. Er reist nun in einer neuen Verkleidung nach London, handelt mit jenen Aepfeln, deren Wirkungen als so außerordentlich gepriesen werden, daß auch der Prinzessin nach dieser Speise gelüstet. Sie bekommt nach dem Genuß der Aepfel die Hörnerkrankheit; kein Arzt kann ihr helfen; Andalosia aber, der als verstellter Arzt bereits mehrere Personen von der Krankheit befreit hat, verspricht auch der Prinzessin zu helfen, nimmt ihr bei seiner Zusammenkunft mit ihr den Hut, entführt sie nach einem Walde, nimmt ihr den Seckel, und bringt sie auf ihr inständiges Bitten nach einem Frauenkloster. Er kehrt nun zu seinem Bruder zurück, lebt eine Zeitlang glücklich, wird aber von zwei neidischen Grafen ermordet, ein Geschick, das auf seinen Bruder Ampedo einen so furchtbaren Eindruck macht, daß er den Wünschhut vernichtet und in der tiefsten Melancholie stirbt.

Den tiefen Sinn, welcher dieser Sage zu Grunde liegt, hat Rosenkranz in seiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter entwickelt. Mit dem nie versiegenden Seckel und dem Wünschhut, welcher fähig macht alle Hindernisse des Raumes zu überwinden,

ist das äußerliche Glück gegeben. Aber wo dieses Glück erscheint, erregt es den Neid, dieser die List und dieser den Untergang des Glückes. Der Besitzer des Glückes ist also deshalb nie glücklich, weil er entweder dem verlornen Glücke wieder nach zu jagen die qualvolle Arbeit oder das erworbene zu verlieren die fortwährende Angst hat. Da nun auch der Ausgang des Ganzen das Verschwinden des Glücks ist, kann das Glück nicht als gütig, sondern muß als grausam betrachtet werden; „denn diejenigen, welche ihm und nicht dem eignen Streben ihren Genuß verdanken, sind für sich wenig und daher Knechte dieser Herrin, der sie im Tumult ihrer regen Leidenschaften dienen, ohne zu sich selbst zu kommen. Dieser Widerspruch der Meinung, durch das Geld und den Wünschhut glücklich zu sein, mit der durch alle Länder treibenden Unruhe und Sorge für die Erhaltung des Gegebenen sind die hauptsächlichsten Elemente der Sage."

Bekanntlich hat L. Tiek diese Sage dramatisch zubearbeitet; Uhland hat uns ein episches Fragment gegeben, welches diesen Stoff behandelt, und es ist sehr zu bedauern, daß der Dichter diesen Gegenstand wieder hat fallen lassen. Uhland zeigt sich in dem Fragmente in der liebenswürdigsten Laune; da sein Gedicht die Wandelbarkeit und Laune der Fortuna darzustellen hat, ruft er gleich zu Anfang nicht die Musen als die Schützerinnen seines Gesanges an, sondern die Wolken, die Wellen, die Winde, welche ebenfalls in ewiger Wandelbarkeit sich zeigen.

Ihr Wolken, die ihr bunt den Himmel säumet,
Aufsteigt, Gestalten wechselt und vergehet!
Ihr Wellen, die ihr Sterne jetzt beschäumet,
Jetzt tief zum Abgrund stürzt, jetzt neu erstehet;
Ihr Winde, die ihr jene Wellen bäumet
Und jene Wolken durch die Lüfte wehet!
Euch ruf' ich an als Musen, führt zum Ziele
Mein Lied von der Fortuna laun'schem Spiele.

Die ariostische Laune, mit welcher der Dichter seinen Gegenstand behandelt, tritt namentlich in der Schilderung hervor, welche Andreas Rodio von dem Schicksale eines edlen Lords giebt, der in Turin gefangen sitzt.

Ein edler Lord ist zu Turin gefangen,
Deß kläglich Schicksal mir das Herz bewegt.
Dem armen Manne war es beigegangen,
Daß er sich eine Sammlung angelegt,
Nicht von Zwiefaltern, Steinen, Muscheln, Schlangen,
Noch Andrem, was man sonst zu sammeln pflegt;
Nein, wie die Britten stets Besondres freute:
Von Rechnungen der Wirth' und Handelsleute.

Seit Monden schmachtet er in Block und Eisen
Ob seiner Neigung für das Ungemeine;
Nun kam ich jüngst dorthin auf meinen Reisen,
(Ich kaufte dort zerschiedne Edelsteine,)
Da ließ ich mir das Sehenswürd'ge weisen,
Die Kirchen, Klöster, heiligen Gebeine;

Und durft' ich wohl den Schuldthurm übergehen,
Wo jene seltne Sammlung ist zu sehen?

Man darf indessen nicht sagen, daß Uhland das Tragische, welches in dem Geschicke des Fortunat wie seiner Söhne lag, nicht erkannt hätte; er läßt es die Fortuna vielmehr selbst aussprechen:

Ha! — rief sie — fahre wohl, auf schwankem Kiel!
Fahr wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe!
O heil mir, daß hieher mein Auge fiel,
Wo längst Gesuchtes ich gefunden habe!
Du Vogelfreier, sei mein luftig Spiel!
Dich werd' ich redlich tummeln bis zum Grabe,
Dich werd' ich meine Macht an Tag zu legen,
Durch Lust- und Trauerspiele frisch bewegen."

Durch Trauerspiele, ja! wenn gleich die Dichter
Als Zufall in das Lustspiel mich gebannt.
Sie ziehen, traun! so wichtige Gesichter,
Wie zum Verwaltungsrath der Welt ernannt.
Und vor dem Stuhle dieser irdschen Richter
Werd' ich für blind, für ungerecht erkannt.
Bedachte Keiner denn, daß mit der Binde
Die strenge Dike selbst ihr Aug' umwinde?

Sollen wir nach diesen Auseinandersetzungen ein allgemeines Urtheil über den dichterischen Werth und

Charakter Uhlands aussprechen, so würde es folgendermaßen lauten: Die erste Forderung, die wir an einen großen Dichter machen müssen, ist, daß er eine große Weltanschauung habe. Die Weltanschauung Uhlands ist aber eine einseitige und beschränkte, es sind größtentheils nur die Empfindungen der Jugend, es ist die Sentimentalität und Treuherzigkeit des Mittelalters, welche hier zur poetischen Darstellung gelangen. Der Dichter scheint an den großen geistigen Bewegungen des Jahrhunderts, namentlich der Philosophie zu wenig lebendigen Antheil genommen zu haben, als daß er den Gesichtskreis seiner poetischen Anschauung hätte erweitern können; wir bemerken dies insbesondere an seinen dramatischen Versuchen; so edel und würdig er seine Charaktere hinstellt, so vermißt man an ihnen doch (wie Fr. Vischer bemerkt) diejenige dramatische Beredtsamkeit, welche nur da gedeihen kann, wo die Skepsis und Sophistik der Leidenschaft dem einfachen Weiß des Lichtstrahles sein prismatisches Farbenspiel giebt und die einfachen Gegensätze von Schwarz und Weiß durch Uebergänge und gegenseitige Bewegung vermittelt. Mit Recht ist daher bemerkt worden, daß die dramatischen Versuche Uhlands keine Dramen, sondern vielmehr dramatisirte Romanzen sind, in welchen einzelne Situationen der Vorzeit auf romantische Weise zur Anschauung gebracht werden.

Bei dieser Beschaffenheit der Uhlandschen Poesie, da sie sich der Wirklichkeit und Gegenwart mehr entfremdet als zuwendet, ist es denn natürlich, daß derjenige, welcher in der Poesie nicht bloß einen Reich-

thum jugendlicher Empfindungen, sondern großartige Charaktere, männliche Leidenschaften und Handlungen sucht, von der süßen, aber ermattenden Sentimentalität und Schwärmerei Uhlands sich abwendet. Wenn jene von Uhland dargestellte Richtung des Menschenlebens eine beschränkte genannt werden darf, so ist es demjenigen, der die Menschheit in ihrer allseitigen und großartigen Geistesbewegung in der Poesie dargestellt zu sehen liebt, nicht zu verdenken, wenn er die sanften Empfindungen zuletzt langweilig findet und von den schmachtenden Nonnen, von den Burgen und Klöstern hinweg nach Dichtern sich sehnt, welche, wie Shakspeare, „erhaben über Partei, Laune und einseitige Gefühlsweise, im Betrachten der schrecklichsten Gemälde des Menschenschicksals von keinem weichlichen Verzagen berührt, von allen Situationen, Leidenschaften, Charakteren, Verhältnissen, Zeit und Menschenaltern angezogen, an keines aber durch Vorliebe (wie Uhland ans Mittelalter) gefesselt sind;" wenn er nach Dichtern sich sehnt, welche, wie Schiller, die höchste Idee reiner Menschlichkeit erstrebten, wie sie aus der Versöhnung von Nothwendigkeit und Freiheit, von Sittlichkeit und Sinnlichkeit entspringt; wenn er sich an Charakteren erwärmt, die, wie Schiller, mit erhabenem Streben sich durch Sturm und Drang ringen und nach den großartigsten Kämpfen endlich auf dem Gipfel der geistigen Harmonie und Schönheit angelangen, welche, wie Schiller, „keine geringere Tendenz hatten, als den Genius der Menschheit aus allen Fesseln der Stände, der Nationalität, der Zeiten und der

Räume zu befreien und die reine Kraft der hellenischen Welt aus dem höhern Reichthum der christlichen Weltanschauung wieder zu gebären."

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ein Dichter, wie Göthe, dessen vorherrschende Aufgabe es war, die Unwahrheiten, Krankheiten und Abnormitäten des falschen subjectiven Pathos zu überwinden, an den Dichtungen Uhlands wenig Geschmack fand und die Bemerkung machte, daß aus dieser Region der Poesie nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen werde.

Es wurde oben bemerkt, daß Uhland gerade die von Göthe eingeschlagene Richtung volksthümlicher Naivetät in der Poesie fortgesetzt habe, und wir können wahrnehmen, daß sich in vielen Götheschen Gedichten dieselbe Wehmuth, wie bei Uhland, dieselbe Sentimentalität der Lebensanschauung findet, die in der Natur den Trost für die Zerwürfnisse des Lebens sucht; man darf nur, um dies zu beweisen, an das Fischerlied erinnern und an die Verse:

„Ach wüßtest du, wie's wohlig ist
Dem Fischlein auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest gleich gesund."

Es findet sich die Sehnsucht nach dem Frieden des Grabes, welche schwermüthig aus dem bezaubernden Liede hervorklingt:

„Ach, ich bin des Lebens müde! rc."

Aber diese Stimmungen waren in Göthe's Dichterleben nur Momente, bei denen er nicht stehen blieb, sondern von welchen aus er sich zur höchsten Kraft entwickelte. Daher flüchtet sich Göthe nicht in die Vergangenheit, wie Uhland sowohl in seinen Romanzen, als auch in seinen negativ kritischen Gedichten über das gute alte Recht; und wenn er Stoffe aus der Vergangenheit nimmt, wie die Iphigenie, so hat er sie, wie Hegel dies so schön im ersten Bande der Aesthetik auseinandergesetzt hat, mit dem modernen Geiste durchdrungen. Uhland hofft von dem Lichte, in welchem dunkle Wolken sich auflösen, die Verklärung für die Schatten seiner Seele. Göthe gelangte zu kräftigerem Bewußtsein, er verklärt seinen Schmerz im Liede; von der Poesie als der himmlischen, welche das Geistesleben für den Menschen zur Schönheit gestaltet, empfängt er seine Ruhe; und die Gunst der Musen, da sie Unvergänglichkeit verheißen, kann den Dichter über alle Trauer erheben; in der Unwandelbarkeit des Geistes fühlt er sich frei von dem Wehen banger Erdgefühle. Ueberall wird dies bei Göthe ausgesprochen. Man vergleiche nur die Gedichte „Zueignung" und „Dauer im Wechsel;" und was seine versöhnte Lebensansicht hervorgebracht hat, wird ewig in den Gedichten „Grenzen der Menschheit" oder „Edel sei der Mensch," anderer größerer Werke zu geschweigen, bewundert werden.

Die Lieder, welche die Liebe betreffen, sind bei Uhland entweder naive Entäußerungen des Gefühls, oder Ausdrücke der Wehmuth, wie im Volksliede. Ueber die Einfachheit des sich entäußernden Gefühls kommt Uhland nicht hinaus, während Schiller und Göthe die Empfindungen der Liebe in dem allgemeinen Geiste sich verklären lassen. Wir finden bei diesen Dichtern nicht allein die tiefe Innigkeit des unmittelbaren Gefühls, sondern erfahren zu gleicher Zeit den Grundzug dieser wunderbaren Macht, ihren innigen Zusammenhang mit der Wahrheit des göttlichen Geistes, ihre Wirkungen auf das menschliche Herz, und wie die wahre Leidenschaft ebenso aus der Quelle der göttlichen Liebe entspringt, als in sie zurückkehrt. Wer erinnert sich nicht an die unübertrefflich schöne Elegie, welche bei Göthe in der „Trilogie der Leidenschaft" steht, wo er schildert, welche Wandlung seiner Seele durch die Liebe geschehen sei:

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Wir erfahren von diesen Dichtern alle die Gegensätze, welche durch die Leidenschaft der Liebe in den Geist des Menschen treten, wir genießen an ihren Gedichten das tiefe schmerzenvolle Glück der Liebe, wir vernehmen

den Eros, der um die Stirn und Brust des Menschen schwebte, in das Herz ein Wohl und Weh, eine süße Bangigkeit wirft.

Wenn dies Alles nun bei Uhland nicht der Fall ist, so wird die angegebene Schranke uns doch den Genuß der Uhlandschen Dichtungen nicht verkümmern, und es scheint auf den edlen Mann die Strophe angewendet werden zu können, welche er selbst auf die beiden Sänger in dem Gedichte „des Sängers Fluch" gedichtet hat:

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

[illegible] der Ausdrücke der Wehmuth, wie im [illegible] [illegible] diese wunderbaren Macht, ihre [illegible] bang mit der Wahrheit des göttlichen Geistes [illegible] [illegible] innert uns [illegible] an die [illegible] Elegie, welche bei Göthe in der „Trilogie der Leidenschaft" steht, wo er schildert, welche Wandlung seiner Seele durch die Liebe geschehen:

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Wir erfahren von diesen Dichtern alle die Gegensätze, welche durch die Leidenschaft der Liebe in den Geist des Menschen treten, wir genießen an ihren Gedichten das tiefe schmerzenvolle Glück der Liebe, wir vernehmen

Justinus Kerner.

Justinus Kerner.

Ueber Justinus Kerner hat Dr. Fr. Strauß liebenswürdige Mittheilungen gegeben. Er führt uns im Herbst nach Heilbronn und Weinsperg und läßt uns dort an den Genüssen Theil nehmen, welche die Weinlese bietet oder in ihrem Gefolge mit sich führt. Wir sehen den Hügel mit seiner Burgruine, seinen halbverfallenen Thürmen und Mauern, auf welchem die Treue der Weinsperger Weiber sich bewährte. Wem wäre dieser Hügel nicht interessant schon durch Bürgers volksthümlich gewordenes Gedicht! Und in der neuesten Zeit ist er es noch mehr geworden, weil an seinem Fuße sich der Weinsperger Oberamtsarzt, der Dichter Justinus Kerner, angesiedelt hat.

„Es war eine schöne Zeit in der bösen Napoleonischen," sagt Fr. Strauß, „als die drei Dichter: Kerner, Uhland und Schwab zusammen in Tübingen studirten. Die klassische Form für die deutsche Poesie war durch Göthe und Schiller errungen, und so eben bestrebten sich die Romantiker, Tiek an der Spitze, ihr einen deutscheren, wärmeren, religiöseren Inhalt, und

damit auch der Form theils mehr Innigkeit und volksmäßige Einfalt, theils eine noch freiere Ungebundenheit zu verleihen. Unsre drei jungen schwäbischen Dichter, durch Talent und Neigung vorzugsweise zur Lyrik bestimmt, wetteiferten in Liedern und Romanzen, von denen manche noch jetzt zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Dichtung gehören. Doch ließ sich schon damals, und läßt sich überhaupt in den Dichtungen, namentlich von Uhland und Kerner, bereits die innere Verschiedenheit nachweisen, welche die beiden Männer nachher in so verschiedene Richtungen des Lebens und der Thätigkeit auseinandergeführt hat. So oft wir auch beide auf demselben Gebiete treffen, so ist dieser gemeinsame Boden doch nicht das Feld, auf welchem jeder von beiden die meiste Stärke besitzt. Um bei dem Unbestimmteren, wie, daß Uhland mehr verständig, plastisch, Kerner mehr empfindend und phantastisch ist, uns nicht aufzuhalten, so kann wohl am bezeichnendsten gesagt werden: Uhlands Gabe ist, sich in bestimmte menschliche Zustände hinein, Kerners, sich über sie hinauszuempfinden. Die Situationen des Frühlings, der Reise, des Schäfer-, Sänger-, Ritterlebens sind es, in welche sich Uhland mit Liebe und Behagen zu versetzen und sie uns aufs Lebendigste vorzuführen weiß; Kerner'n dagegen treibt es nicht nur aus dem Menschentreiben in die Natur, aus der Ebene in die Berge und Wälder, sondern überhaupt aus der irdischen Fremde in die höhere Heimath, aus dem Leben in den Tod hinüber. Hierdurch fällt innerhalb des Bodens der Romantik selber wieder Uhland der clas-

sischen, Kerner der romantischen Seite zu. Uhlands Muse, so oft sie auch in das Unendliche als solches hinüberstrebt, weiß sich doch noch öfter in ihren besten Erzeugnissen im Endlichen anzubauen, und in ihm das Unendliche zu finden; die Kernersche, obwohl es auch ihr in manchen Balladen und Liedern gelingt, im Diesseits sich zu befriedigen, zeigt doch ihren eigenthümlichen Charakter da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Jenseits aufsteigen läßt. Was Wunder, daß, um im Bilde zu bleiben, die ins Jenseits aufgestiegenen Düfte und Dünste oben zu gespenstigen Wolken zusammengerinnen, welche denn natürlich nicht unterlassen werden, manch spukhaftes Hagelkorn in unser Diesseits herabzuwerfen? So wie andrerseits Uhlands Behagen im Diesseitigen, da es nur ein Behagen an den einfachsten sittlichen Elementarzuständen, wie Familien, altdeutscher Staat als Zusammentritt freier Männer, ferner Liebe in ihren naivsten Formen ist, in ein Unbehagen an allem Demjenigen umschlagen mußte, was in Staat, Sitte und Literatur jetzt über jene Anfangsgründe hinausgeht."

Das erste Werk, welches Kerner herausgab, waren die Reiseschatten (1811). Zwei Elemente sind in demselben verarbeitet; das eine ist das romantische: Spott und Verachtung gegen die platte Prosa der Aufklärung, Begeisterung für Mittelalter und Natur, innige Versenkung in Andacht und Liebe; andrerseits hat der Dichter seine Erinnerungen an erlebte Verhältnisse, an Personen und Orte darin niedergelegt.

Wenn in den meisten Gedichten Kerners eine wehmüthige, klagende Stimmung vorherrscht, so finden wir in den Reiseschatten auch des Phantastischen und Komischen viel, welches mit dem Sentimentalen wechselt; aber der Dichter selbst bemerkt, daß seine Scherze erst aus tiefem Gram entsprossen seien.

Ein Grabeshügel steht in düstrer Trauer,
Doch bunte Blumen aus ihm lustig sprossen,
Auf Thränenweiden an der Friedhofmauer
Die muntern Vögel singen, scherzen,
Das Auge glänzt von Thränen übergossen,
Der Mund doch lächelt, — das sind bittre Schmerzen!
Und solchen Schmerzen sind die Scherze, Possen,
Die hier ihr leset, einstens auch entsprungen;
Sie sind die Blumen, einem Grab entsprossen,
Die Vögel, hüpfend auf der Friedhofmauer:
Denn frühe schon ergriff mich tiefe Trauer
Und hat das Herz mir bis zum Tod durchdrungen.

Wir treten mit dem Dichter gleich Anfangs in die alte Reichsstadt ein. Es war Nacht, als der Dichter von seinen Begleitern in den Straßen allein gelassen wurde; „von nah und fern tönte nur noch so manches Lied, das da heilig ist! Die schöne gothische Kirche, noch nicht vom Monde beleuchtet, stand in Trauer da; lange Seufzer ertönten in ihr, wie die Pulse einer Uhr. Immer schauriger und ernster wurden Nacht und Stille um sie; da sang eine dumpfe Stimme, wie

aus den Tiefen ihres Chores: es war der Geist der Kirche:

Weh dem lebenden Geschlechte!
Weh dem schwachen, weh dem kleinen!
Unter Seufzen, unter Weinen
Harr' ich, wie viel tausend Stunden!
An die Särge festgebunden,
Keine Rechte
Will zu lösen mich erscheinen.

Die den Tod für mich gefunden,
Schmach und Wunden,
Liegen all' um mich in Grüften —
Auf denn Geister in den Lüften!
Und ihr unter Leichensteinen!
Schwebt in der Gestirne Scheinen
Ein in die verlassenen Hallen!
Daß die heil'gen Lieder
Wieder
Ernst durch die Gewölbe schallen.

Der Geist der alten gothischen Kirche klagt hier über die Kleinheit und Schwäche des Zeitalters, und damit ist der Grundton des Buchs angeschlagen. Der reisende Dichter trifft nun auf dem Postwagen verschiedene Reisende. Ich hebe zunächst den wahnsinnigen Dichter Holder hervor. Es ist der Dichter Hölderlin; Hölderlin, der mit ächt romantischem Gemüthe

in den schönsten Metren des alten Hellas dichtete! Wer kennt diesen Dichter nicht wenigstens durch sein außerordentliches Gedicht: „das Schicksal?"

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand;
Als nun des Schicksals ehrne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen bittern Kampf gebot:

Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur.
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Lust der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeihn,
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und stolz zu sein.
Triumph! die Paradiese schwanden:
Wie Flammen aus der Wolke Schooß,
Wie Sonnen aus dem Chaos wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht,
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit.
So stieg, in tiefer Fluth erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Still lächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüthe Cypria.

Durch Noth vereiniget beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwert und Lanze ward getauscht.
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie wie ein Adlerpaar zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit.

Die Klagen lehrt die Noth verachten:
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Giebt Muth der Brust, dem Geiste Licht;
Der Greise Faust verjüngt sie wieder,
Sie kömmt wie Gottes Blitz heran
Und trümmert Felsenberge nieder
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage
Mit Unerbittlichkeit vollbringt

Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern,
Was groß und göttlich ist, besteht.

O Du, Gespielin der Kolossen,
O weise, zürnende Natur,
Was je ein Riesenherz beschlossen,
Es keimt in Deiner Schule nur.
Wohl ist Arcadien entflohen:
Des Lebens beßre Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.

Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Pepromene, Dir!
Ein Saitenspiel und süße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabst Du mir;
Die Flammen und die Stürme schonten
Mein jugendlich Elysium,
Und Ruh und stille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nur von Kampf und Schmerz
Die Blüt' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!

Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust!
Der Tugend Siegeslust verjünge
Bei kargem Glücke mir die Brust!
Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!"

Dieser außerordentliche Dichter, der jetzt dem Wahnsinn verfallen ist, stellt nun die Romantik vor, wie sie den prosaischen Reisegefährten des Dichters als toll erscheint. Der Chemikus, der mit im Wagen sitzt, bemerkt gegen seinen Nebenmann, einen Pfarrer, daß die Seele dieses Menschen zu viel Sauerstoff haben müsse, und daß man ihm, um ihn radikal herzustellen, bloß eine Schweinsblase voll Wasserstoffgas beizubringen habe. Der Pfarrer aber, welcher allen Materialismus und insgeheim alle Chemie als Verstoß gegen die Moralität verwirft, kann der Meinung des Chemikers nicht sein; er hält vielmehr eine gravitätische Rede, in welcher er jedes Nachgrübeln über die Bestandtheile des Körpers und der Seele für höchst naseweis und moralitätswidrig erklärt, und überreicht dem wahnsinnigen Holder die nüchternsten Aufklärungs- und Erziehungsschriften, um ihn zu hei-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

len. Aber Holder packt den Pfarrer bei der Gurgel und würde ihn erdrosselt haben, wenn dieser nicht Hülfe bekommen hätte. Statt Holders, welcher auf den Sitz des Conducteurs gebracht wird, steigt nun in den Wagen der Antiquarius und Poet Haselhuhn. Dieser reist zu dem Maienfeste, welches die Redaction des „schmeckenden Wurms" (einer Zeitschrift) und ihre sämmtlichen Mitglieder veranstalten. Welch' ein Entzücken, als sich jetzt der Pfarrer und der Schreiner im Wagen auch als Mitarbeiter am schmeckenden Wurm erkennen! Welch ein wechselseitiges Umarmen und Freundschaftslächeln! Die Mitarbeiter werden so begeistert, daß sie sogar ein Volkslied singen.

Der Dichter aber kann es unter den aus Zeitungsblättern geschnittenen Fratzen nicht länger aushalten; „ein heiliger, lebendiger Wald" ist in der Nähe, er springt aus dem Wagen und in den Wald hinein. Aber kaum ist er ein paar Minuten gegangen, als plötzlich aus dem Wagen eine Stimme aus vollem Halse: „Feuerjoh! es brennt alles zusammen!" brüllt. Haselhuhn steht in lichten Flammen, der Schreiner und Pfarrer springen feldeinwärts, der Chemikus steigt auf einen Baum und sucht von hier aus in einer langen Rede den Postknechten die Möglichkeiten einer Selbstentzündung begreiflich zu machen.

Haselhuhn hatte sich jedoch nur dadurch entzündet, daß er ein Stück Schwamm brennend in die Tasche gesteckt hatte. Der Chemikus widerspricht dieser Meinung, der Schreiner giebt ihm Beifall, und man ist entschlossen, einen Aufsatz über diese interessante

Erscheinung von Selbstentzündung eines Antiquarii für den schmeckenden Wurm zu schreiben.

Da zeigt sich zum Schrecken der „Plattisten," daß der Conducteur der Verleger des schmeckenden Wurms, der Popanz, ist; sie fallen auf ihre Kniee und bitten den zürnenden Popanz um Barmherzigkeit. Der besänftigte Popanz streckt zum Beweise seiner Gnade die Hand durch das Fenster in den Wagen, nachdem er aus seiner Dose eine Prise Taback auf sie gelegt hat, und die Plattisten fahren mit ihren Nasen sofort auf die Prise zu.

Auf der Poststation steigt der Popanz mit den Plattisten aus; dagegen besteigen der Chemicus, Haselhuhn, der Dichter und drei lustige Studenten, Verfechter der Poesie, den Wagen. Der Dichter giebt sich der neuen Gesellschaft sogleich als den chinesischen Schattenspieler zu erkennen und zieht einige seiner Figuren aus dem Nachtsacke, welche die Studenten mit vieler Lust betrachten.

Da die neuen Pferde entsetzlich schlecht liefen, und der Postknecht sich durch Nichts bewegen ließ, schneller zu fahren, wird der Gesellschaft die Vermuthung des Dichters immer wahrscheinlicher, daß der Postknecht kein wahrer Postknecht und die Pferde keine wahren Pferde, sondern das Ganze bei dieser theuren Zeit und Surrogat-Wuth bloß ein Surrogat für Pferde und Postknecht sei, etwa eine Maschine von Pappendeckel.

Die Nacht war hereingebrochen, und der Dichter erbietet sich, zum Besten des abgebrannten Haselhuhn ein chinesisches Schattenspiel im Wagen aufzuführen. Und es erscheinen nun in dem Schattenspiel „König Eginhardt" als sprechende Figuren: „ein Zwerg, eine Nonne, Adelheid, Kaiser Otto, ihr Vater, König Eginhardt, Dietwaldus, dessen Hofmeister, ein Tisch, zwei Sessel, der Teufel, eine Zigeunerin, ein Nachtfräulein, ein Schildknecht und Professor der Astronomie, eine Mäusin, eine Maus, ein Pudel."

In diesem Schattenspiel geht nun auf romantische Weise alles bunt durcheinander. Tische und Sessel sprechen, der Pudel amüsirt ein gebildetes Publicum durch eine Deklamation und bellt, der Kaiser macht den Schildknecht, weil dieser ein Licht im Walde erblickt, zum Professor der Astronomie, u. s. w.

Die Reisenden gelangen nun in eine herrliche, romantische Gegend, welche der Mond wundersam hell beschien. In dem Wagen war ein Kasten, in welchem Zwerge sich befanden. Sie waren jetzt herausgeschlichen, spatzierten auf den Rädern des Wagens umher und bliesen mit einem silbernen Horne ins Thal hinaus. Der Dichter und die Studenten waren recht erfreut über die wundersamen Gestalten.

Während der Mond immer heller und voller über die Berge schien, kommt plötzlich ein Reiter auf einem weißen, dürren Gaule einhergeritten, der seltsam mit Blumen umhängt war; der Reiter aber hatte ein langes, weißes Tuch im sonderbarsten Faltenwurf um sich geschlungen und eine hohe Lilie in der Hand.

Es war der wahnsinnige Dichter Holder, welcher mit wildem Singen durchs Thal kam, und als er sich dem Wagen gegenüber befand, mit einem wilden Schrei vom Pferde durchs Wagenfenster hereinsprang und mit Küssen auf den Dichter und die Studenten losstürmte. Er fängt an zu sprechen: „Im Grunde der See, wo die Meerfrau reitet, da klingt Koralle und Muschel — — — im Schloß von Krystall, da geht's hoch her. Meine Mutter, die brachte mir Blumen, als ich einst in der Wiege lag — — die Mutter aber hatte die Blumen geholt bei der Nachtfrau im Walde, — — — da brachte sie eine Lilie, die war groß — — und war verschlossen eine Knospe. — — — Da war es Nacht, und sie stellte die Lilie vor die Wiege in ein Glas Wasser — — da ging die Lilie im Mondschein auf, und daraus flog der Teufel, und der trug mich mit der Wiege auf einen Berg — — o weh! — — (da hub er zu weinen an.) Wein nicht! weint nicht! (sprach er dann weiter) es geht der Berg auf, — — siehst du den lichten Zug weißer Jungfrauen aus ihm wallen? Die tragen das Kind zur heiligen Taufe — — Hallelujah! — — Ha! ha! ha! tanzt! da ist ja die Musik! Seht ihr den Kern des Lichts ins blaue Weltall gesteckt? Wolken! ihr Blätter von Azur und Gold! Jetzt dehnt er sich, jetzt ist er Knospe, — spring auf! nun wogt es, nun strömt es, Farbe, Licht und Ton, sie duften aus dem Kelche aus — es athmen die Berge, die Thäler und Klüfte und saugen und trinken mit Ungestüm."

Als die Reisenden in einem Städtchen ankommen, erwartet sie außer andern Abenteuern auch ein Schauspiel. Die dort anwesenden Comödianten hatten im Sinne, das herrliche Schauspiel von Schönaich, „die Sonnenjungfrau" aufzuführen, ein großer Hause des gebildeten Publicums war in den obern Zimmern des Wirthshauses versammelt, die untern Zimmer und die freien Plätze vor dem Hause waren voll von Studenten, und diese verlangten, daß „der Todtengräber von Feldberg" aufgeführt werde.

Das gebildete Publicum, welches sich der ersten Sitze bemeistert hatte, erwartet die Sonnenjungfrau und führt unterdessen eine gebildete Unterhaltung.

„Es ist herrlich," sprach ein Amtmann aus dem gebildeten Publicum, „die Decorazionen sind ganz neu gemalt, ich ließ mir alle vorweisen, und so habe ich freilich die Sache schon gesehen; aber meiner Frau zu lieb mußte ich noch einmal herein, die ist so sehr begierig auf das Füttern der Vögel."

„Ich muß gestehen," sprach sein Nebenmann, der Wachstuchfabrikant, „dies ist auch einzig, gar lieblich und natürlich."

„Hören Sie," versetzte der Gerichtsassessor, „ich sah dies Stück nur einmal; aber es ist eine einzige Lust, wie drinnen die Sonne aufgeht, so natürlich, ich glaube, man könnte mit einem Brennglas im Theater die Tabakspfeife anzünden."

„Ich muß gestehen," versetzte der Apotheker, „ein Lustspiel wäre mir doch lieber; das Lustspiel besuch ich

immer, und zwing mich recht ordentlich zum Lachen; denn sie können nicht glauben, welch' eine große Erleichterung dies meiner Brust, die immer voll Schleim ist, verschafft."

„Da haben Sie vollkommen Recht," sprach die neben ihm sitzende Amtmännin, so ein Trauerspiel kann oft entsetzlich schaden; es macht gar zu wehmüthig, darum bat ich meinen Mann, mich bei den traurigsten Stellen nur allemal schnell an der Sohle zu kitzeln."

„Ich muß zu meiner Schande bekennen," sprach ein junger Mensch auf einem der vorderen Sitze, „mir ist das Stück gänzlich unbekannt."

„Junger Mann!" erwiderte ihm ein Plattist, „da sind Sie noch weit zurück! so etwas kennen zu lernen, gehört zur ersten Bildung. Ich will mich Ihrer annehmen, junger Freund! Halten Sie sich nur genau an mich! So oft ein Hauptcoup, eine treffende Stelle, ein ächt moralischer Zug von Freigebigkeit, Edelmuth, ein feiner Witz, eine Rührung, eine Verwicklung vorkommt, werd' ich klatschen; dann klatschen Sie mir nach. Sie könnten klatschen, wo kein Gebildeter, wo kein Kunstkenner klatscht, und dies könnte leicht Ihrem künftigen Fortkommen schaden."

„Angefangen! angefangen!" schrie ein welker Kerl von Leder aus dem gebildeten Publico, der wie die Scheide eines Hofrathsdegens aussah, „diese Spannung ist mir unerträglich."

„Sie haben Recht," versetzte sein Nebenmann, der Scharfrichter des Orts, der sich zum gebildeten Publico vorgedrungen, „ich bin recht begierig auf den Galgen."

„Und ich," versetzte sein Gevatter, der Schneider, „kann fast nicht erwarten, bis ich meinen Lehrburschen singen höre. Der Kerl hat eine recht helle Stimme, deswegen hat ihn der Herr Schauspieldirector bestellt, um das Lied vom Galgenvogel zu singen."

Nach solchen Unterhaltungen erfährt das gebildete Publicum mit Schrecken, daß wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit der ersten Schauspielerin, Madame Miranda, nicht die Sonnenjungfrau, sondern der Todtengräber von Feldberg aufgeführt werden solle. Während das gebildete Publicum vor Schrecken starr und bleich ist, rufen die vierzig Studenten Bravo. Ein Plattist aber spricht endlich laut seinen Unwillen aus über dieses Stück, diese grelle, unmoralische, gehaltlose Fratze, die ohne allen Zusammenhang, ohne alle Haltung und Verwickelung ist, wo in einer Scene nur drei Worte gesprochen werden, wie in einem Krippenspiel! Und der Pfarrer bemerkt dem neben ihm sitzenden Magister, daß die Aufführung einer so abergläubischen Fratze schon von Polizei wegen nicht geduldet werden dürfe, da in derselben gegen alle Aufklärung der Teufel erscheine, und zwei Todtengerippe sich aus dem Grabe erhöben und sprächen. Und ihrer Amtsehre wegen, bemerkt der Pfarrer weiter, könnten sie nicht bei der Aufführung eines Stückes sein, in welchem der Teufel erscheine, da sie denselben ihrer Schul-

jugend und gesammten Gemeinde längst als ein erbärmliches Ammenmährchen gepredigt. So will denn er mit dem Magister und einigen andern Geistreichen gehen. Aber die Studenten verhindern es, ohne darauf zu achten, daß der eine der Geistreichen der Verfasser der Sonettenfalle und Assonanzenhechel, der andere der Verfasser des moralischen Jünglingsfreundes und Mitglied zur Wiederherstellung der gesunkenen Aufklärung ist, der dritte mit seiner berühmten Zeitung, dem schmeckenden Wurme, zu prostituiren droht.

Das Schauspiel wird nun aufgeführt und mit einem Volksliede eröffnet. Der Todtengräber tritt auf; sein Bestreben, fliegen zu können, hat ihn so weit geführt, daß er sich dem Teufel ergeben hat. Sein sehnsüchtiges Streben, zu fliegen, spricht der Todtengräber sogleich mit faustischem Pathos aus:

Siehst du den Reiher dort oben, Weib?
Blau, wie der Himmel sein Flügel,
Licht und Luft ist der stolze Leib,
Ihm deucht die Erde ein Hügel.
Sieh an! so bodenlos und ohne Zügel,
Ist einst das Wagstück mir gelungen, Weib,
Werd ich auch angestaunt dort oben schweben.

— — — —

Die Mücke darf zum Himmel sich erheben,
Frei schwebt sie auf und tanzt im Sonnenstrahl,

Der Mensch nur soll gebannt ins niedere Thal
Mit Moos und Schwamm an Stein und Erde kleben?

Neben ihm ist ein Poet eine interessante Erscheinung, da er die romantische Einbildung hat, daß er selbst werde zur Blume werden.

Ha! wie ist mir doch zu Muthe
Jetzt in diesen Frühlingszeiten!
Fühl' ich nicht in meinem Blute
Wunderbares Sehnen, Streiten,
Duften, Singen, Grünen, Blühn,
Himmel golden, purpurn, blau,
Rosen, Lilien auf der Au.
Aber auf in ferne Weiten
Treibts mich wie den Blüthenstamm,
Zweige, meine Arme, breiten
Sich gen Himmel wundersam.
Meine Füße nimmer schreiten,
Wurzeln in die warme Erde,
Und nun ist's nicht zu bestreiten,
Daß ich selbst zur Blume werde.

Der Todtengräber kann von seiner Sehnsucht zu fliegen weder durch seine Frau, noch durch den Nachbar Schmied abgebracht werden. Der Schmied nennt das Gold den Stein der Weisen; „habe ich den," sagt er zum Todtengräber,

„Dann könnt ihr in den Lüften schnaufen,
Könnt Sonnenschein und Mondschein saufen,
Als Adler oder Papagei
Durchfliegen aller Himmel Himmel.
Das ist mir alles einerlei,
Ihr bleibt bei all' dem mager, wie mein Schimmel.„

Aber der Todtengräber erwidert mit erhabenem Stolze:

Im Strahl der Sonne,
Im Schein des Mondes, in der Stern' Gefunkel,
Da such' mein Gold' ich, sel'ge Wonne!
Wird's rings auf Erden dunkel,
Werf' ich um mich mein seltsames Gefieder,
Und schwing' mich über meiner Gräber Hügel,
Ein Luftgespenst auf kühnem Flügel'
Singt ein Lied aus dunkeln Lüften nieder.

Dann ruft er seiner Frau zu:

Da blick hinaus und sieh mich frei und fröhlich schweben
Im himmelblauen Tag, wo nichts mich kann umschließen,
Den Lüften, den Sternen gegeben —
Es liegt die Welt, wie klein, zu meinen Füßen.
Sie breiten wohl die Arme nach mir aus,
Die Männlein da, erstaunt ob meinem Flug;
Doch bleiben fest sie, jenen hält ein Haus,
Den eine Scheuer, den ein Ochs, ein Pflug,
Ich aber werfe meinen letzten Heller,

Mich zu erleichtern, stolz auf sie hinab,
Und fliege himmelauf noch schneller.

Späterhin verschreibt sich der Todtengräber dem Teufel gegen das Versprechen desselben, ihm das große Räthsel zu lösen, wie man dem Vogel gleich frei in den Lüften schwebe. Man sieht dann eine wilde Waldgegend, einen dunkelblauen See, aus welchem der Tod steigt und die Worte spricht:

Bei Gerippen, Leichen, Schlangen,
In des alten Seees Tiefen
Lausch verborgen ich schon lange,
Bleicher Geist geheimer Mächte,
Daß ich meine Opfer fange.
Und die hier vorüberliefen,
All' noch faßte meine Rechte,
Niederziehend in die Tiefen.

Er rafft nun einen Mönch, einen Jäger, einen König, ein Mädchen mit sich fort in die Tiefen des Seees.

Mit der lieblichen Scene zwischen Elsbeth, der Tochter des Todtengräbers, und dem Gärtner bildet die Erzählung der Frau des Todtengräbers, welche über die Folgen jenes dunkeln Bundes Aufschluß geben, einen schneidenden Contrast:

Wie kam er doch so ganz verstört nach Haus!
Bleich, abgemattet, schrecklich sah er aus;
Gleich einem Vogel, den ein Sturm verschlug

Und ihn in einer Nacht vom Süd- zum Nordpol trug.
Lang stund er still, antwortend keinen Fragen,
Doch endlich sprang er auf und fiel mir um den Leib
Und sprach mit Thränen: sterbe, gutes Weib!
Da brach ich aus in Schluchzen und in Klagen. —
Was er dann sagte, ach! ich kann es nicht nachsagen —
Doch fühl' ichs tief', ja süß ist mir der Tod,
Seit er mir jenen Kuß der ew'gen Brautnacht bot.

Sie erzählt weiter von dem Gerede der Nachbarn; man wollte ihn im fernen Walde am schwarzen See sitzend gesehen haben, nach andern sei er vom Kirchhofe aus über die fernen Berge geflogen, was ihm vom bösen Feinde gelehrt sei.

Der Todtengräber ermordet seine Frau und Tochter, um den mit dem bösen Geiste gemachten Contract zu erfüllen. Die Stimmung seines zerrütteten Geistes spricht er auf dem Kirchhofe bei nächtlicher Weile aus, vor zwei geöffneten Gräbern stehend:

Einziehen mit euch durch diese stille Pforte?
Weh! dürft' ich, weh! der Hölle schwarzer Wächter
Peitscht mitleidslos am Eingang mich zurück.
Ein sollt ihr zieh'n in Lieb', durch mich geleitet;
Ich aber blutbespritzt, den schwarzen Geist zur Seite,
Schweif' heimathlos im weiten Reich der Luft. —

(Zieht ein Messer und schleift es an einem Grabsteine
Fährt auf.)

Es war mein Wille! — und es soll geschehen!
König der Nacht! dir sei, was ich gelobet.
Und wer? — — wer blieb mir noch im weiten Raum der Welt?
Eltern? da schlummern sie, ringsum die Freunde,
Zwei blieben noch — — die forderte die Hölle!
Und ich, ich bin ihr Werkzeug! — —
Sarg ist auf Sarg gethürmt, Geripp' steht auf Gerippe,
Euch all' hab' ich zur Ruh gebracht, und ich,
Ich darf nicht ruhn! — — —
Als hätte rings der Erde weiter Grund
Für mich nicht Raum mehr, angefüllt mit Leichen,
Als wär's hier oben ringsum stumm und leer —
Und hätten sie, indeß ich träumend schweifte,
Den Freudensaal da unten voll gefüllt, —
Als hätte mich die Erde, eine Leiche,
Im grimmen Hasse wieder ausgeworfen,
So ist's mir, so!

In dem neuen Aufzuge finden wir dann den jungen Gärtner, wie er Elsbeths Grab mit Blumen bestreut und dazu die lieblichen Verse spricht:

Gewaltsam abgepflückt liegst nun hier unten du,
Standest ein Stern in wolkenloser Ruh,
Warst eine Blume, die dem Gärtner sich vertraut,
Der, wenn schon alles ruht, noch liebend nach ihr schaut.
Hör's, Else, die im mondgewebten Kleide!
Dahinflog einst, ein Bild von Liebesscherz und Freude,

Hör's, seltsam Kind! so wundersamer Art,
Als in dem dunkeln Schooß ein stilles Meer bewahrt,
Hör's, Heilgenbild! Hör's, liebevolle Braut!
Denkst du noch mein? Wohl dir! Hörst keiner Klage Laut.
Alle Blumen wallten zu Dir, all' brach' ich ab,
Mag ihrer nicht an fremdem Orte warten!
Will keinen andern Garten,
Geliebte, als dein Grab!

Ueber den Todtengräber erfahren wir dann, daß er den Tod am Galgen hat erleiden müssen.

Auf dieses Trauerspiel folgt nun eine reizende Partie; der Dichter fährt beim Scheine des Mondes auf einem Schiffe den Fluß hinab; eine blinde Harfnerin befindet sich auf dem Schiffe, ein fremdes Mädchen mit fremder Mundart und eigenthümlichem Wesen zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Zu der Gesellschaft kommt noch ein Mühlknecht, der in den Krieg zieht und von seiner Geliebten Abschied genommen hat mit der Ahnung, daß er im Kriege fallen werde. Die Gesellschaft singt Volkslieder:

Es war in des Maien mildem Glanz,
Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.

Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
Um eine Linde im grünen Thal.

Ein fremder Jüngling, in stolzem Kleid,
Sich wandte bald zu der schönsten Maid;

Er reicht ihr dar die Hände zum Tanz,
Er setzt ihr aufs Haar einen meergrünen Kranz.

O Jüngling! warum ist so kalt dein Arm?
In Neckars Tiefen, da ist's nicht warm.

O Jüngling, warum ist so bleich deine Hand?
In's Wasser dringt nicht der Sonne Brand!

Er tanzt mit ihr von der Linde weit;
Laß, Jüngling! horch die Mutter mir schreit!

Er tanzt mit ihr den Neckar entlang;
Laß! Jüngling! weh! mir wird so bang!

Er faßt sie fest um den schlanken Leib:
Schön' Maid! du bist des Wassermanns Weib!

Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein:
O Vater und o du Mutter mein!

Er führt sie in einen krystallenen Saal.
Ade, ihr Schwestern im grünen Thal!

Noch andere Volkslieder werden gesungen, die fremde Jungfrau erzählt vom Meere und seinen Wundern, bis das Schiff ans Land stößt und die Reisegefährten sich trennen. Mit dem Mühlknecht trifft jedoch der Dichter später wieder zusammen; und jener

erzählt viel von den Wäldern, Thälern und Bergen seiner Heimat, auch von seiner Geliebten, wobei ihm die Thränen in die Augen treten.

Beide kommen in die Stadt Grasburg. Der Dichter erkennt hier wieder den Chemicus, mit dem er früher im Wagen saß, und wird von demselben zu einem Nachtessen eingeladen. Er habe, bemerkt der Chemicus, seinen Gegner, den berühmten Chemicus Staudenmeyer zu Tische gebeten, um ihn gänzlich zu überzeugen, daß die gesauerstoffte Haselnußstaudenfaser ein Surrogat für das Hasenfleisch sei. „Sehen Sie," fährt er fort, „mein Haus! Ganz so, wie es da vor uns steht, ist es aus lauter Surrogaten erbaut. Kein wahrer Stein, kein wahrer Kalk, kein wahres Holz kam dazu, ja nicht einen Nagel von wahrem Eisen können Sie darin finden." In der Herberge liest der Dichter die Geschichte von dem Maler Andreas und Anna, welche als ein Seitenstück der Geschichte des Mühlknechts betrachtet werden kann. Als er am andern Morgen die Stadt verläßt, begegnet ihm am Thore ein junger Geistlicher, ein Kapucinerbruder vom St. Rosenberg; sie setzen zusammen ihre Wanderung fort und treffen auf eine Gesellschaft Zigeuner. Der Charakter des Mönchs tritt am lebhaftesten in den Worten hervor:

„Weinen möcht' ich, wenn ich so überdenke, wie vieles Herrliche die neuere Zeit unwiederbringlich zerstörte, hätt' ich nicht der Natur in ihrer Stille aufgehorcht, in ihrem Wachsthum ihren Gang betrachtet und gefunden, wie eine Wiederkehr des alten Glaubens allmäh-

lig in ihr sich hervorbewegt. Gleichwie in jeder einzelnen keimenden Blume die Züge des ganzen kommenden Frühlings liegen, so liegen im Kinde die Züge eines künftigen Geschlechts."

„Betrachtet eine solche unverdorbene Pflanze genau, ihr werdet finden, daß sich ihre Züge seit Jahren, einem falschen aufklärenden Streben zum Nachtheil; dem Glauben, der Liebe und Treue aber zur Förderung, immer mehr und mehr ändern."

„O laßt nur getrost die Menschen walten, bauen und umgestalten, wie sie nur wollen! Sie prägen ihren Geist und Willen, ihr Dafürhalten dieser Erde nicht ein, so wenig, als den Sonnenschein der ersten Mitternacht, so wenig als sie verhindern können, daß der Frühling, der unter dem Schnee reift, endlich hervorbreche; erscheinen wird der Geist, der schon längst still in der ganzen Natur herankeimt, — der Geist des alten Glaubens."

Es folgt darauf wieder eine höchst lustige Scene. Der Dichter sitzt mit einem lustigen Koch, einem dicken Bronnenmacher und einem sehr magern Pfarrer im Postwagen, und der Koch weiß durch die Beschreibung einer sehr leckern Mahlzeit die beiden letzteren so gierig zu machen, daß der Pfarrer dem Bronnenmacher in die fette Wange beißt.

In den Hallwäldern (dem Odenwalde), auf welche der Dichter von dem Mühlknechte aufmerksam gemacht war, gelangt er in die Heimat desselben, und sieht das wunderbare Mädchen, welches aus Liebe zu dem entfernten und in der Schlacht tödtlich verwundeten Geliebten

(dem Mühlknecht) verschmachtet. Der Brief des Mühlknechts war mit den Thränen des Mädchens benetzt, er enthielt die rührenden Worte:

Nicht im Thale der süßen Heimat,
Beim Gemurmel der Silberquelle —
Bleich getragen aus dem Schlachtfeld,
Denk ich dein, du süßes Leben!

All' die Freunde sind gefallen,
Sollt' ich weinen hier der eine?
Nein! schon naht der bleiche Bote,
Der mich leitet zur süßen Heimat.

Und die Freunde alle haben
Angelobet mir im Sterben:
Mitzufeiern meine Hochzeit
Dort im Thale der süßen Heimat.

Flecht' ins Haar den Kranz der Hochzeit,
Halt bereit die Brautgewande
Und die vollen duft'gen Schaalen:
Denn wir kehren alle wieder
In das Thal der süßen Heimat.

In dem Traume erscheint dem Dichter nun die Jungfrau mitten unter Gräbern stehend, ein Kranz von Lilien und Rosen ging durch ihre schwarzen Haare, eine heilige Verklärung umströmt ihr Angesicht, und sie singt das Lied:

Komm, Bräut'gam! kommt ihr Gäste!
Schon steht im Hochzeitkleid

Die bleiche Braut bereit,
Erwartend euch zum Feste.

Herbei! herbei! zum Tanz,
Die bleiche Braut zu führen —
Seht! ihre Haare zieren
So Ros' als Lilienkranz.

So Mond und Sterne kränzen
Lichtvoll das dunkle Thal,
Lampen im Hochzeitsaal
Die Leichensteine glänzen.

Und weil nach Tanz und Lauf
Der Ruh' wir nöthig hätten,
Schloß ich zu Schlummerstätten
Die stillen Gräber auf.

Seht! eure Betten kränzet
Der Rosen stolze Art,
Doch eine Lilie zart
Am Bett der Braut erglänzet.

Die Hochzeit ist bereit,
Komm Bräut'gam! kommt ihr Gäste!
Es öffnen sich zum Feste
Die schwarzen Thore weit.

Als er erwacht, sieht er das Mädchen bleich und todt auf ihrem Lager.

Wir finden den Dichter darauf wieder auf dem Postwagen, mit einem Juden zusammen; sie fahren in das Städtchen Mittelsalz ein, wo der Dichter ein Soldatensurrogat kennen lernt, und seinen einst verlornen Stock wieder sieht, dem unterdessen unter den Händen eines Professors das schlummernde Genie erwacht ist, da er von dem Professor Jahre lang in die Vorlesungen mitgenommen und in alles Wissen desselben eingeweiht worden. Der Stock hat jetzt eben das Examen auf das Vortrefflichste bestanden, schreibt Recensionen und tritt als Doctor legens auf. Darauf wohnt der Dichter den Vorlesungen eines Professors bei; alle Zuhörer schliefen; unter den letztern befindet sich des Dichters Vetter, der Steinsammler, den er auf seinem Zimmer besucht. In demselben Hause wohnt der Dichter Kullikeia, welcher den Herren Professoren wegen seines sonderbaren Betragens und besonders wegen seiner dichterischen Beschäftigungen längst verdächtig ist. Jetzt eben erscheint eine Commission, um des Dichters Zimmer zu untersuchen, welche aus einem Professor der Medicin, einem Doctor der Theologie, einem Doctor Juris und einem Doctor der Chirurgie besteht. „Hungertod," sagt der Doctor Juris, „spricht das Gesetz über denjenigen aus, der mit der Poesie sich beschäftigt." Der Dichter Kullikeia hat seine Schriften und Bücher alle in einem Fasse, es sind außer eigenen Producten und den Werken von Jacob, Böhm, Novalis, welche die Untersuchungscommission für wahnwitzige Skribler erkannten, Schriften, welche als moralitätswidrig gebranntmarkt werden, wie For-

tunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, Till Eulenspiegel, die sieben weisen Meister, die Geschichte von der unschuldig bedrängten Genovefa, die historische Wunderbeschreibung von der schönen Melusine, die schöne Magellone und andere Volksbücher. —

Interessante Persönlichkeiten sitzen wieder mit dem Dichter in dem Postwagen, ihn selbst finden wir bald in Nürnberg, wo die heilige Sebalduskirche mit ihren Kunstwerken sein staunendes und andachtsvolles Gemüth beschäftigt.

Hier sieht er auch jenes fremde Mädchen wieder, welches seine romantische Sehnsucht nach dem Meere von neuem ausspricht: „O Meer, daß ich ferne von dir weilen muß, wie oft stand ich einst an meiner heimischen Insel an deinem bunten Bette! Gewaltiges Sehnen zog mich, durch den Krystall der Wellen zu schauen. Da war mir, als tönten süße Stimmen zu mir herauf, die riefen mir zu: Steig hinab in unsere Lichtheit! War mir da zu Muth, als wäre nur da unten meine Heimat. Dann benetzt' ich mich, meine Sehnsucht zu stillen, mit Meerwasser und badete in den hellen Krystallen die langen Locken. Das Meer war meine Wiege, seine Muscheln, Steine und Korallen meine Spiele um sie, als Kind riß man mich von ihm; den Fesseln entsprungen, die mich seitdem fern von ihm banden, eil' ich ohne Aufenthalt zu ihm zurück, es werde mein Grab. Dann werd' ich die sehen, die wir so oft gerufen; es wird mir Alles klar werden da unten, die Steine, die Blumen, die Muscheln und Fische;

alle Klänge und Gestalten meiner Kindheit werden sich aufthun den trunkenen Blicken."

Dieses fremde Mädchen hat nun auch in einem Garten, in welchem eine schauerliche Stille herrschte, kein Vogel sang und nur eine Ziege in hohem Grase lag, (ein Garten, der ein Bild des Wahnsinns war), dem Dichter sowohl seinen als seiner Freunde Sterbetag vorausgesagt. Auf ganz romantische Weise bekommt also in Nürnberg, der Heimat der altdeutschen Kunst, in der Gegenwart des geheimnißvollen Mädchens die Geschichte des Dichters ihren Abschluß.

Rosenkranz sagt von dem Taugenichts von Eichendorf, daß derselbe recht ein Abbild der romantischen Poesie sei, wie sie durch Wald und Feld planlos in süßen Empfindungen und Ahnungen hinschwelge! Dieselbe romantische Richtung finden wir auch in Kerners Reiseschatten. Der Mittelpunkt dieser Reiseschatten ist der Dichter selbst, die absolute Willkür desselben; er wandert durch die Welt und seine Erfahrungen, Anschauungen und Empfindungen sind es, welche er als Poesie uns darbietet. Diese ihrer selbst bewußte Willkür ist ein vorherrschender Zug der Romantiker; und wie zum Beispiel in dem Heinrich von Osterdingen von Novalis nicht das Romanhafte, die Erzählung der Schicksale des Helden, sondern vielmehr die Bemerkungen über Kunst, Geschichte, Geologie, Natur, Liebe,

die Hauptsache bilden, so sind auch bei Kerner die in seinen Reiseschatten auftretenden Personen wirklich nur Schatten, und sie verschwinden gegen die Empfindungen, Ansichten, Herzensangelegenheiten des Dichters. Die romantische Poesie warf sich, in das Mittelalter zurück, machte das Volksthümliche zum Gegenstande poetischer Verherrlichung, und richtete sich in ausschweifender Begeisterung für vergangene Zeiten befangen, mit ironischem Tone gegen die Jetztwelt. Mit dieser Begeisterung war die üppigste Hingebung an die Heimlichkeiten der Natur verbunden, eine stets zum Abenteuer aufgelegte Laune, Waldlust, Bergluft, Quellengeriesel, mondbeglänzte Zaubernacht hält den Sinn gefangen, seltsame Wolkengebilde ziehen am Himmel, Harfentöne erklingen und dehnen die Empfindung ins Unendliche aus, eine wundervolle Mährchenwelt steigt auf vor den betäubten Sinnen, gegen welche die Wirklichkeit als das Unwahre verschwindet, und das Dämonische, Gespenstische tritt aus derselben hervor.

Man frage sich nun, ob sich diese Elemente der romantischen Poesie nicht durchweg in Kerners Reiseschatten finden. Ein Hauptzug derselben ist der Spott gegen alle Aufklärung und Nüchternheit des Verstandes; wie wird der schmeckende Wurm mit seinen Mitarbeitern, wie werden alle aus Zeitungsblättern geschnittenen Fratzen verspottet! Jene Nüchternheit der Aufklärung, welche Alles auf das Princip der Nützlichkeit zurückführt, jene begeisterungslose Plattheit der Gesinnung, welche unfähig ist, das Schöne und Große als solches zu lieben und zu erkennen, und Alles nur für

bestimmte Zwecke berechnet, Alles nur aus beschränkten und gemeinen Gesichtspunkten anschaut, — wird dem lustigsten, aber auch bittersten Stoffe Preis gegeben. Man erinnere sich nur an das Gespräch der Plattisten vor der Aufführung des Todtengräbers von Feldberg und vergleiche damit das Gedicht „Spindelmanns Recension der Gegend," in welchem der Recensent die Burg auf steiler Höhe abgeschmackt findet, den krummen Lauf des Flusses tadelt, die Mühle in den wüsten Klüften wegen ihres rohen Schalles verachtet und zuletzt mit dem Nützlichkeitsprincip schließt.*) In einem andern Gedicht „Gespräch" läßt der Dichter die Nützlichkeitskrämer in ihrer ganzen Unbefangenheit und Blöße sich produciren:

Erster.

Widrig ist mir fürwahr, was schön tönt, ohne zu nützen.
Triebe des Hirten Gesang nur eine Mühle des Thals.

Zweiter.

Widrig ist mir fürwahr der Wind, den die Orgel vergeudet,
Wenn aus der Pfeife gejagt, er nicht Getreide noch stäubt.

---

*) Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.

Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich sind,
Doch nicht brauchbar sind zu Brühen,
Ueberlass' ich gern dem Wind.

Dritter.

Widrig ist mir fürwahr der Abendglocken Geläute,
Treibt es nicht drohend Gewölk' über dem Acker mir weg.

Vierter.

Widrig ist mir fürwahr jedwedes Bildniß von Marmor,
Spendet nicht Wasser sein Mund, trägt es nicht stützend ein Haus.

Fünfter.

Immer am widrigsten bleibt der Schein des Monds und der Sterne,
Nicht ein Körnlein, bei Gott! weckt ihr unpraktischer Strahl.

Ich glaube freilich nicht, daß in dergleichen Gedichten viel Poetisches zu genießen ist und finde außerdem, daß der Dichter seinen Humor zu oft an den unschuldigen und langweiligen Mitarbeitern des schmekkenden Wurms und andern Aufklärungsschriften ausläßt; er wird aber noch unpoetischer und selbst höchst nüchtern-verständig-lehrhaft, wenn er das Gedicht „Saul," welcher Christum verfolgt und durch eine Stimme bekehrt wird, nur giebt, um eine Anwendung davon auf einen Theologen am Neckarstrande zu machen, „welcher am Schreibtisch sitzend giftige Dinte auf Gläubige spritzt."

Jeder faden, aufklärenden, nützlichkeitssüchtigen Richtung des Verstandes aber setzt der Dichter Gestalten und Erscheinungen mit Vorliebe entgegen, welche

dem Gemüth genug zu empfinden, der Ahnung genug zu träumen geben. Zunächst die Charaktere; zu den Gestalten, welche dem Dichter die liebsten sind, gehören der Mühlknecht und seine Geliebte, das fremde Mädchen, der Mönch. Der Mühlknecht verflüchtigt sich in der That zu einem Schatten, und es ist in dieser Beziehung jene Stelle beachtenswerth, in welcher der Dichter sein Erstaunen über die Bemerkung ausspricht, daß der Mühlknecht gesprochen habe, wie er (der Dichter) spreche (der Mühlknecht hatte auf den schmeckenden Wurm losgezogen) und ganz dasselbe Gesicht angenommen habe. Das Wesen des Mühlknechts ist aber durchaus Empfindung, Sehnsucht, Ahnung; er weiß, daß er nicht lange mehr leben wird, und bei allen trüben Gefühlen ist ihm doch wohl zu Muth.

Das fremde Mädchen bleibt immer geheimnißvoll, fremd und wunderbar, und gleicht darin fast dem Elemente, nach dem sie sich so sehr sehnt, dem Meere. Ihre Sehnsucht geht nur in die Ferne; man kann sagen, das Tieksche:

Warum Schmachten,
Warum Sehnen,
Alle Thränen
Ach! sie trachten
Weit noch ferne,
Wo sie wähnen
Schön're Sterne.

ist ihr Glaubensbekenntniß. Der Mönch aber spricht ganz die Ansichten aus über Natur, über alte Denk-

mäler der Baukunst, über Blumen, Religion und Glauben, welche dem Dichter selbst eigenthümlich sind.

Wenn der Mönch überzeugt ist, der Geist des alten Glaubens werde wiederkehren, so macht der Dichter eben jenen Geist des alten Glaubens und der alten Zeit seiner Zeit gegenüber geltend. Zunächst erscheint der kalten Welt gegenüber die Natur, der Dichter entspringt seinen hausbackenen Reisegefährten in einen großen heiligen Wald. Denn die Natur, welche dem Individuum keine Selbstständigkeit entgegensetzen kann, stört auch die tiefe Empfindung, die zarte Seelenstimmung nicht, muß es vielmehr ruhig erdulden, daß auch die willkürlichste Stimmung und Geistesaffection in sie hineingetragen werde. Ja, bei Kerner muß sie sogar Partei nehmen gegen die Plattisten und die Leute von Geschmack. „In einer Zeit von zwei Stunden war zwei Stunden im Umkreise kein Mann von Geschmack mehr zu sehen. Darüber war der Mond außerordentlich vergnügt; er kam eigentlich näher herab, und ward daher größer, auch die Nachtigallen, welche sich vor den kritisirenden Zeitungsschreibern und Correspondenten seit einigen Tagen schüchtern versteckt hatten, kamen ans Mondlicht und fingen alsbald ihre Volkslieder wieder zu singen an."

„Die Grillen und Grashüpfer zirpten nach Herzenslust wieder auf den Ehrenpreisstengeln, Schlüssel- und Gänseblumen am Wege, und auch die Brunnen, Quellen und Wasserfälle, welche aus Angst, sie möchten von einem correspondirenden Reisenden von Geschmack aufgespürt und beschrieben werden, schon seit

drei Tagen den Athem angehalten hatten, schnauften, sprangen und musicirten wieder in aller Liebe"

Mit dieser schwärmerischen Zärtlichkeit für die Natur hängt nun des Dichters romantische Begeisterung für das fremde Mädchen zusammen, deren ganzes Wesen in der Sehnsucht nach dem Meere sich ausspricht, und welche dem Dichter nicht anders als wie eine Meerfrau vorkommt. Mit jener Naturschwärmerei stimmt denn auch einerseits überein die liebevolle Erwähnung von allerhand Aberglauben, wie Erscheinungen des Teufels und abgeschiedener Seelen, Erhebung von Schätzen, alte Weiber, die in stürmischer Nacht auf einem Besen über das Dach hinfahren, Zigeuner u. s. w., andrerseits die Verehrung der Volkslieder, Volkssagen, Volksmärchen, welche eben wegen ihrer Unmittelbarkeit, die jedoch oft nur scheinbar ist, geliebt werden. Es ist nun zwar nicht zu verkennen, daß den Volksliedern oft eine tiefe Empfindung zu Grunde liegt und sie in ihrer einfachen Kraft schön genannt werden müssen; aber die Begeisterung der Romantiker (vgl. Arnim und Brentano) ging doch zu weit, wenn sie auch das Geschmacklose und Rohe als schön und tief bezeichneten. Hegel hat in der Aesthetik schon die Rohheit getadelt, welche in dem „Tambourgesellen" aus des Knaben Wunderhorn in den Worten sich ausdrückt: „O Galgen, du hohes Haus!" Solche Rohheiten finden wir auch in den Volksliedern, die in den Reiseschatten stehen, ja der Dichter hat sogar den guten Geschmack so weit vergessen, daß er dergleichen

Lieder nach dem Muster des Volksliedes gedichtet hat. Man vergleiche folgendes Lied, welches von Kerner stammt, aber von den Herausgebern des Wunderhorns für ein altes Volkslied gehalten und in ihre Sammlung mit aufgenommen ist:

„Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.
Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg' und weint:
Wer dich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Feind.
Feinsliebchen, was hilft hier lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Geist.
Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg' ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.
Und Morgens muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft;
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank ich in freier Luft."

O Galgen, du hohes Haus!

Ist das nun nicht Alles romantisch? Die Ironie, welche das Alltagsleben und die Verstandesaufklärung

verspottet, ist ein Zug, den wir bei Tiek genügend finden, wenn wir nur den gestiefelten Kater und den Prinzen Zerbino wieder aufschlagen wollen. Das Phantastische bei Kerner, daß in dem Schauspiele „König Eginhardt" Tische und Stühle sprechen, finden wir im Zerbino nicht minder, wo Flöten und andere Instrumente sich des Wortes bemächtigen und geistreiche Auseinandersetzungen über ihren himmelblauen Geist geben. Die Begeisterung für alles Volksthümliche, Mittelalterliche theilt Kerner ebenfalls mit Tiek und den übrigen Romantikern, welche alle, wie Friedrich Schlegel es ausspricht, die Tendenz hatten:

Die alte Schönheit, eh' sie ganz verschwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten.

Wie Tiek sich von Jacob Böhme ganz begeistert zeigt, so daß „er von ihm aus nur das Christenthum verstehen wollte, das lebendigste Wort im Abbild der ringenden und sich verklärenden Naturkräfte, so daß ihm nun alle alte und neuere Philosophie nur historische Erscheinung wird, — so finden wir auch bei Kerner eine große Zärtlichkeit für Böhme. Durch die Liebe zur Sage und zum Wunderbaren aber hat unser Dichter einen noch größern Zusammenhang mit Novalis; das fremde Mädchen mit seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande und dem Meere treffen wir bei Novalis ebenfalls an — im Heinrich von Ofterdingen.

Novalis fordert immer Naturpoesie, Wunderbares, weil er sich immer von der Wirklichkeit abkehrt; Kerner stimmt auch hierin mit ihm überein, und wir können eine Stelle aus dem Heinrich von Ofterdingen auch auf Kerners Reiseschatten anwenden.

Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt, es sei geschehn,
Kann man von weitem erst kommen sehn;
Frei soll die Phantasie erst schalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier Manches verschleiern, dort Manches entfalten,
Und endlich in magischem Dunst verschweben.

Kurz, es herrscht hier, um mit Hegels Worten zu reden, ein willkürlicher Mysticismus, der die Wahrheit des menschlichen Gemüths durch die Wunder des Gemüths, durch die Mährchen eines höher sein sollenden inneren Geisteslebens verdrängt.

Jener Mysticismus, wie er einen charakteristischen Zug der Poesie und der Religion von Novalis bildet, besteht in der Unendlichkeit des Gemüths, welches sich in seine innere Wunderwelt vertieft. Die Unendlichkeit des Gemüths zeigt sich als die tiefste rücksichtsloseste Empfindung, welche überall nur den Selbstgenuß fordert und daher die Zustände und Zeiten am meisten liebt, welche dem Selbstgenusse der unendlichen Empfindung nichts Störendes und Hinderndes

entgegensetzen. Wie sich daher die Empfindung (wie bei Novalis) am liebsten der Nacht zuwendet, in deren geheimnißvollem Schooße alle Bestimmtheit der Verhältnisse aufhört, so sucht sie auch am liebsten die Befreiung von allen Härten, Beschwerden und Unruhen des Lebens — nicht in der Freiheit des seiner Herrschaft sich bewußten sittlichen Geistes, sondern in der widerstandslosen Natur und ihren Geheimnissen, und zuletzt im Tode.

Diese mystische Richtung finden wir nun ganz bei Kerner und er zeigt darin die größte Uebereinstimmung mit Novalis, nur daß bei dem letzteren jede Empfindung und Richtung des Gemüths rücksichtsloser und tiefer ausgesprochen ist. Ich führe, um das Gesagte zu beweisen, zuerst ein religiöses Gedicht Kerners an:

Ich hing mit heißer Liebe
An einem ird'schen Bild,
Das ach! mit eitlem Triebe
Das schwache Herz erfüllt';
Es schwand des Lebens Frieden
Und matt blieb ich hienieden.

Da blickt' ich, ach, mit Thränen
Hinaus wohl in die Welt,
Es stillte nicht mein Sehnen,
Was frommem Sinn gefällt;
Wohl standen Mond und Sterne
Kalt in der schwarzen Ferne.

Mich und die Welt zu fliehen,
Faßt ich den Wanderstab,
Viel Blumen sah ich blühen,
Doch keine brach ich ab,
Mich trieb ein banges Ahnen
Nach ungewohnten Bahnen.

Da blickt von Bergeshöhen
Mir, ach! so neu, so mild,
Als hätt' ichs nie gesehen,
Vom Kreuz des Mittlers Bild,
Nicht konnt' ich widerstreben,
Auf zog es mich mit Beben.

Und was ich jüngst begehrte,
Das Ird'sche, floh mein Herz,
Hinab sank Staub und Erde,
Sonne flog himmelwärts.
Hin kniet' ich im Entzücken
Es an das Herz zu drücken.

Da strömten Ruh und Wonne
Aus ihm in meine Brust,
Als wär' es eine Sonne,
Durchzückt es mich mit Lust;
Es flogen Engel nieder
Und grüßten mich als Brüder.

Doch sieh! zum süßen Lohne
Neigt mild das Bildniß sich,
Es sinkt die Dornenkrone
Von seinem Haupt auf mich.
Fest drückt' ich sie zum Herzen,
Fühlend so süße Schmerzen.

Und bis zur Todesstunde
In Weh und Lebenslust
Fühl' ich die theure Wunde
Nun tief in meiner Brust.
Fühl', wie ein neues Lebe
Mir ganz in ihr gegeben.

Wir sollten nun glauben, weil der Dichter durch Christus ein neues Leben empfangen hat, müsse er die Welt mit diesem neuen Leben anfassen, eine kräftige heitere Stimmung müsse in ihm herrschen, da er in Christus die Wahrheit des göttlichen Geistes besitzt. Wir sollten meinen, er werde, wenn das Leben ihn hart anstoße, durch das Bewußtsein, im Besitze der Wahrheit durch Christus zu sein, dem Anstoße mit Kraft begegnen, ihn mit energischem Geiste überwinden. Aber wir finden uns in dieser Meinung oft getäuscht. Denn bald genug nehmen wir wahr, daß sich der Dichter von dem kalten Treiben der Menschen hinwegsehnt nach der hehren Waldeinsamkeit, wo einzig eine Freude für sein armes Herz zu finden ist. Er trägt Todeswunden durch die Schuld der Menschen, und

durch die Natur allein wird er gesund, nur durch das junge Grün, das an sein Herz gelegt wird, schlägt dasselbe stiller. Ich stelle hier eine Reihe von Kerner-schen Gedichten und Stellen aus Gedichten zusammen, welche das eben Gesagte beweisen:

Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht? —
Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht.

Kein Schatten unter Bäumen,
Nicht Glut des Sonnenstrahls,
Kein Schlummern und kein Träumen
Im Blüthenbett des Thals.

Kein Trunk vom Felsensteine,
Kein Wein aus vollem Glas,
Der Baumesfrüchte keine,
Nicht Blume und nicht Gras.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn. (p. 35.)

Der Einsame.

Wohl gehest du an Liebeshand,
Ein überſel'ger Mann;
Ich geh' allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann.

Es iſt des Himmels heilig Blau,
Der Auen Blumenpracht,
Einſamer Nachtigallen Schlag
In alter Wälder Nacht.

Es iſt der Wolke ſtiller Lauf,
Lebend'ger Waſſer Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer
Und leichter Vögel Flug.

Frühlingsmorgen.

Wenn die Lämmer wieder ſpringen,
Lerchen jubeln, Roſen glühn,
Muß das kränkſte Herze ſingen,
Und im Welken noch erblühn.

Wer in bangen Lebensſchmerzen
Einſam jetzt die Straße geht,
Singet ſelbſt aus düſtrem Herzen,
Wie ein Lied aus Wolken weht.

Wer verbannt, das Aug' in Thränen,
Jetzt in fremdem Lande zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er seiner Heimat Lied.

Flüsse, Saaten, tönend wallen; —
Aus dem fernsten Himmel blau
Weht ein Singen, lieblich Schallen,
Ueber Wald und helle Au.

Aller Gram, nun zeuch von hinnen,
Fülle nicht dieß Herze bang!
Strömet ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Lustgesang!

Frühlingskur.

Du junges Grün, du frisches Gras!
Wie manches Herz durch Dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt,
O wie mein Herz nach dir verlangt!

Schon brichst du aus der Erde Nacht,
Wie dir mein Aug' entgegenlacht!
Hier in des Waldes stillem Grund
Drück ich Dich, Grün, an Herz und Mund.

Wie treibt's mich von den Menschen fort!
Mein Leid das hebt kein Menschenwort;
Nur junges Grün, an's Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze stiller schlägt.

Waldleben.

Sei willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.

Bach und Thau giebt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
Tief in Klüften, nie erblickt,
Schlummert Gold und Edelstein.

Eile nicht zu Stadt und Thal:
Eine Mühle treibt der Quell,
Drossel, so gesungen hell,
Sitzt im Bauer stumm und kahl

Aus der Erde stillem Schooß
Reißen sie den Edelstein;
Wie ein Auge giebt er Schein,
Das von Thränen überfloß.

Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich jeder fragend an.

Aber hier im Waldesschooß
Gehst du einsam mit dem Quell,
Siehet dich kein Auge hell,
Als der Thau' auf Blum' und Moos.

Sehnsucht nach der Waldgegend.

Wär' ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch so lange, lange Jahr! —

Wo in euren Dämmerungen
Vogelsang und Silberquell,
Ist auch manches Lied entsprungen
Meinem Busen, frisch und hell.

Eure Wogen, eure Halle,
Euer Säuseln nimmer müd,

Eure Melodien alle
Weckten in der Brust das Lied.

Hier in diesen weiten Triften
Ist mir alles öd und stumm,
Und ich schau' in blauen Lüften
Mich nach Wolkenbildern um.

Wenn ihr's in den Busen zwinget,
Regt sich selten nur das Lied;
Wie der Vogel halb nur singet,
Den von Baum und Bach man schied

Winterklage.

Wenn in lichten Sommertagen
Leiden dieses Herz getragen,
Schlug es bald am Wiesenbach,
Bald in Waldesdämmerungen,
Wo die Nachtigall gesungen,
Mildern Melodieen nach.

Jetzt in trüben Wintertagen
Ach, wer stillet seine Klagen?
Nachtigall und Wiesenbach?
Wiesenbach ruht eng gebunden,
Nachtigall hat Tod gefunden,
Singt nicht mehr die Blumen wach.

Blumen auch sind rings verdorben.
Mutter Erde ist gestorben
Und ihr Kind verwais't, allein.
Einsam blickt's in blaue Ferne,
Komm! so rufen alle Sterne,
Hier ist ew'ger Maienschein.

Herz, so hör' denn auf zu schlagen!
Sieh! in diesen trüben Tagen
Singt kein Vogel, wallt kein Bach.
Willst dich nicht gefangen geben,
Treibst mit schmerzlich bangem Beben
Eine Well' der andern nach!

Die Antwort.

Warum du nur Klagetöne?
Warum du nur ew'gen Schmerz?
Stimmt Natur mit ihrer Schöne
Dich nicht einmal um zu Scherz?

Kommen Wolken hergezogen,
Liegt die Erde kalt und grau,
Bald ein lust'ger Regenbogen
Schimmert über Wald und Au.

Muß der Baum dem Frost sich beugen,
Steht er ohne Farb' und Duft,

Bald mit tausend Blüthenzweigen
Spielt er üppig in der Luft.

Warum du nur ewig Schmerzen?
Du nur ewig bangen Traum? —
Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur, wie Erd' und Baum,

Säng' ich lust'ge, farb'ge Lieder,
Spielt' ich wie ein herzlich Kind,
Jetzo wein' ich, bis ich wieder
Die verlorne Mutter find'.

Rath im Mai.

Wo Saaten sich erheben,
Wo froh die Vögel schweben
Mit Singen himmelwärts
In linden Maientagen,
Kannst du nicht ruhig schlagen,
Du krankes, krankes Herz?

Geh aus auf grüner Haide,
Wo's Blümlein blüht voll Freude,
In Duft, Gesang und Strahl;
Leg' dich zu ihm darnieder,
Duft, Himmelsglanz und Lieder,
Die heilen deine Qual.

Laß ganz der Menschen Streben,
Sei wieder frei gegeben
Der alten Einsamkeit!
Wie Vogel singt in Lüften,
Ausströmt die Blum' in Düften,
Strömt aus, o Herz, dein Leid —

Dann kehre sonder Trauern
In armer Städte Mauern:
Es kehret ohne Weh
Die Blum' ins Erdreich wieder,
Träumt Sonnenschein und Lieder
Tief unter Eis und Schnee.

Sehnsucht.

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur! in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen,
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

Der Menschen Treiben, ach!
Das hält mich nun gefangen,

Das folgt mir störend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.

Doch ist dies Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
Und, Mutter, ach! nach dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich!

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie ist's ergangen mir,
Daß ich verirrt so lange!
Mutter! zu dir, zu dir!
Wie ist's mir weh und bange!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

Frage.

Wärst du nicht, heil'ger Abendschein!
Wärst du nicht, sternerhellte Nacht!
Du Blüthenschmuck! du üpp'ger Hain!

Und du, Gebirg voll ernster Pracht!
Du, Vogelsang aus Himmeln hoch!
Du, Lied aus voller Menschenbrust!
Wärst du nicht — ach! was füllte noch
In arger Zeit ein Herz mit Lust!

Trost in der Natur.

Das Schicksal hat verschlagen
Mich an so manchen Ort,
Wo Andre unter Klagen
Bald wären weiter fort.

Ich doch blieb mit Vergnügen,
Sah ich nur einen Baum,
Sah ich nur Vögel fliegen,
Fühlt' ich mein Leiden kaum.

Und trug ich Schmerz und Wunden,
Ich klagte nimmer laut,
Konnt' immer noch gesunden
Im Lenz bei Gras und Kraut.

Ich hab' mich stets gehalten
An die Natur so warm,
Die Menschen ließ ich schalten,
Gott! — die sind kalt und arm.

Im Winter.

Als meine Freunde,
Die Bäume, noch blühten,
Rosen und Feuer-
Lilien erglühten,
Waren die Menschen
All' mir bekannt,
War mir die Erde
Lieb und verwandt.

Jetzt, wo die Freunde,
Die Bäume, gestorben,
Jetzt, wo die Lieben,
Die Blumen, verdorben,
Stehen die Menschen
Kalt auf dem Schnee,
Und was sie treiben,
Macht mir nur weh.

Diese Richtung des Gemüthes, welches sich von der Menschenwelt stets verwundet fühlt, mit Ueberdruß sich von ihr abwendet und in der Einsamkeit in der Natur die Heilung sucht und zu finden glaubt, ist durchaus eine Krankheit, eine Selbsttäuschung. Der Mensch steht dem Menschen mit Freiheit und Selbstständigkeit gegenüber, und die zarte Seele fühlt sich durch die Selbstständigkeit des gegenüberstehenden Individuums oft übel berührt; die Natur dagegen steht dem Men-

schen selbstlos und unfrei gegenüber und muß sich in ihrer Unfähigkeit, Widerstand entgegenzusetzen, ruhig gefallen lassen, was das Individuum mit ihr beginnt. Indem also der Mensch sich in die Einsamkeit der Natur flüchtet, die kalte Menschenwelt hinter sich zurücklassend, um dort den Frieden der Seele zu finden und zu genießen, versenkt er sich nicht in ein Anderes, sondern genießt und empfindet er nur sich selbst, lebt nur in seiner eigenen Gemüthswelt, und bleibt in der Gesellschaft der Natur doch immer nur sich selber Gesellschaft. Je empfindlich-kränklicher nun eine Seele ist, desto geneigter ist sie, bloß in sich zu leben, sich zu genießen, und von aller fremden Eigenthümlichkeit sich abgestoßen zu fühlen.

Es ist bekannt genug, wie allgemein dieser krankhafte Zug in der neuern Poesie sich findet. Die träumerische und weichliche Natur Höltys findet in dieser Naturschwärmerei ihr eigentliches Lebenselement. Das Herz klopft ihm, wenn er an das Land denkt, und den preist er wunderselig, welcher der Stadt entflieht. Je kränklicher seine Natur ist, je mehr sie den Keim des Todes in sich trägt, desto mehr fühlt er sich auch von dem Leben ausgeschlossen, in welchem die Andern so fröhlich sich tummelten, desto mehr fühlt er sich der einsam tröstenden Natur und den stillen Gräbern zugesellt.

Dieselbe Zärtlichkeit für die Natur begeisterte Kleists empfindungsvolle Muse, den Frühling zu be-

singen. Er begnügt sich nicht damit, denjenigen den Liebling des Himmels zu nennen,

der fern vom Getümmel der Thoren
Am Bache schlummert, erwachet und singt.

Sondern, da er die Ruhe, welche er sucht, in der moralischen Welt vermißt und nur im Schoße der leblosen Natur zu finden glaubt, geht er so weit, daß er ausruft:

„O Welt, du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beispiel siegt, und du o Feu'r der Jugend,
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein."

Jedermann weiß, daß diese Seite der Empfindsamkeit und Schwärmerei für die Natur, nachdem sie schon von Brockes berührt war, am lautesten von Klopstock angeschlagen wurde. Aus ihm gingen dann jene Dichter hervor, welche wie Geßner in seinen Idyllen die Liebhaberei an der Natur, das Malerische in der Beschreibung derselben auf die höchste Spitze trieben. Auf ihn wie auch auf Kleist hatte Haller gewirkt; sein Gedicht, die Alpen, hatte dieser in dem Glauben geschrieben, daß ein Volk von schlichter Sitte, fern von

den goldnen und papiernen Schätzen der Reichen und Gelehrten, noch heute im goldnen Zeitalter lebe.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer mißt den äußern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh' zur Lust, und Armuth glücklich macht!

— — — —

Dieselbe Richtung des Geistes finden wir nun vorzugsweise ausgeprägt in den Gedichten von Salis und Matthisson. In den Schattengängen des Haines, sagt Salis, entschlummern die Sorgen, schweigt die Ehrsucht, sprüht die Bosheit ihr Nattergift nicht aus; in der Entzogenheit findet er den Frieden, der ihn erweicht und stärkt, und so ist der Charakter seiner wie Matthissons Muse eine sanfte Schwermuth. Daß diese durchaus die Quelle jener Schwärmerei für die Natur ist, kann man am schlagendsten an Göthes Werther sehen, welcher um so tiefer in der Natur und für die Natur empfindet, je mehr seine ungestümen Forderungen von der Welt zurückgewiesen werden. Derselbe Zug kehrt im Tasso und im Faust wieder. Je mehr der erstere mit sich selbst in streitender Verwirrung ist, desto mehr wünscht er Zeiten und Verhältnisse zurück, welche der Einfachheit des Naturzustandes angehören. Man vergleiche den schönen Dialog zwischen Tasso und der Prinzessin und die Worte:

Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohn?
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt,
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang,
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler schweifend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt.

Wie nun diese sentimentale Betrachtung der Natur bei Kerner bis zur größten Kränklichkeit ausartet, lehrt ein flüchtiger Blick auf die oben angeführten Gedichte. Wenn es wahr ist, daß diese Sehnsucht nach der Natur eine krankhafte Stimmung des Gemüths ist, so wäre damit schon ein Urtheil über diesen Theil der Kernerschen Gedichte gesprochen. Uebrigens hat meines Wissens über diese Art der Poesie Niemand vortrefflicher geredet als Schiller, seine Urtheile und Bemerkungen in dieser Beziehung sind klassisch.

Er bezeichnet den ästhetischen Werth solcher Dichtungen, wie die Geßnerschen Idyllen sind, als gering,

weil sie, vor dem Anfang der Cultur gepflanzt, mit den Nachtheilen auch alle Vortheile derselben ausschließen und sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streite mit derselben befinden müssen. „Weil diese Dichtungen nun durch Aufhebung aller Kunst und durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie bei dem höchsten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geist und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht, wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben, sie können nicht beleben, nur besänftigen."

An einer andern Stelle weist der große Mann dem Dichter die Bahn an, die er zu verfolgen hat. „Er führe uns nicht rückwärts in unsre Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unserer Geisteskräfte, sondern führe uns vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjecten der Cutlur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche, mit einem Wort, den Menschen, der nun ein-

mal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elysium führt."

Diese Worte können nun auch auf diejenigen Gedichte angewandt werden, in welchen, wie in den Kernerschen, die Natur dem kranken, von dem Treiben der Menschen zu hart berührten Herzen Heilung gewähren soll, in welchen der Natur der Vorzug vor der Welt eingeräumt wird. Der empfindsame Dichter, welcher sich klagend der Natur zuwendet, sucht seinen Trost da, wo er ihn ewig nicht finden kann. Jene Natur, für welche er so zärtlich sich interessirt, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth, und er wird nun mit derselben Schwermuth aus ihr heraustreten, als er in sie eingetreten ist. Ich berufe mich dabei auf das Beispiel desjenigen Individuums, in dessen Herzen die Empfindsamkeit für die Natur am tiefsten wurzelte, auf Werther. Die Unruhe seiner Seele kann sie nicht vertreiben. „Es ist wunderbar," schreibt er, „wie ich hierher kam, und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog, — dort das Wäldchen! — Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Berges! — Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einandergeketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin und kehrte zurück und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! un-

ser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen, — und ach, wenn wir dahin eilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale."

Noch schlagender ist eine andere Stelle.

„Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur," schreibt Werther," das mich mit so vieler Wonne überströmte, das ringsumher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das einem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den

dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere glühende, heilige Leben der Natur eröffnete; wie faßte ich das Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele."

Aber diese reiche Empfindung konnte nicht vor der verzehrendsten Leidenschaft schützen, und den leidenschaftlich Aufgeregten, ruhelos Umhergetriebenen nicht befriedigen. Denn aus der Unruhe seines Bewußtseins, aus dem Schmerze des Gemüthes kann sich der Mensch nur erretten, wenn er sich des Geistes und der Wahrheit bemächtigt, wie sie sich in Gott und Welt, in den ewigen Offenbarungen des Gottes- und Menschengeistes entwickeln. Mit Recht setzt daher die in ihrer ruhigen Besonnenheit so herrliche Prinzessin in Göthes Tasso dem leidenschaftlichen, nach den einfachen Naturzuständen sich sehnenden Dichter die schönen Worte entgegen:

„Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich Dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig, als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt:

Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt.

Wenn wir also einen Dichter von der neuen Menschenwelt in die Einsamkeit der Natur sich flüchten sehen, so dürfen wir ihm wohl ohne Zweifel die Worte Schillers zurufen: „Frage dich wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmachtet? frage dich wohl, wenn die Kunst dich anekelt, und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder, ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen, und dein Ersatz muß die Freiheit selbst sein, aus der sie fließen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Conditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Cultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzigguten respectiren; nur das Böse desselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wech-

sel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtsein und Willen das Gesetz zu ergreifen oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen." —

Sehe ich mich nun in den Werken bedeutender Dichter um, so finde ich nicht, daß sie von dieser einseitigen und kränklichen Sehnsucht nach der Natur gefangen waren oder bei derselben stehen blieben. Schon bei Kleist, welcher sich doch wehmüthig nach Friede und Muße sehnt, die Kriege verflucht und den Eroberer Alexander wie einen armen Sünder klagen läßt, macht es einen vortrefflichen Eindruck, wenn er bei dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs die lyrische Dichtung vergißt und in einem epischen Gedichte seiner Kriegslust Luft machte, wenn der Tod für das Vaterland das Ziel seiner Wünsche und seines Lebens wurde. Ich gestehe ferner, daß mir bei Salis lieber als alle sanften Landschaftsgemälde und Beschreibungen ländlicher Ruhe Worte wie folgende sind:

— — — Mir ruft die wirbelnde Trommel,
Und der Kanonen Zug klirrt durch die Wölbung des Thors;

Bajonette blitzen, in langen starrenden Reihen,
Hoch vom Flattergeräusch farbiger Fahnen umweht.
Gebt mir die Lanz' und das Schwert, daß ich mich gürte!
Mir tönet
Laut die Stimme der Pflicht, lauter der Ehre Gebot.
Fröhlich folg' ich dem Heer in übende Waffengefilde;
Muthiger, ist's mir vergönnt, stürz' ich in Donner und Tod.

Ich finde immer, daß bedeutende Dichter große Ereignisse und Weltgeschicke, ewige Ideen zu Gegenständen ihrer poetischen Darstellungen machten, und über denselben die etwa auch vorhandene Sehnsucht nach Ruhe vergaßen. Man denke statt vieler Anderer nur an Schiller, der, wie Mörike so schön gesagt hat,

In der Musen Blicken
Selige Wahrheit las,
In ewigen Weltgeschicken
Das eigene Weh vergaß;

und man vergleiche von diesem Dichter ein Gedicht, in welchem er ebenfalls von der Natur ausgeht, „den Spatziergang." So reizend die Beschreibung der Natur im Anfange des Gedichts ist, so giebt uns der Dichter doch bald noch etwas Höheres. Zwar sagt auch er:

Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,

Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz;
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!

Aber bald wird er der Stadt ansichtig, und der Dichter verkennt nicht den höhern Geist, welcher hier waltet.

Sieh! da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze.
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.

Aus den heiligen Mauern haben sich Pflanzer der Menschheit ergossen, welche fernen Inseln Sitten und Kunst zusandten; hier sprachen Weise das Recht, Helden stürzten aus den Mauern heraus zum Kampfe, und von ihrem Blute begossen grünet der Oelbaum, keimt die grüne Saat. Die Gewerbthätigkeit entbrennt; die Flotten tragen den heimischen Fuß ins fremde Land, und die Künste wachsen.

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt, redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein;

Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber in stillem Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist.
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!

Wenn der Dichter nun sieht, welche traurigen Erscheinungen hervortreten, wenn der Mensch der wilden Begierde sich überläßt, so mag er wohl ein Recht haben, auszurufen:

O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig

Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz;
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest in gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

In diesem Gedichte stehen sich also auch Natur und das civilisirte Leben der Menschheit gegenüber; aber nur wenn der Dichter das Leben der Menschen der wilden Begierde, der gesetzlosen Willkür Preis gegeben sieht, wendet er sich an die ewigen Gesetze, welche in der Natur unverändert fortwalten, um in der Anschauung derselben wieder Muth zu finden für das Leben; nicht also aus einem schwachen Gemüthe überhaupt geht seine Liebe zur Natur hervor, sondern aus einem Gemüthe, welches von der Willkür und der Gesetzlosigkeit unwillig sich abkehrt. Wie herrlich sehen wir in dieser Elegie Schillers die großen Folgen und Erscheinungen der Cultur anerkannt.

Fragen wir aber, woher jene weichliche Sehnsucht nach der Natur, wie sie bei Kerner vorkommt, stamme, so hat darauf Schiller die vortrefflichste Antwort gegeben. „Wenn man sich der schönen Natur erinnert," sagt er, „welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glück-

lichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch' ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neueren an Naturscenen und an Naturcharackteren hangen können, bei demselben antrifft. Der Grieche hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an derselben, wie wir Neueren. Ja, indem er sie personifizirt und vergöttert und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Characktere, Handlungen, Schicksale und Sitten befriedigen ihn, und, wenn wir in gewissen moralischen Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug unserer Willensfreiheit, der uns so vielem Streit mit uns selbst, so vielen Unruhen und Verwirrungen aussetzt, gegen die wahllose aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist, gerade umgekehrt, die Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur schon in der unbeseelten Welt anzufangen und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrschte, dem Willen Einfluß zu geben."

„Woher wohl dieser verschiedene Geist? Woher kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur ist, so

unendlich weit von den Alten übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur außerhalb dieser in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsre größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließt, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der cultivirten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit."

Wie tief und wahr diese Bemerkungen Schillers sind, brauche ich nicht erst zu sagen. Für den Ausspruch, daß unser Gefühl für die Natur dem andern so nahe verwandt ist, womit wir die Kindheit betrachten, finden wir Belege auch in Kerners Gedichten.

Seinen Trost sucht und findet er sowohl in der Natur als in der Kinderwelt, wie folgende Verse beweisen:

„Was im weinenden Auge mir oft die Thränen zurück hält,
Ist ein spielendes Kind, oder ein Vogel im Flug."

Ferner das Gedicht:

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust;

Blick' ihm ins Auge unverwandt,
Tief in den sel'gen Grund:
Hab' Acht! du siehst das beste Land
Allein in seinem Rund.

Dann drück' es fester an das Herz,
Wo's anschlägt bang und laut:
Hab' Acht! es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Dann leg' es ganz ins Herz hineln,
Und schließ das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein;
Hab' Acht! — so heilest du.

Daß aber auch die Alten, welche nach Schillers

treffender Bemerkung vorzugsweise von dem Lebendigen und Freien, von Characteren, Handlungen, Schicksalen und Sitten befriedigt wurden, dieselbe Empfindungsweise für die Natur entwickelten, ist besonders bei den Römern sichtbar; sie mußte bei ihnen vorzugsweise hervortreten nach dem Untergange der Republick, wo der Genuß einer freien, großen Gegenwart nicht mehr vorhanden sein konnte, und daher dem Einzelnen die Nothwendigkeit, sich auf sich selbst zu beschränken, in sich selbst und in rein persönlichen Neigungen eine Befriedigung zu suchen, auferlegt war. So preist Horaz mit sichtbarem Vergnügen die ruhige Glückseligkeit, welche er fern von der Stadt in seinem Tibur genoß. So Tibull, dessen dichterischer Charackter in dem Schwärmerischen und Zärtlichen besteht und in einer Weichheit und Schwermuth, die sogar in Sehnsucht nach Tod und Grab übergeht.

Diese letztere Stimmung finden wir nun besonders bei Kerner. Und natürlich, wer seinen Trost nur in der Einsamkeit der Natur findet, wo das Herz ruhig in sich walten kann, ohne Anstoß zu erfahren, der geht nur noch einen Schritt weiter, wenn er die Ruhe auch im Grabe sucht, wo alle Bewegungen aufhören, alle Kämpfe des Individuums schweigen. So sagt denn unser Dichter, daß ihn nur des Grabes Moos heilen werde; er preist die Tanne, weil ihre Bretter den Lebenssatten zum ewigen Frieden einschließen; er lobt den Flachs, weil aus ihm das Todtenkleid gesponnen wird; der Oede und Fremde irdischer Straßen hält er die reiche und helle höhere Heimath ge-

genüber, und gesteht, daß sein Herz hier auf der Erde nie gesunden werde. Man vergleiche folgende Gedichte:

Ehmals.

Wohl hab' ich manches Lied erdacht
In Waldes Dämmerungen,
Die Vögel haben's mitgemacht,
Der Bach hat drein geklungen,
Den langen Weg, die fels'ge Bahn
Ging ich ein sel'ger Wandersmann.

Nun aber es mir nicht mehr glückt,
Noch Bach und Vögel singen,
Ich gehe trauernd und gebückt,
Träum' von verlornen Dingen;
Den langen Weg', die fels'ge Bahn
Sieht man mir im Gesichte an.

O armer Sohn der Arzenei!
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such' eins für eigne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos.

(p. 260.)

Der Kranke an den Arzt.

— — — — — — —

Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden,
Leichentuch und Grabesmoos.

(p. 266)

Preis der Tanne.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.

Und im Herbste, — welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus.

So sich brüstend sprach die Rebe:
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

Wanderer.

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Alphorn.

Ein Alphorn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt' es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen,
Tönt's tief ins Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gesunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Diese sehnsüchtige Stimmung des Dichters, welche sich von dem Leben in der Wirklichkeit müde abwendet und ihren trüben Blick auf Tod und Jenseits richtet, hat nun ihren Ursprung in dem wunden, schmerzerfüllten Herzen; und Kerner hat in einer Reihe von Gedichten geradezu ausgesprochen, daß der Schmerz die Quelle seiner Poesie sei. Einer Glocke sei des Sängers armes Herz zu vergleichen, und Schläge und Schmerz müsse es erleiden, solle es in Harmonie ertönen. Dieser Schmerz des Dichters

präsentirt sich nun in vielen Gedichten; wir begreifen das wohl; wer in der Wirklichkeit die waltende Wahrheit nicht erkennen kann, wer in dem leeren abstracten Jenseits eine Befriedigung sucht, die nicht zu finden ist, der muß auch fortwährend in unbefriedigter schmerzvoller Stimmung unter den Menschen wandeln, und die Erde für ein Thränenthal ansehen. Diese Stimmung des Dichters mag man aus folgenden Gedichten ersehen:

Kein Schwanenlied.

Ein Vogel singt im Sonnenschein,
Ein anderer im Regen singet,
Ein dritter schifft verstummt allein,
Und nur der Tod ein Lied ihm bringet.

Kaum hab' ich je im Sonnenschein,
Noch seltener in Lust gesungen;
Doch ist schon oft durch Nacht und Pein
Ein Lied tief meiner Brust entsprungen.

Und weil im Tod mir Leben blüht,
Er Freude mir nach Leiden bringet,
So singt auch einst kein Schwanenlied
Mein Herz, das nie in Freude singet.

Auf der Wanderung.

Morgen kommt mit leichtem Gruße
Und Natur beginnt ein Fest.

Mancher noch mit heißem Kusse
An das Herz was Liebes preßt.

Aber irre und verlassen
Treibt es mich durch Land und Meer;
Was ich innig möcht' umfassen,
Führt nicht Mond, nicht Sonne her.

In der Blume seh' ich's blühen,
Hör's im Nachtigallensang,
Mit den Sternen seh' ich's ziehen
Still und mild das Thal entlang.

Doch umsonst blickt voll von Thränen
Auge nach ihm himmelwärts;
Ungestillt im bangen Sehnen
Stirbt dahin dies warme Herz.

Im Walde.

Tief durch den Wald Gesang erschallt.
Die leichten Vöglein scherzen,
Der Mensch allein, der trägt die Pein
Recht tief im kranken Herzen.

Leicht hüpft der Bach den Blumen nach,
Ihm ist so kühl und helle;
Durch's Menschenherz, da schleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes Welle.

Gesang verhallt, Sturm wiegt den Wald
In dumpfen Melodieen;
Einsam die Bahn muß Wandersmann
Mit düsterer Wolke ziehen.

Rinn' nieder, Thau, aus Wolken grau,
Dich saugt die Blum' in Liebe!
Thrän', bleib zurück im Menschenblick!
Machst Blumen welk und trübe.

Ein Lied.

Im Faß singt mannichfaltig
Der Geist des jungen Weins.
Herzblut! du tobst gewaltig,
Doch ist dein Lied nur Eins.

Es liegt ein Reif von Eisen
Um's Faß zur sichern Hut,
Sonst würd' es ja zerreißen
Des jungen Weines Muth.

Es liegt ein Reif von Eisen
An eines Menschen Herz,
Sonst würd' es ja zerreißen
Der alte, bittre Schmerz.

Wer sang dies Lied, dies kleine?
Der Schmerz hat es gethan!

Vom milden Sonnenscheine
Klingt keine Saite an.

Im Wind und Regenschauer,
Bei düstrem Himmel nur
Erbebt, doch nur von Trauer,
Die Harfe der Natur.

Morgengefühl.

Der Morgenröthe Schein
Den neuen Tag verkündet,
Es steht der junge Hain
Von Liebesglut entzündet.

Die Sterne, Wanderns satt,
Sind längst hinabgestiegen,
Die Vögel an der Statt
Froh durch den Himmel fliegen.

Das arme Herz voll Pein
Ist bang und schwer befangen;
Es sitzt ein Vögelein
Krank hinter Eisenstangen.

Wohl hört es den Gesang,
Den frohen Flug der andern;
Da sitzt es matt und krank,
Kann singen nicht, noch wandern

Und meinte doch im Traum,
Das Haupt versteckt im Flügel,
Es säng' auf einem Baum,
Flög' über Thal und Hügel.

Frühlingsklage.

Die Sänger frei sich schwingen
Aus diesem Thränenthal,
Fröhlich im Sonnenstrahl
Ein helles Lied zu singen.
Ich blick' empor mit Sehnen,
Befangen schlägt das Herz,
Mein Lied erzeugt der Schmerz,
Schnell stirbt es hin in Thränen.

Die Sänger ruhn mit Wonne
Im grüngewellten Baum,
Sie träumen hellen Traum
Von Sternen, Mond und Sonne.
Ich sitz' in enger Zelle,
Kein Traum löst meinen Harm,
Ich sitze krank und arm,
Schmerz macht mir jede Helle.

Also jede Helle verursacht dem Herzen des Dichters Schmerz; wir kennen diesen Schmerz moderner Dichter, er ist genug uns langweilig geworden. Wir fra-

gen nach dem Grunde dieser Schmerzen; er liegt in der Helle, in der Wirklichkeit, welche sich dem süßen Sänger nicht immer schmeichelnd ans Herz legt. O Sänger! weißt du denn nicht, daß derjenige Dichter der beste ist, der der in seiner Zeit waltenden Ideen sich bemächtigt und sie in der Gestalt der Schönheit zur Anschauung bringt! Weißt du denn nicht, daß diese harte rauhe Wirklichkeit den tiefsten Kern in sich birgt, und daß allein in der Wirklichkeit, nicht in einem leeren Jenseits das Reich der Ideale zu finden ist? Hat denn unser Volk keine Geschichte mehr, mit deren großen Gestalten du dein Herz erfüllen könntest, deren Ideen werth wären, deine Phantasie zu bedeutenden Schöpfungen zu begeistern? Und wenn die Zeit so schlecht, so gesunken ist, daß du nichts findest, was einer poetischen Verherrlichung würdig wäre, warum zürnst du nicht, warum strafst du nicht, warum klagst du lieber? Weißt du denn nicht, daß die Dichtung, worin du deine zufällige subjective Empfindung austönst, die ärmlichste von der Welt ist? O ich rufe dir zu das schöne Wort eines neuern Dichters:

Der Freiheit Priester, der Vasall des Schönen,
So wird der Dichter in die Welt gesandt;
Ein Troubadour zieh' er von Land zu Land,
Das Herrlichste mit seinem Lied zu krönen.

Die Heldenthat gewinn' in seinen Tönen
Für alle Zeiten sicheren Bestand,

Den eignen Kummer schreib er in den Sand,
Des eignen Herzens mög' er sich entwöhnen.

Ein Gärtner, dem der Garten nur gegeben,
Für fremde Busen Blumen draus zu pflücken,
Ein Winzer, der für fremde baut die Reben —

Sei all sein Trost, nur And're zu beglücken;
Dem armen Taucher gleich wag' er das Leben,
Mit seltnen Perlen seine Zeit zu schmücken.

Aber, wenn ich die Schmerzenspoesie des Dichters als inhaltsleer und nihilistisch tadle, wird mir Jemand einwerfen, daß auch diejenigen Dichter, die wir als groß verehren, ihrem schmerzbewegten Herzen in ihren Gedichten Luft gemacht haben. Ich gestehe das zu, und führe hier ein Sonett von Shakspeare an, wo der große, kräftige Geist sogar einige Todessehnsucht ausspricht:

Müde von alle diesem wünsch' ich Tod;
Verdienst zum Bettler sehn geboren werden,
Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth,
Und wie sich reinste Treu entfärbt auf Erden,
Und goldnen Ehrenschmuck auf Knechteshaupt,
Und jungfräuliche Tugend frech geschändet,
Und Hoheit ihres Herrscherthums beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,

Und Kunst im Zungenbande der Gewalt,
Und Schulen-Unsinn, der Vernunft entgeistert,
Und schlichte Wahrheit, die man Einfalt schalt,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert:
Müde von alle dem, wär' Tod mir süß;
Nur daß ich sterbend den Geliebten ließ.

Wir finden die Stimmung einer schmerzlichen Sehnsucht auch bei Schiller; aus den Gründen des Thals, die ein kalter Nebel drückt, sehnt er sich nach den schönen Hügeln, von denen er schöne Harmonien, Töne süßer Himmelsruh erklingen hört, auf denen er goldne Früchte glühen, ewige Blumen blühen sieht. Er klagt auch, daß die heitern Sonnen erloschen seien, von denen der Pfad seiner Jugend erhellt war, daß die Ideale verschwunden, die sein trunknes Herz erfüllt hatten:

Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Als ein Pilgrim wandert er aus, das Glück seiner Jugend zurücklassend, und klagt, daß der Himmel über ihm die Erde nicht berühren, daß das Dort nie zum Hier werden wolle.

Aber ein Blick auf das angeführte Sonett Shakspeares lehrt sogleich, daß der große Dichter zu seinem

Unmuthe wirkliche Gründe hat, da er seinen Todeswunsch durch arge Mißbräuche der Welt motivirt, so daß seine lebensmüde Stimmung keine grundlose, wie bei Kerner, und nicht die vorherrschende Richtung seines Gemüths ist. Ein solcher Unmuth, wie ihn Shakspeare äußert, entehrt auch nicht den Mann. Die Sehnsucht Schillers aber geht aus dem tiefen Drange nach dem Besitze der Wahrheit hervor; sie zu erreichen, den Ort zu betreten, wo das Irdische himmlisch und unvergänglich sein wird, ist das Ziel seiner heißen Sehnsucht, seines rastlosen Wanderns. Er sinkt nicht ermattet, ärmlich klagend zu Boden:

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand.

Und sind auch die Ideale seiner Jugend zerronnen, sein kraftvolles Bewußtsein weiß noch, woran es sich fest zu halten hat; denn noch giebt es substantielle Mächte, welche liebend bei ihm ausharren:

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand,

Und du, die gern mit ihr sich gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Hier ist Kraft und Gesundheit des Bewußtseins. Erscheint aber in Kerner nicht die Welt wie ausgestorben, von der Gottheit gänzlich verlassen? Das Wesen der Poesie ist, wie Schiller sagt, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben; ist aber die einseitige Schmerzenspoesie Kerners ein würdiger, geschweige ein vollständiger Ausdruck wahrer Menschlichkeit! Kann diese Poesie ein menschliches Herz tief ergreifen und bewegen? Gewiß nicht, denn das Herz wird nur durch die Vernunft bewegt. Von einem Dichter, den wir lieb gewinnen, den wir zu unserm Begleiter durchs Leben erwählen sollen, verlangen wir, daß er alle Vorzüge und Erwerbungen der Gegenwart sich zu eigen gemacht habe. Wir verlangen, daß dasjenige, was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, in seiner schöpferischen Hand Leben und Fruchtbarkeit gewinne und in Anmuth sich kleide. Die Sitten, den Charackter, die ganze Weisheit ihrer Zeit soll die Dichtkunst, geläutert und veredelt in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Das verlangt Schiller von dem Dichter und der Poesie. Er fordert ferner die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles sagt er, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individua-

lität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichts kann kein anderer sein, als daß es der reine Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen.

Wenn uns nun Kerner so vielfältig mit seinen Schmerzen und Thränen sich darstellt, können wir geneigt sein, diese Gemüthslage interessant zu finden? können wir diese Erscheinungen als die Abdrücke einer reich gebildeten Individualität anerkennen? Diese Gedichte sind sogar um so unpoetischer, je mehr sie der Ausdruck des Schmerzes und aus dem Schmerze entsprungen sind. Denn „je mehr ein Dichter selbst bloß leidender Theil ist, desto mehr muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Denn das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.“

Die kränkliche Gemüthsstimmung, welche wir in Kerners Gedichten wahrgenommen haben, eine Stimmung, welche sich von dem Leben und der Menschenwelt unmuthig abwendet, kann folgerichtig auch den in der Wirklichkeit auftretenden Characteren nicht befreundet sein. Die Gegenwart stößt den Dichter ab, vor den großen Gestalten der Vergangenheit erscheint die lebende Menschheit klein und ärmlich. Sehr characteristisch in dieser Hinsicht ist folgendes Gedicht Kerners:

Der Stephansthurm. (p. 69.)

Lichtvoll die Heerde gehet
Auf blauer Himmelshöh',
Einsam der Hirte stehet
Und klagt der Nacht sein Weh'.

Also den alten Kummer
Singst du, o Riesengeist!
Indeß der träge Schlummer
Die lasse Welt umfleußt.

O schönste Zeit der Erde,
Wo ich einst, gut und recht,
Geführt die fromme Heerde,
Ein kindlich treu Geschlecht!

Da heil'ge Lieder schallten
Ernst durch mein Gotteshaus,

Fürsten und Helden wallten
Demüthig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutschen Kaisersaal,
Da Treu' und Recht noch wohnten
Unten im Erdenthal.

Sittsame Fraun, ihr lieben!
Ihr Helden stark und groß —
Heerde, die treu geblieben —
Du schläfst in meinem Schooß!

Doch was jetzt unten schleichet,
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Ihr Knechte von mir weichet!
Bin euer Hirte nicht.

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut,
Seit ihr euch selbst verloren
In eurem Frevelmuth!

Also von hohen Zinnen
Der Geist des Thurmes sang,
Die Sterne zogen von hinnen,
Der Vogel sich aufschwang.

Die Sonne stieg aus den Tiefen;
Der Thurm, der stand gar stumm,

Zu seinen Füßen liefen
Die kleinen Menschlein herum.

Wendet sich also der Dichter der epischen Lyrik zu, so finden wir wieder in seinen Gedichten nicht bedeutende Characktere, Handlungen und Gestalten, denn davon wird sein Gemüth abgestoßen, sondern Wundergeschichten sind es und Legenden, wo jede tüchtige Charackteristik ohnehin unmöglich ist. So haben wir in dem Gedichte: „Stirb, Lieb' und Freud'," eine Jungfrau, die sich zur Nonne weiht, und an welcher ein Wunder geschieht. „Graf Olbertus von Calw" trennt sich von seiner üppigen Gattin, die nur nach Weltlust trachtet; als Bettler zieht er von dannen, und hütet im Schweizerland als Hirt die Heerde. Endlich findet man ihn todt bei den Schaafen, von seinem abgezehrten Finger ist der Ring gefallen, den er von seiner Gemahlin als Pfand der Liebe empfangen hatte. In derselben Nacht, wo der Graf stirbt, sitzt die Gräfin scherzend und lachend wieder beim Hochzeitsmahle; da tritt der Tod, ein bleich Gerippe, in den Saal, und läßt in Gegenwart aller Gäste den Ring, den sie wohl erkennt, ihr in das Glas fallen, und die üppige Braut sinkt todt an das Herz des Freiers. — Dann wird die Stiftung des Klosters Hirschau besungen, wie Helicena, eine reiche fromme Wittwe, welche sich Jesum ganz und gar anzutrauen wünscht, im Traume ein seltsam fremdes Thal sieht, und darin drei Fichtenbäume, die wundersam aus ei-

nem Stamm entsprossen waren, und wie sie am Himmel einen Dom auf blauen Wolken wallen sieht und von da eine Stimme rufen hört:

„Dies Gotteshaus, du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In festen Grund von dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen."

An dem „Geiger von Gmünd" geschehen Wunder durch das Bild der sangesreichen, heiligen Cäcilia. „Sankt Alban" zerschlägt den Felsen, der des Satans Bildniß vorstellt, ein Kreuz bleibt stehen, und sofort ist die ganze Gegend, die vorher so wild war, lieblich verwandelt. Die „heilige Regiswind von Laufen," die als Kind von einer bösen rachsüchtigen Dienerin ertränkt wird, thut aus ihrem Grabe Wunder. In einem Gedichte, „der Ring," erscheint auch der Teufel persönlich, in einem andern, „Anna Vögtly," steigt er oft aus dem alten Born zu Pfeffers, um zum Dienste seiner Hölle die sündigen Geister der Menschen zu werben.

Gervinus in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur (I, 331) sagt über das Wunder Folgendes: „Wunder duldet die Poesie, wie die Geschichte, nur da, wo sie selbst nicht weiß, was Poesie und Geschichte ist, und selbst das Wunderbare ist schwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet ist, die nicht gemeinsame Sympa=

thien des Menschen anerkennen." Und damit vergleiche man folgende Bemerkung von Hegel (Aesthetik 2, p. 163): „In der That kann das Göttliche die Natur nur als Vernunft, als die unwandelbaren Gesetze der Natur selber, die Gott ihr eingepflanzt hat, berühren und regieren, und das Göttliche darf sich nicht in einzelnen Umständen und Wirkungen, die gegen die Naturgesetze verstoßen, gerade als das Göttliche erweisen sollen, denn nur die ewigen Gesetze und Bestimmungen der Vernunft schlagen wirklich in die Natur ein. Nach dieser Seite hin gehen die Legenden häufig ohne Noth in das Abstruse, Abgeschmackte, Sinnlose und Lächerliche über, indem Geist und Gemüth gerade von dem soll zum Glauben der Gegenwart und Wirksamkeit Gottes bewegt werden, was an sich das Vernunftlose, Falsche und Ungöttliche ist."

Dasselbe gilt auch von den eben bezeichneten Gedichten Kerners, und es stimmt ganz mit der romantischen der Gegenwart entfremdeten Richtung dieses Dichters überein, daß er das meiste Gefallen an Sagen und Legenden hat, welche doch den Bedürfnissen des gegenwärtigen Geistes und der Poesie nicht mehr entsprechen können.

Aber verlassen wir die dunklen Regionen des Wunders, die das Licht scheuen und nur dem in sich webenden Gemüthe zusagen können, und suchen wir bei Kerner nach Gedichten, welche der Helle des Tages angehören und wirkliche Charactere verherrlichen.

Zu diesen Gedichten, welche wir mit Freude begrüßen, gehört vor Allen „der reichste Fürst.“ Es ist zum Volkslied geworden, und verdient ganz angeführt zu werden:

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein."

Der genannte Graf Eberhard im Bart (geb. 1445 gest. 1496), welcher bereits im 11. Jahre unter Vormundschaft Kaiser Maximilians die Regierung über Würtemberg antrat, galt bei seinen Unterthanen so sehr als trefflicher Regent, daß in Würtemberg das Sprüchwort galt: „Wäre unser Herrgott nicht, so wäre Niemand billiger als unser Graf." Den von ihm erwähnten Ausspruch hat Camerarius in seinem Leben Melanchthons zuerst erzählt.

Wie der Dichter hier einem edeln Fürsten ein Denkmal setzt, so hat er auch noch andere Persönlichkeit mit einem Verse geehrt, und diese Verse, „Denkmale," gehören zu dem Besten, was Kerner geschrieben hat.

Keppler.

Arm, Preis gegeben jeglicher Beschwerde,
Vom undankbaren Heimathland vertrieben,
Sah er empor von dieser kalten Erde,

Und lernte recht die warmen Sonnen lieben.
Der Erd' entlehntes Licht er gern entbehrte,
War ihm die hell're Heimat doch geblieben,
Von Sonnengold sein hehres Haupt umflossen,
Stand jeder Himmel vor ihm aufgeschlossen.

Frischlin.

Ihn schlossen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Doch er, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein,
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen.

Schubart.

Ihn stießen sie aus frischen Lebensgärten
In dunkle modernde Gewölbe nieder,
Mit Ketten seine Hände sie beschwerten:
Da stiegen Heil'ge liebend zu ihm nieder,
Und wurden fortan Freund' ihm und Gefährten:
So sang begeistert er die frommen Lieder.
Und als den Kerker sie ihm aufgeschlossen,
Schien ihm die Welt von Graun und Nacht umflossen.

Mit jenen schönen Versen über Keppler, dem berühm-
ten Naturforscher, dem freimüthigen, rastlosen Ergrün-

der der Wahrheit, dem Manne von ächt deutscher Freiheit und Sitte (geb. 1571 in der schwäbischen Reichsstadt Weil, gest. 1630), vergleiche man ein reizendes Gedicht von Eduard Mörike:

Gestern, als ich vom nächtlichen Lager den Stern mir im Osten
 Lang betrachtete, den dort mit dem röthlichen Licht,
Und des Mannes gedachte, der seine Bahnen zu messen
 Von dem Gotte gereizt, himmlischer Pflicht sich ergab,
Durch beharrlichen Fleiß der Armuth grimmigen Stachel
 Zu versöhnen, umsonst, und zu verachten bemüht:
Mir entbrannte mein Herz, von inniger Wehmuth; ach! dacht' ich,
 Wußten die Himmlischen dir, Meister, kein besseres Loos?
Wie ein Dichter den Helden sich wählt, wie Homer von Achilles
 Göttlichem Ades gerührt, schön im Gesang ihn erhob;
Also wandtest du ganz die Kräfte nach jenem Gestirne,
 Sein gewaltiger Gang war dir ein ewiges Lied.
Doch so bewegt sich kein Gott von seinem goldenen Sitze,
 Holdem Gesange geneigt, den zu erretten herab,
Dem die höhere Macht die dunkeln Tage bestimmt hat,
 Und euch Sterne berührt nimmer ein Menschengeschick;
Ihr geht über dem Haupte des Weisen oder des Thoren
 Euern seligen Weg ewig gelassen dahin.

Das zweite Denkmal setzt Kerner dem als Philolog und Dichter ausgezeichneten Nicodemus Frischlin, einem Würtemberger (geb. 1547, gest. 1590), welcher

als Professor in Tübingen dem Neide seiner Collegen und dem Hasse des Adels erlag, vertrieben, und wegen seiner Invectiven gegen die würtembergische Regierung auf der Flucht ergriffen und auf der Bergfeste Hohenurach eingekerkert wurde. Er versuchte von hier zu entfliehen; aber vom Mondschein geblendet wählte er die höchste Stelle der Mauer, das aus seiner Wäsche gedrehte Seil riß und man fand ihn zerschellt am Boden. Im J. 1755 ward auf dem Kirchhofe zu Urach ein eichener Sarg aufgegraben, in welchem der zerschlagene Leichnam, sonst noch unversehrt, eine Papierrolle in der linken Hand und in ein gelehrtes Staatskleid gehüllt, gefunden wurde (G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben p. 112).

Der dritte Landsmann, welchen Kerner besingt, ist der Dichter Christian Fr. Daniel Schubart (geb. 1739 zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg), ein Mann von außerordentlichem Geiste, aber frühzeitig durch Ausschweifungen zerrüttet. Durch seine „deutsche Chronik,“ ein freisinniges politisches Journal, welches er 1774 herauszugeben anfing, hatte er sich besonders die Feindschaft der Jesuiten zugezogen, und sie veranlaßten seine spätere hinterlistige Verhaftung zu Blaubeuren (1777); er brachte zehn Jahr im Gefängniß zu Hohenasperg zu, und wurde erst in Folge seines „Hymnus auf Friedrich den Großen“ wieder befreit. Während seiner Gefangenschaft waren mystische und theosophische Bücher seine einzige Lektüre, welche zerstörend auf seinen Geist wirkten. Er starb 1791.

Unter den heitern Gedichten Kerners verdient besonders das ebenfalls volksthümlich gewordene „Wohlauf, noch getrunken" hervorgehoben zu werden.

Was die Sprache und Form der Gedichte betrifft, so hat bereits Strauß richtige Bemerkungen darüber gemacht. Kerner beherrscht den Vers und die Sprache nicht auf kunstmäßige Weise, wie Uhland, noch weniger mit Kunstfertigkeit, wie Rückert, sondern oft stellen ihm Ausdruck und Versmaaß Schwierigkeiten entgegen, welche er nur gewaltsam überwindet, so daß dadurch zwar kräftige, aber auch harte und abgerissene Formen zu Tage kommen; und nur in seinen besten Gedichten gelingt es dem Feuer seines poetischen Triebes, die widerspenstigen Massen zu schmelzen, und einen vollkommen glatten und ebenmäßigen Guß hervorzubringen. Als ein so nach Inhalt und Form vollendetes Gedicht bezeichnet Strauß jenes „an das Trinkglas eines verstorbenen Freundes," und stellt dasselbe an die Spitze aller Kernerschen Gedichte; ich führe es an:

Du herrlich Glas, nun stehst du leer,
Glas, das er oft mit Lust gehoben;
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet sein
Mondhell mit Gold der deutschen Reben,
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau' ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieser Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas so hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem krystall'nen Grunde.

Ich führe noch ein Gedicht an, welches sich durch die phantasiereiche Darstellung auszeichnet und als der romantischen Richtung Kerners angehörig diese Betrachtungen beschließen mag:

Maria.

„Da sitzet sie, mit andern Blumen spielnd,
Knospe der Rose,
Noch nicht den Strahl der Gottheit in sich fühlend,
Der bald des Himmels Füll' ihr weckt im Schooße,
Doch ahnet es schon das Lämmlein, das sie liebt,
Blickt süß betrübt,
Die Blume ahnet es, die sie trägt am Herzen,

Verblühet schnell in wonniglichen Schmerzen.
Bald aber senkt auf strahlendem Gefieder
Der Engel sich herab, ob sel'ge Stunde!
Bringt ihr die Kunde,
Und betend sinkt die Gottgeweihte nieder;
Ein Strahl des Himmels zückt durch ihre Glieder,
Die Knoспe reift zur Paradiesesfülle,
Doch sie erhebet sich in Demuth wieder:
„Ich bin die Magd, Herr! es gescheh' dein Wille."

[illegible]

Ich führe noch ein Gedicht an, welches [illegible] der phantasiereichen Darstellung [illegible] der romantischen Richtung [illegible] Weissagungen [illegible].

Maria.

„Du liegst [illegible], mit [illegible] Glanze [illegible],
[illegible] der [illegible],
Noch nicht den [illegible] der Gottheit in [illegible],
Der bald den Himmel [illegible],
Doch [illegible] das Blümelein, das [illegible],
[illegible] sich [illegible],
Die [illegible] es, [illegible] am Herzen,

Nicolaus Lenau.

Nicolaus Lenau.

Wenn in der Geschichte bedeutende Ereignisse hervortreten, welche die Gemüther erfüllen oder erschüttern, so kann es niemals fehlen, daß ein dichterischer Geist sich dieser Ereignisse bemächtige und ihnen durch sein Lied oder durch seine Kunst eine unvergängliche Dauer in den Herzen der Menschen zu sichern suchte. Ein solcher Dichter, welcher glücklich genug ist, dem allgemeinen Gefühl, der allgemeinen Begeisterung durch seine Poesie zu begegnen, darf dann sofort auf eine günstige Aufnahme unter seinen Zeitgenossen rechnen. Diese Bemerkung findet ihre Anwendung auch auf Nicolaus Lenau. Er trat zuerst als Dichter auf in der Zeit, in welcher ein edles Volk, die Polen, durch das Uebergewicht fremder Macht zerbrochen wurde. Das Schicksal dieses Volkes erweckte eine große Theilnahme, ein Mitleid, welches sich an den unglücklichen Polen, die auf der Flucht begriffen waren, thatsächlich entwickelte. Man vergaß über dem Unglück der Polen gern die Schuld, welcher sie zum Opfer gefallen waren, man sah in ihnen nur Individuen, welche die Begeisterung für Freiheit und Vaterland persönlich darstellten.

Wenn also das Schicksal Polens viele deutsche Herzen zur Theilnahme, zum Mitleid stimmte, so durfte ein Dichter, dessen freiheitsbegeisterter Sinn durch den politischen Untergang dieses Volks auf das tiefste erschüttert werden mußte, ein Dichter, welcher seine Begeisterung und seinen Schmerz in sinnigen Bildern, in schwungreichen machtvollen Tönen hervortreten lassen konnte, ein solcher Dichter mußte sich schnell Eingang in die Herzen der Gleichgesinnten verschaffen. Die Begeisterung für die Freiheit, die reine Theilnahme an dem Schicksale eines unglücklichen Volkes sind die Momente, von denen die Lenausche Muse zuerst erregt wurde, durch welche sie sich so viele Liebe erwarb.

Seine Begeisterung für die Freiheit überhaupt tritt zunächst auf als der Haß gegen die Tyrannei; in dem Gedichte „Abschied" (p. 224) verläßt ein Portugiese sein Vaterland, weil es stumm gehorchend die Ferse des Despoten küßt, weil der Mann dort keine Freiheit findet; der Dichter liebt es, Situationen darzustellen, wie die, wo „der Gefangene" (p. 68) in dem Kerker verschmachtet, weil er Wahrheit laut zu dem Tyrannen gesprochen, weil er ihm der Menschheit bangen Fluch erzählt hat.

Wenn diese Gedichte, zu denen man das andere „An dem Grabe eines Ministers" (Gedichte 2. Aufl. p. 226) rechnen kann, noch an einem hohlen Pathos leiden*), so

---

*) Man vergleiche noch Neuere Gedichte p. 104. Auch in dem Musenalmanach für 1849 von Ruge und Ech=

sind dagegen die Polenlieder ungleich schöner, concreter, plastischer. Die tiefste Theilnahme des Herzens an dem Verhängniß jenes unglücklichen Volkes bildet die Grundlage dieser Lieder; es macht einen unendlich wehmüthigen Eindruck, wenn wir den Polen, der dem Schlachtenrufe für's Vaterland folgt, Abschied nehmen sehen, von allen Zeugen seiner Jugendträume, von den Geschwistern, von der Geliebten; der Glanz der Thränen hält ihn nicht zurück vom Glanze der Waffen; selbst der Greis im Silberhaare opfert seinen letzten Tropfen Blut dem Vaterlande („Abschied von Galizien" ib. 137); aber Polen unterliegt und wir sehen den Polenflüchtling in dem Wüstenlande arabischer Nomaden; in der Abendkühle schlummert er ein an der Quelle, eine Beduinenschaar kommt geritten, sie sehen das bleiche Antlitz des Schlafenden, sie lagern sich stumm um ihn, denn das Heiligthum der Narben auf seiner Wange und Stirn flößt ihnen Ehrfurcht ein vor des Unglücks stiller Majestät. Als der Held aus dem Schlafe erwacht, grüßen sie ihn mit schlachtenwilden Gesängen — er glaubt sich auf Ostrolenka's Feld, sein Blick späht heiß nach Feinden — aber es sind fremde, fremde Töne, es sind nicht seine Genossen, sondern Arabiens Söhne, und voll bitterem Unmuth wirft er sich zur Erde und weint. (Der Polenflüchtling ib. p. 147.) Da

termeier hat Lenau zwei Gedichte mitgetheilt, deren Inhalt der Freiheitspathos ist, an welchen aber der vortreffliche Hiecke das Maaßlose der sich selbst überschreienden Leidenschaft tadelt.

dem unglücklichen Besiegten nichts übrig bleibt, als das unterjochte Vaterland zu verlassen, so sagt er der süßen Heimath Lebewohl.

Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandeln will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer,
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien,
Und im Niagararauschen.

(ib. p. 146.)

Ein anderer treibt sich auf der See umher seit sieben Jahren, und wird sich noch sieben Jahre auf der See umhertreiben.

So lang' mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,

Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschaus
In thränenwerthen Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh,
Und manchem Freundesheerde
Wend' ich den Rücken zu,
Und knicke todt im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr,
Und wende meine Blicke
Zurück ins freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erinn'rungsvolle Stunden,
Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

(Neuere Gedichte p. 523.)

Sowohl dieses Gedicht, als auch ein anderes (Nächtliche Fahrt. Neuere Gedichte p. 78.), ebenfalls

aus der letzten Zeit stammendes, beweisen, daß die Begeisterung für Polen in dem Herzen des Dichters nicht erloschen ist. In „der nächtlichen Fahrt" werden wir auf eine weithin mit Schnee bedeckte Haide versetzt; ein Schlitten fährt durch diese Wüste, in demselben sitzt regungslos der Wojewode; obgleich hungrige Wölfe den Schlitten verfolgen, der Wojewode bleibt ruhig; er ist todt; erschossen im Duell von seinem Todfeind, dem Russen:

Der Wind erwacht und rasselt an der Fähre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Wenn also diese Begeisterung Lenaus für Freiheit und Polen seiner Poesie ein eigenthümliches Interesse verlieh, so liegt ein anderer Grund der günstigen Aufnahme, die ihm zu Theil wurde, in den lokalen Verhältnissen des Landes, dem er angehört. Lenau ist von Geburt ein Ungar, also ein Magyare; der Magyare verläugnet aber noch gegenwärtig nicht seine Abstammung von einem uralten, asiatischen nomadisirenden Volke. Das Bewußtsein, sich durch vielfache Kämpfe als Herrn des Landes behauptet zu haben,

giebt ihm einen hohen Stolz, eine kecke Sicherheit; er liebt mit Leidenschaft die weiten grünen Ebenen, die schönen Rebenhügel seines Landes. Er ist feurig und glühend wie der Wein, den seine Reben ihm geben; seine Freiheit bewahrt er sich mit solcher Sprödigkeit, daß er sie lieber an Willkür grenzen, als durch Gesetze, die zur Sicherheit des Einzelnen nöthig sind, beschränken läßt. Und so findet sich denn in den Schluchten seiner Gebirge der kühne Räuber; der Zigeuner mit den schwarzen Locken und dem dunkeln Feuerblick zieht durch das Land und läßt von den Saiten seiner Geige einen uralten Schlachtgesang oder ein freudiges Lied ertönen; der kriegerische Muth des Magyaren genießt sich noch immer in der Erinnerung an die siegreichen Kämpfe mit den Türken, und stolz reitet daher der flüchtige Husar durch die Ebene; welch' ein schönes Leben,

Zwischen Freuden und Gefahren
Hoch zu Rosse hinzuschweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu sterben oder siegen
Für das Vaterland, den König!

Solche Gestalten und Erscheinungen, die auf jedes empfängliche Gemüth einen freudigen oder geheimnißvollen Eindruck machen, müssen den Dichter noch mehr begeistern; und Lenau, welcher die Anlage, das Eigenthümliche seines Landes in Sitte und Natur tief aufzufassen wie keiner besitzt, mußte in jener reichen Eigen-

thümlichkeit auch eine ergiebige Quelle poetischer Anschauungen finden. Der Dichter zieht hin durchs weite Ungarland, auf einer stillen Haide sind Dorf, Busch und Baum verschwunden, in einer Schenke kehrt er ein und findet hier Räuber, welche nach dem Spiele der Zigeuner tanzen (die Haideschenke, Gedichte 2. Aufl. p. 121); oder er sieht den Werber, welcher alle Mittel anwendet, den schönen Jüngling unter seine Reiter zu gewinnen (die Werbung ib. 290). Man vergleiche mit diesem schönen Gedichte noch das andere, „Mischka." Ich führe sie beide an:

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so?
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weines Glut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag das Cimbal du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braus't der Instrumente Kampf.

Braus't die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Chako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit licht'ren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen

Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen!
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn in's Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Drommetenton.
„Komm in unsre Reiterschaaren!“
Fällt der Werber jubelnd ein! —
„Schönes Leben des Husaren!
Das ist Leben, das allein!“
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse schlagen schneller. —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,

Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben!
Arme Mutter, arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bitt'rer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz, so fahre hin!"
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —

Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Mischka. (Neuere Gedichte p. 24.)

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht,
Reiten lustig mit Gesängen
Drei Husaren in der Nacht.
Und der Fischer, der die leisen
Netze warf im Morgenstrahl,
Hört vergnügt die Heldenweisen
Klingen weithin durch das Thal,

Höret durch des Liedes Pausen
Hellen Schlag von Rosses Hufen,
Und des Stromes Wellen brausen,
Und das Echo ferne rufen.
Bald entschwunden sind die Lieder
Und der Waffen heller Schein
Und es hört der Fischer wieder
Rauschen nur den Strom allein.
„Haben doch ein schönes Leben,
Diese flüchtigen Husaren!
Zwischen Freuden und Gefahren
Hoch zu Rosse hinzuschweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu sterben oder siegen
Für das Vaterland, den König!
Doch dem Fischer ziehn die Tage
Mit dem dumpfen Wellenschlage
Arm vorüber und eintönig!"
Also denkt in stillem Sinnen
Dort der Fischer trübgemuth,
Sieht des Stromes muntre Fluth
Mondbestrahlt hinunterrinnen.
Wie er starret in die Wellen,
Malt die Sehnsucht ihre Träume
In die schwanken, lichten Räume
Ihrem nächtlichen Gesellen,
Und er schaut im Wellentanze
Kriegesscenen mancherlei,
Männer ziehn im Waffenglanze

Und es rauscht die Schlacht vorbei;
Und ihm däucht, ob aus den Tiefen
Fernverworrne Stimmen riefen,
Kampfgetös, Trommetenklänge,
Feindesflucht und Siegsgesänge. —
Und der Fischer träumt noch lange
Sich ein froh Husarenleben,
Er vergißt das Netz zu heben
Und zu sehn nach seinem Fange. —
Ferne reiten schon die Drei
In dem Thale von Tokay.
Sie verstummen allgemach,
Still für sich ein jeder zieht,
Lauscht den Stimmen, die das Lied
Rief in seinem Herzen wach.
Wie sie reiten, wie sie schweigen
In dem schönen Tokaythal,
Bringen Winde Mal auf Mal
Klänge her von fernen Geigen.
„Cimbalschlag mit Geigenklängen,
Das ist Mischka, seine Bande!"
Ruft der eine und sie sprengen
Schnell zur Schenk' am Tissastrande.
Von den Rossen abgesprungen
Sind sie schnell, und klirrend ein
Treten die drei Reiterjungen:
„Mischka, streiche! Wirth, gib Wein!"
Manche Geige mag im schönen
Lande der Magyaren tönen,

Doch im Land die Geige keiner
Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
Wohlgefällig trifft des Alten
Blick die hohen Mannsgestalten,
Ihre schmucken, schimmerblanken
Waffen und Husarenputz;
Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz
Federbüsche drohend schwanken.
Mischka steht von seinem Sitz,
Schwingt den Wein zum Gruß empor,
Aus den schwarzen Locken vor
Fährt ein froher Augenblitz:
„Die Husaren sollen leben!"
Ruft der Geiger; „Krieg soll's geben!"
Rufen die drei Schwertgenossen,
Eilen mit ihm anzustoßen.
„Hab' in meinen Jugendtagen,
Denen ich nachhinke jetzt,
Auch mein Reiterschwert gewetzt,
Eh' die Kugel mich geschlagen,
Focht in euren tapfern Schaaren;
Mancher Franzmann mußte reisen,
Dem mein scharf Husareneisen
Zwischen Leib' und Seel' gefahren!"
Also spricht der Mischka heiter
An die jungen Ungarreiter;
Drauf er rasch die Geige nimmt,
Scharfgenau die Saiten stimmt,
Giebt dem Bogen noch des Harzes,

Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
Wirft er schüttelnd in's Genick,
Drückt die Fiedel unter's Kinn,
Und sein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.
Mischka voll und langsam zieht
Ein uraltes Schlachtenlied,
Das vor manchen hundert Jahren
Klang versunknen Heldenschaaren,
Das mit seiner wilden Klage
Aufgefacht den Kriegesmuth,
Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,
Als sie speis'ten ihre Nächte
Mit gehäuften Türkenleichen,
Weil des Wahnes grimme Knechte
Drohten allen Christenreichen. —
Schneller brausen jetzt die Töne,
Kühner Herzen wilde Söhne;
Ihren ungestümen Reigen
Führen die verwegnen Geigen,
Mischkas Geige doch vor allen
Hört man aus dem Kampfe schallen.
Und des Cimbals Hämmer pochen
Bald wie Sturm hereingebrochen,
Bald hinsäuselnd durch die Saiten,
Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
Frühlingswinde in der Nacht
Durch die Wahlstatt flüsternd gleiten,

Heiße Todeswunden kühlend,
Mit dem Haar der Leichen spielend.
Aber langsam, ernst und trübe
In der Tiefe wühlt der Baß,
Ob er dort dem wilden Haß
Grab an Grab im Boden grübe. —
Ha! wie tanzen die Husaren,
Echte Söhne der Magyaren!
In der Freude Sturmeswogen
Unaufhaltsam fortgezogen
Von des Klanges dunklen Mächten,
Schwingen sie die Starken, Flinken
Hoch die Flaschen in der Linken,
Hoch den Säbel in der Rechten.
Und den Reitern durch die Kehlen
Strömt im Tanz das süße Feuer,
Strömt der herrliche Tokayer,
Wie das Lied durch ihre Seelen.
Nach dem Takt der kühnen Weisen
Klirrt der Sporen helles Eisen,
Und im Takt des Tanzes singen
Lassen sie die Säbelklingen.
Wie sie jetzt die Faust empören,
Im Gebrauch aus alten Tagen,
Und beim Schwertzusammenschlagen
Haß und Tod den Türken schwören!
Wilder stets Musik erwacht;
Rasen die Zigeunerleute?
Werden sie der Uebermacht

Ihres Liedes selbst zur Beute?
Horch, wie scherzend, horch, wie klagend,
Und das Herz von hinnen tragend
Mischka's Wundergeige waltet,
Durch und durch die Seele spaltet.
Diese bangen, diese süßen
Zauberhaften Töne müssen
In das Land der Schatten dringen
Und die Todten wiederbringen.
Dieses Zittern seiner Saiten
Ist das Schwanken einer Brücke,
Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
Drauf der Helden Geister wallen
Treu der Heimath süßem Drange,
Die bei dieses Liedes Klange
In der Vorzeit sind gefallen;
Und sie schweben und sie schwanken
Um die Tänzer ungesehen,
Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,
Sie mit Träumen zu berücken
In die Vorwelt zu entzücken.
Plötzlich stürzen die Husaren
An den Strand hinaus mit Macht
Und sie rasen in die Nacht:
„Wo? wo sind die Türkenschaaren"
Hauen pfeifend in die Luft;
Doch kein „Allah!" Antwort ruft.

Nur die Tissa ist noch munter,
Zieht dahin mit dumpfem Brausen,
Und des Ufers Büsche sausen;
Friedlich strahlt der Mond herunter.

Wie nun Lenau die poetischen Gestalten seines Landes energisch, lebensvoll hinzustellen weiß und darin sein poetisches Talent am kräftigsten offenbart, so entwickelt er auch denselben Reichthum der Phantasie in Rücksicht auf die Natur. Begabt mit einer außerordentlichen Empfänglichkeit für jedes Eigenthümliche und Schöne in der Natur ist er fähig, die Innerlichkeit seines Gemüths ganz mit derselben zu vereinigen und der Natur ein Leben zu verleihen, welches sie ursprünglich nicht hat. Dieses höhere Leben gewinnt aber die Natur, wenn der Dichter, wie Lenau, den bewußtlosen Erscheinungen und Zuständen derselben das Bewußtsein verleiht, wenn er die Gestalten der Natur die Empfindung, das Denken, kurz die Thätigkeit des menschlichen, selbstbewußten Geistes entwickeln läßt. So lächelt bei Lenau der Mond still und bleich seinen Gruß zur Erde hernieder oder er flicht seine bleichen Rosen in den grünen Kranz des Schilfes (Gedichte 2. Aufl. p. 20, 2. 53, 1.). Im Haine springt die Abendröthe von Baum zu Baum, wiegt sich auf Wipfeln, mischt sich froh in den Tanz der Wellen, (ebend. 48, 3.); an dem Bache stehen die Blumen stumm ihre Häupter wiegend und schauen froh in sein geschwätziges Rauschen hinab (vgl. ebend. p. 99. 100); beim Gewitter fährt der Wind plötzlich empor zum wil-

den Reigen, auf der dunklen Stirn des Himmels glüht der Blitz hervor (ebend. p. 178). Man vergleiche folgende andere Beispiele:

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar. (ib. p. 53.)

Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beschwingte Sehnsucht, Filomele,
Laut ruft und innig durch die Mondennacht,
Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
Erwacht und Gottes süßen Namen singt,
Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt.
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes dahinbraust,
Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
Durch Thal und Gebirg, durch Meer und Wüstensand.
Wie zwingt er die Donneraccorde hervor aus den Saiten!
Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meers berauscht, und springen

Vom schaukelnden Schooße des Schlummers zu Gott
empor,
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
„Allmächtiger Gott!" in tausendstimmigem Chor.
Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig Gelüste,
Er flieht zur Höhl', und zittert sein Gebet.

(ib. p. 105. 106.)

Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen,
Und unser Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;
Wenn halb zu Sternen Sterne sich gesellen
Und unsre Hunde auf zum Monde bellen;
Wenn sich der stille, blasse schleicht heran,
Als wollt' er diebisch uns'rer Hütte nah'n
Und uns mit seinen leisen Silberhänden
Den leichten Schlaf durchs Fensterlein entwenden.

(ib. p. 115.)

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Kuß,
Und durch das Morgensternlein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß.

(ib. p. 174.)

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Da schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

(ib. p. 174.)

Tiefschweigend ruhn die Alpenwiesenhänge,
Die Blume schließt den Thau in ihren Schoos,
Und freut sich still an ihrem Frühlingsloos;
Die Vögel sinnen schweigend auf Gesänge.
Fern unten tönt im Thal ein leiser Bronnen,
Als träumte dem Gebirg' von einem Quell;

Es glüht im Abendscheine purpurhell
Der Wald, verloren in sprachlose Wonnen.
Wie Freude sinnend steht die Lämmerheerde,
Vergessend nun das frische Alpenkraut;
Still hält der lichte Wolkenzug und schaut
Herunter nach der schönen Frühlingserde.
Nur manchesmal die blühenden Gestalten
Der Bäume selig rauschend sich verneigen,
Ein Windhauch überschwellend, bricht das Schweigen,
Wie Wonneseufzer, nimmer festzuhalten.

(Lenau's Faust p. 121.)

Indem der Dichter nun durch seine reiche und tiefe Empfindung die Schranke niederreißt, durch welche Natur und Geist getrennt sind, so daß die Natur menschlich zu empfinden, mit selbstbewußtem Geiste zu handeln scheint, kann es auch nicht fehlen, daß er die Natur mit zärtlicher Liebe als eine ebenbürtige Braut umfaßt, daß er die Gestalten der Natur wie eine andächtige Gemeine die Liebe Gottes preisen läßt, daß Baum, Blume, Vogel und Bach wie Freunde sich begrüßen und in die Seligkeit des Frühlings mit Jubeltönen einstimmen. Ich führe noch folgende Gedichte an:

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringendlaut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

(ib. p. 67.)

Der Gefangene.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgeschwungen,
Der ihren Busen deckte bang und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nest's die Schwalbe nun gedenket,
Weit über's Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie den Flügel hin, die wonnemüden;
Mit Blüthen haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden

Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blüthenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. --
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendet rings die schönen Freudenloose.

(ib. p. 68. 69.)

An verschiedenen Stellen spricht der Dichter die tiefe Empfindung aus, welche das Meer in ihm erweckt. Der stille Ocean ist allein geeignet, den schönen Wahn von der seligen Musik der Sphären zu lehren. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Dichter auch den geheimnißvollen Tiefen der Wogen Empfindung leiht, daß er sie mit Wesen bevölkert, in denen ein lebendiges Herz schlägt. In dem Gedicht („der Schiffsjunge" Gedichte 2. Aufl. p. 280) wird ein Ma-

trose die Beute des Meeres, das ihn nicht wieder zurückgiebt und der Dichter ruft aus:

Hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heit'rem Glanz?

(Gedichte 2. Aufl. p. 283. cf. 271.)

Es ist nun dieser Richtung der Lenauschen Naturpoesie ganz entsprechend, wenn auch die Gegenstände und Verhältnisse, mit welchen die Natur verglichen wird, aus dem Kreise des geistigen Lebens entnommen sind, wie z. B. wenn der Dichter die Blitze mit den aufflammenden Gedanken seiner tiefen Leidenschaft vergleicht (ebend. 13, 5), oder, wenn er sagt, daß die ernsten Felsenriesen sich umarmt hätten, wie des Freundes Haupt an das Herz des Freundes falle (ebend. 366. vgl. ebend. p. 99. p. 128). Man vergleiche folgende Beispiele:

Nur der Bach
In das Geflöte murmelnd sprach;
Viel Blumen standen bunt herum
Und wiegten ihre Häupter stumm,
In das geschwätzig muntre Rauschen
Des Baches froh hinabzulauschen,
Wie Kinder lauschen, frohgespannt,
Dem Wandrer, der vom fernen Land,
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt.

(Gedichte p. 99.)

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Haide.
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag mit Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.

(ib. 128)

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Cisteron geschmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.

(ib. 320.)

Der Tag versank im Meere;
Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

(p. 323.)

So haben wir in der Sphäre der Natur Lenau als einen tief empfindenden, phantasiereichen Dichter kennen gelernt, welcher, kann man sagen, mit dem Reichthum seines eignen Geistes die Natur beseelt und belebt, welcher überall, auf der üppigen Flur oder in den Felswänden des Gebirgs schöne Gedanken und Empfindungen, als nie welkende Blumen der Gottheit (Neuere Gedichte p. 68) blühen sieht. Folgen wir jetzt dem Dichter zu den Darstellungen, welche unmittelbar aus dem Gebiete des Geistes stammen.

Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes in die Gedichte Lenaus, um wahrzunehmen, daß in vielen derselben eine tiefe Melancholie, eine schwermüthige Stimmung, ein stets klagender Schmerz sich ausdrückt. Es gab Zeiten, wo auch des Dichters Seele jubelte, wo das Leben, hold und lieblich, wie eine schöne Braut, ihm entgegentrat. Hand in Hand mit ihr zieht er durch das Land des Glaubens, jedes Lüftchen erzählt von Gott, jede Blume ist ein Liebeszeichen, und als die schönste Blume prangt hier vom ewigen Morgenlicht umflossen des todten Heilands lächelnd

Angesicht. Aber er verläßt dieses Paradies, das Land des Glaubens;

Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Dem Labyrinthe floß in leisen Tropfen
Durch's Laubgewölk' das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntniß hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch hascht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
Vor mir aufragt in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
Deß Gliederbau sich rings im stolzen Drang
Unübersehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich stand entzückt, und lauscht' erwartungsbang:
Da hört' ich leise räthselhaftes Flüstern
Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
Mein Blick empor und fragte jeden lüstern:
Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele seufzte heiß empor,
Der goldnen Frucht erquickend Süß zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen,
Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,

Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
D'rum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie."
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen.
Nun fiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erste Thränen rannen,
Als ich ins bleiche Antlitz ihr geschaut;
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize, todt,
Wie frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Roth.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,"
— So rief ich, „wo die Wunderblume blüht!
„Wir wollen fromm vor ihm im Staube knieen,
„Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
„Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
„Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
„Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"
Doch all der Trost war leider nur geträumt;
Denn ob wir auch im Labyrinthe suchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick.
Wir traten ein in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Rast
Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt von eitlem Glast;
Da saß erhöht in einer Nische, schweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
Ihr Haupt herab zur lauten Bühne neigend,

Zu lauschen dem entbrannten Kampfesmüh'n.
Schnell lief durch's wirre Volk ein Jubelklang,
Und, sieh! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Vom Leichendunst hoch aufgebläht, und schwang
Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
Und blutig bist, Germania, du gerochen!"
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeistert auf und feierlich
Ein Sängerchor, es sang zum Harfenspiele:
„Wie lieben wir, erhab'ne Mutter, dich!"
Doch diese schwieg, ob solches ihr gefiele.
Zur Nische streckten Viele noch die Arme,
Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!"
Und Zepter taucht', und Inful aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer saß das Weib ein stummer Späher;
Da trat ich forschend ihrem Sitze näher:
Todt war sie, todt! — ꝛc. ꝛc.

Wie wir aus diesem allegorischen Gedichte (Gedichte p. 104 fg.) wahrnehmen, hat der Dichter die schöne Welt des Glaubens, in welcher sein Herz so selig war, verscherzt, indem er sich zu dem Baume der Erkenntniß wandte; da es ihm aber versagt ist, die Früchte dieses Baumes zu pflücken, da ihm zu gleicher Zeit die Rückkehr zu dem Paradiese des Glaubens abgeschnitten, sieht er sich alles dessen beraubt, was dem Menschengeiste zu seiner Ruhe, zu seiner Seligkeit nö=

thig ist. Und wie er aus dem Lande des Glaubens verbannt ist, ohne in das Reich des Wissens und der Erkenntniß eingetreten zu sein, so kann auch die hohe Göttin, Germania, ihn nicht trösten, denn sie ist todt, und wandelt in den Räumen der Schatten. Ohne Glauben nun, ohne Erkenntniß, ohne Vaterland muß der Dichter dem schmerzlichsten Zweifel Preis gegeben sein; denn wie kann der noch Ruhe haben, dem die einzigen Mächte fehlen, die das Menschenleben mit würdigem Inhalte erfüllen? Es ist also ganz consequent, daß der Zweifel, welcher allein noch in des Dichters Seele lebt, mit vernichtendem Blicke alle Verhältnisse betrachtet, daß er überall nur die Vergänglichkeit sieht. Vergänglichkeit! das ist gleichsam das Losungswort des Dichters; die Unsterblichkeit ist ein Traum, in den nur Thoren sich verlieren. Ist es denn wahr, ist nur die Vergänglichkeit die waltende Gottheit? Hat denn das Menschenleben keine Wahrheit mehr, welche dem Herzen als ein sicheres und unentreißbares Eigenthum bleibt?

Für unsern Dichter scheint diese Wahrheit nicht mehr vorhanden zu sein; was er aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet hat, ist nur die Erinnerung an das vergangene Glück, das den Schmerz im Innern der Brust nur grimmiger macht;*) die Träume

---

*) Im Weiterirren
Seh ich die längstverlornen Minnestunden,
Ein neckend Schattenvolk vorüberschwirren
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
(Gedichte 2. Aufl. p. 44.)

der Jugend, nicht die Wirklichkeit des Lebens, sind das Beste, was dem Menschen für diese Welt beschieden ist. (Ged. 2. Aufl. p. 53.) In diesem schneidenden Zweifel ist consequenter Weise auch die Hoffnung untergegangen; als eine Betrügerin hat sie der Dichter aus dem Gebiete seines Herzens verbannt.

Hoffnung! (ruft er ihr zu) laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn,
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn.

— — — — — — —

All' dein Wort ist Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau' ich Dir,
Weisest du mit Trosteslächeln
Mir des Todes Nachtrevier!

(Gedichte 2. Aufl. p. 229. 231. vgl. p. 45.)

Wie die Hoffnung, ist auch das Leben nur ein eitles, nichtiges; das Jenseits aber gewährt eben so wenig eine Beruhigung. In dem Gedichte „die Zweifler" (p. 99) wird diese trostlose Ueberzeugung mit schneidender Kälte ausgesprochen, so daß das ganze Gedicht mit einer lauten, schreienden Disharmonie endigt.

Da nun die Begleiterin des Dichters durchs Leben nicht die Lust am Leben, nicht die Hoffnung, nicht der Glaube, nicht die Erkenntniß ist, da keine geistig befriedigende Macht ihn das alles verschlingende Ungeheuer der Vergänglichkeit siegreich niederkämpfen läßt,

so bleibt ihm denn nichts übrig, als die Melancholie, als der Schmerz, den er mit gereizter Absichtlichkeit als sein Eigenthum und Recht in Anspruch nimmt. Der Schmerz ist seine Braut, über beide spricht das Unglück den Segen (Gedichte 2. Aufl. p. 27). Wie oft hält der Dichter mit seinem Schmerze ein Zwiegespräch, da er ihn als seinen einzigen Vertrauten betrachtet:

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

(Gedichte 2. Aufl. p. 214.)

Doch kommt ein Sturm nun über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten, —
Pocht mir an's Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht so oft geras't!

(ib. 49.)

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,

Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach' auf, o Herz, zu wilden Klagen!

Laß deine Todten aufersteh'n
Und deiner Qualen dunkle Horden!

(ib. p. 35.)

Da nun der Dichter den Schmerz als seinen vertrauten Genossen zu sich einladet, so könnte es fast sonderbar erscheinen, daß er in der „Winternacht" wünscht, der Frost möge ihm ins wilde, heißbewegte Herz hineinfrieren, daß denn doch einmal die Ruhe des nächtlichen Schneegefildes darin sein möge (Gedichte p. 34); es könnte dieß sonderbar erscheinen, sag' ich, wenn es nicht in der Natur dieser Stimmungen läge, sich selbst zu widersprechen. Dieser Widerspruch ist natürlich und beweist die noch nicht ganz verlorne Gesundheit des Herzens, welches, so lange es schlägt, zwar allen Schmerzen sich bereitwillig öffnet, aber auch immer den Trieb hat, aus dem Schmerze zu dem Glück in der Ruhe wieder zu genesen. Und so ruft denn auch unser Dichter, obgleich er die Qual als seine Braut begrüßt, die Nacht an, daß sie mit ihrem Zaubermantel ihm diese Welt verhüllen möge, er bittet den Nebel, daß er Alles, was ihn so traurig mache, auch die Vergangenheit, mit sich fortnehmen möge.*)

---

*) p. 23. Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht.

Mit der schmerzenreichen Stimmung des Dichters hängt es nun ferner zusammen, daß er an der Darstellung derjenigen Stoffe und Verhältnisse das meiste Gefallen findet, in welchen sich das Unglück, die Qual, die Zerrissenheit des Herzens entwickelt. Der Verlust der Geliebten, des Freundes durch den Tod (Ged. p. 18. 44. 167.) ist der Gegenstand wiederholter Klage; aber mit großer Vorliebe besingt der Dichter die Treulosigkeit der Geliebten und des Freundes, wobei er den Schmerz bis zur rauhen Wildheit, bis zum wüsten Wahnsinn sich steigern läßt und das Maaß der Schönheit auch in der Darstellung vergißt. Ich habe hier jene Verse aus dem Gedicht „Robert und der Invalide" (p. 114) im Sinne, welches mit hohler, fast renommistischer Verzweiflung endigt:

Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt, aus dunklem Moor!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für. (p. 23.)

Du, trüber Nebel, hüllest mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier,
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit. (p. 57.)

So war der Abend, als mir Laura schwor! —
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern,
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachgestalten der Vergangenheit;
Nun mag ich flieh'n durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Thor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
Hast du's noch nicht ersäuft mit deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Haide,
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

In derselben Weise ruft er die vorüberziehende Wolke an, daß sie dem falschen Weibe, das ihm den Schwur brach, als Regen mahnend an die Fensterscheibe schlage:

Und will sie das nicht hören,
So magst von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt all', ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlied!

Den unangenehmsten Eindruck macht aber das Gedicht „die Waldkapelle" (p. 303). Die Einsamkeit

des Ortes wird plötzlich durch das Hohngelächter eines Wahnsinnigen gestört.

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen.

Er hat geliebt! — vor langer, trüber Zeit
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin, da glomm
Durch's Fenster hell herein die Abendröthe,
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich,
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu, und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Aber bald hat ihn ihr Herz vergessen, ein anderer schmückt sie mit dem Brautgeschmeide, und da ihr Leben nun, ohne von einem flüchtigen Leide gestört zu werden, unverfolgt von ihrem falschen Schwure vorüberzieht, wird er wahnsinnig. Darum

flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott:
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Ich übergehe die schmerzlichen Klagen des Dichters über den Tod, die Treulosigkeit des Freundes (Gedichte p. 60. p. 167.) und berühre nur noch die Frage, ob diese Darstellung des Schmerzes auch poetisch sei. Man hat sie getadelt, und der Dichter verwahrt sich gegen seine Tadler durch folgende Verse (Neuere Gedichte p. 310.):

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
Und Thränenkünstelei, so hast du Recht;
Doch hast du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zu Muth,
So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut
Und zur Gesundheit nicht die Rohheit fügen.

Auch Freuden giebt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht, als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache! traure, wem sie gar,
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Der Dichter macht hier die Wahrheit seiner Schmerzen geltend; wir sind auch überzeugt, daß er nicht

mit seinem Schmerze coquettirt; aber darum sind, wie schon R. E. Prutz über diese Gedichte bemerkt, diese trüben und schmerzlichen Stimmungen noch nicht poetisch. Ich wiederhole hier ein Urtheil Schillers über Bürger, das durchaus auch auf Lenau paßt. „Ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen." (Werke in 12 Bänden 12, p. 353.) „Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am Allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen." (ib. p. 357.) Es ist nun aber für Lenau sehr bezeichnend, daß er, anstatt von den Göttinnen des Reizes und der Schönheit sich begeistern zu lassen, vielmehr an den Gott des Schmerzes sich wendet, daß dieser sein Lied rüste.

— Du Gott des Schmerzes, rüste du mein Lied,
Und wappne mich auf den verweg'nen Gang
Durch's ungeheure nächtliche Gebiet.
Gieb mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
Gieb mir ein Herz, das lauter Wetterklang
Wie süße Nachtigallenlieder schlürfe!
Und wenn ins Thal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,

Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken;
Dem Herzen sei's schwermüthiges Behagen,
Wie Niedersäuseln welker Blüthenflocken! —
(Gedichte p. 369.)

Eben weil der Dichter nicht die Schönheit, sondern den Schmerz zu seinem Führer auf dem Gebiete der Dichtkunst erwählt, liebt er es, uns durch Nachtstücke zu martern, in welchen, wie in „den Marionetten" (Gedichte p. 365 sq.), die äußerste Verwilderung des Gemüths und des Geistes sich darstellt.

Der Grund nun der schmerzlichen Gemüthsbewegungen unsers Dichters liegt nicht in äußern Umständen, nicht in der Treulosigkeit oder dem Verluste der Freunde, der Geliebten, sondern in dem Zwiespalte überhaupt, welcher noch unüberwunden in Lenaus Geiste liegt. Dieser Zwiespalt aber geht aus dem Umstande hervor, daß der Dichter, durch die Bewegung des wissenschaftlichen Geistes der Gegenwart mit fortgerissen, die Unmittelbarkeit des Glaubens einbüßte, ohne die Kraft zu besitzen, sich der Erkenntniß in ihrer beruhigenden, die tiefsten Zweifel lösenden Totalität zu bemächtigen.

Ein so tiefes Gemüth, ein so reicher Geist, wie Lenaus, konnte aber von jenen großen Fragen über Gott und Welt, über Glauben und Wissen nicht unberührt bleiben; daher interessirte ihn auch vorzugsweise die Sage von Faust und die Gestalt des ewigen Juden; beide aus keinem andern Grunde, als weil durch ihr Gemüth ein großer schmerzlicher Riß geht,

welchen die höchsten Bedürfnisse des Menschengeistes in demselben hervorgebracht haben.

Die Sage vom ewigen Juden, die ich zunächst besprechen will, hat von jeher so gut wie der Faust das Interesse der tiefern Gemüther in Deutschland in Anspruch genommen.

Die tiefe geistige Bedeutung des ewigen Juden liegt darin, daß er das Gericht des göttlichen Geistes über das Böse bereits in der Gegenwart dieser Welt darstellt. In seinem Unglück, nicht sterben nicht von sich selbst loskommen zu können, ist die höchste Strafe der Sünde ausgesprochen. Wenn die höchste Seligkeit in der absoluten Gemeinschaft des menschlichen und göttlichen Geistes besteht, so liegt die höchste Verdammniß in der Abgeschiedenheit und Einsamkeit des Individuums, welches weder im Leben sein einzelnes Selbst durch die Theilnahme an den Bewegungen der Geschichte vergessen, noch durch den Tod seine vereinzelte Individualität abwerfen kann.

Von den Dichtern, welche diese Sage poetisch bearbeitet haben, ist zuerst Ch. Fr. D. Schubart zu nennen. Seine Bearbeitung ist wild und wüst; aus einem finstern Geklüfte des Karmel tritt Ahasver hervor, und schleudert die Todtenschädel seines Vaters, seiner Gattinnen, seiner Kinder das Gebirg hinunter; er hat den Tod an allen Orten, in allen Verhältnissen, in allen Gestalten gesucht, aber nicht sterben können! nicht sterben können! durch die Jahrtausende hindurch das gähnende Ungeheuer Einerlei sehen müs-

sen, das ist seine grausame Verdammniß. Aber ein Engel beruhigt ihn endlich. „Ahasver!“

Schlaf süßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig.
Wenn du erwachst, so ist er da,
Deß Blut auf Golgatha du fließen sahst,
Und der auch dir verzeiht.

Wie Schubart den Unseligen, Tiefzerrissenen endlich zum Frieden gelangen läßt, so auch Aloys Schreiber, in dessen Gedicht der unruhige Wanderer vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers endlich Gnade findet und von der Unseligkeit des Lebens befreit wird:

Und der Wandrer sieht die Wunden,
Und das Blut, das ewig wallt;
Plötzlich ist sein Geist entschwunden
Und vom Leben losgebunden
Kniet am Kreuze die Gestalt.

Auch August Wilhelm von Schlegel hat die Sage benutzt zu einem Gedichte „die Warnung,“ wo der Jude, welcher mit frommer Geduld sein Schicksal trägt, durch die eigne Erzählung desselben zwei freche Buben, die alles Heilige schänden, zu warnen sucht, ein Gedicht, in welchem die Sage in ihrer Bedeutung nicht mehr hervortritt.

Die beiden Gedichte von Lenau sind folgende:

Der ewige Jude. (Neuere Gedichte p. 9.)

Ich irrt' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Tod'sgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß es nicht wecken kann die todten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebendigen Liedesglocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt', ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!"
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolk' an Wolke brausend zugetragen;
Und weint das Herz, zu seinen jüngsten Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden.

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Tod'sgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend.

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt durch die offne Pforte,
Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gemsbart waidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse putzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte,
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stutze,
Mit welcher schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mir kindlich bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Ringlein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all' den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein, die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still, vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern,
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des todten Thieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Widerhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er's Geröll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!" mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe,
Und seine ausgeschossne Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle,
„Schieß her!" ruft sein todbürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!" ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen,
Der Schütze hört noch lang' sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte."

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
Kann, unglückselig, nie die Ruhe finden!
O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!"

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
Ein flücht'ger Lichtstrahl in den Stein gemauert!"

„Weh' mir, ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!"

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Waidgeselle
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirthlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer,
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberlicht, vom Mondenlicht umflossen.

Ahasver, der ewige Jude. (Gedichte p. 128.)

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Haide.
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,

Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen Alles öd' und einsam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Haid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten steh'n umher zerstreut im Haine.
Hier hat ein traulich stilles Loos gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blüthenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüthen, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch.
Auch strahlen sie zum letzten Mal auf Einen,
Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde.
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und aller Blicke haften schmerzumflossen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht in's treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Todten Flöt' und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,

Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf ewig nun ihm schweigen sollen:
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Haide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt in's Leben ernst und schroff herein,
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düstrem Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt' ich nicht leuchten dem unstäten Fuß,
Ich hätte längst mit eklem Ueberdruß
Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen!"
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Thoren eures Gleichen schreckt
O süßer Schlaf, o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich wie der in deinen Armen liegen,
Den, noch so jung, der große Segen traf

Mich rastend in die kühle Grube schmiegen!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tief behaglich ist die Todesmuße!
Das Auge festverschlossen, ohne Thränen;
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen,
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrath gesponnen.
Sein Herz ist still; das meine, ohne Rast,
Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde
Und seinen Sabbath find' in kühler Erde.
Der sah nur erst der Leiden Blüthensaum,
Der Tod ergriff den holden Frühlingstraum.
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, ein Schläfer, in den Erdenlüften,
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihn an's Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunk'ner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Faust in's Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,

Und immer noch das Märchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blüthentreiben und zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichest mit dem müden Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergang'nes wie Zukünftiges zu schildern
Und, blöd begafft, belauscht, neugier'gen Leuten,
Was sie gedacht, und was geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
Doch immer sind die nämlichen Figuren!
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle."
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver auf's Crucifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
Aus seinen finstern Augen Thränen fließen:
„Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheftet,

Der einst gekommen schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Noth.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück;
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wüthend abgrundwärts:
„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
Reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!"
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
Tod! rief ich, Tod! mich in die Erde krallend,
Tod! höhnte Klipp' an Klippe wiederhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
Ich habe sie umsonst an's Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,

Der schlängelnd auf des Waldes Pfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!" —
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh'
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Haidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithinstreifend sich ein Schattenstrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Diese beiden Gedichte Lenaus behandeln, wie man sieht, die Situation der Todessehnsucht des ewigen Juden in origineller Weise; namentlich ist das erstere Gedicht von außerordentlicher Schönheit. Aber weder Lenau noch andere Dichter, wie Julius Mosen in seinem Ahasver, haben sich zu einer großen Auffassung der Sage erhoben, und das zur Darstellung gebracht, was die Sage an Weite und Tiefe zu einer poetischen Auffassung und Gestaltung der Geschichte bietet. Freilich müßte, wie Gervinus vortrefflich bemerkt (Gesch. der deutschen Dichtung V. p. 120), die Sage von den finsteren Schrecknissen und orthodoxen Beziehungen mit demselben freien Geiste entkleidet werden, mit welchem Göthe die Faustsage umschuf, und es gehörte dazu ein Mann von Dantischem Geiste, der in Geschichte und Philosophie so bewandert, als mit des Dichters Gabe gesegnet sein müßte.

So wenig nun Lenau zu dieser großen Auffassung der Sage vom ewigen Juden fähig gewesen ist, eben so wenig befriedigt seine Auffassung und Darstellung des Faust*), den ich ausführlicher besprechen will.

In dem ersten Gedichte wird Faust angekündigt als der Mann des Fluches und mit einem Schmetterling verglichen, welcher durch den eignen Uebermuth vom trauten Blüthenstrande hinausgetrieben sei ins wilde Meer, der verloren gehen müsse in der Wüste, von wannen keine Wiederkehr möglich sei.

Wir sehen ihn sodann auf Bergeszinnen, und wohlmeinend ruft ihm der Dichter zu:

O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu' dich an seinem Kind, der stillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die sich einsam schwingt,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergeslüfte froh dein Herz durchschauern,
Und sie verwehn dein ungerechtes Trauern;
Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimniß abzufodern,
O wolle nicht mit Gott zusammenfallen,
So lang' dein Loos auf Erden ist zu wallen.
Das Land der Sehnsucht ist die Erde nur;

---

*) Faust. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart 1836.

Was Gott dir liebend in die Seele schwur,
Empfängst du erst im Lande der Verheißung
Nach deiner Hülle fröhlicher Zerreißung.

Aus diesen Worten dürfen wir schon auf die geistige Individualität schließen, welche der Dichter seinem Faust verleihen wird; von vornherein ist das Unrechtmäßige des Erkenntnißtriebes, der Forschung ausgesprochen, da nicht auf der Erde, sondern erst im Jenseits die tiefsten Fragen des Menschengeistes gelöst werden.

Faust wirft Pflanzen und Steine in den Abgrund, und zerknickt manches Insekt, weil es ihm von seiner Schöpfung nichts gestehen will. Der Glockenklang, der vom Thal heraufschallt, stürzt ihn in ungekannte Qual, der letzte Faden des Glaubens reißt, von dem Sturze in den Abgrund wird Faust durch einen finstern Jäger errettet, welcher sofort um die Felsenecke verschwindet, und kein anderer als Mephistopheles ist.

Später finden wir ihn mit seinem Famulus Wagner bei einer Leiche mit dem anatomischen Messer beschäftigt, um den Spuren des entflohenen Lebens nachzuforschen. Mephistopheles tritt plötzlich, als fahrender Scholast gekleidet, in das Zimmer und Faust macht mit ihm später einen Pact, nach welchem er von Mephistopheles die Wahrheit empfangen, aber seine Seele zum Pfande setzen soll.

Die Verzweiflung, in welcher Faust bereits auf dem Berge sich befindet, und welche noch durch die Töne der Glocken und der singenden Gemeine gesteigert wird, stammt aus der ungestillten Sehnsucht nach

Erkenntniß. Lenaus Faust hat demnach dasselbe Pathos, wie der Göthesche, aber während bei Lenau die Verzweiflung des Faust nur ausgesprochen ist, sehen wir sie bei Göthe förmlich erscheinen und sich entwikkeln. In dem Gespräche Fausts mit Wagner bei Lenau werden wir wieder an das ähnliche Gespräch bei Göthe erinnert, und müssen die Scene bei Lenau nur als einen schwachen und matten Nachklang der bei Göthe bezeichnen. Denn während der Göthesche Faust in seinen Aeußerungen gegen Wagner als eine große Natur erscheint, welche die Erquickung der Seele nicht aus todten Papieren, nicht aus müßiger Gelehrsamkeit, sondern aus den Tiefen des Geistes schöpfen will, und Wagner als eine ärmliche Seele, die immerfort am schalen Zeuge klebt, mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet, kann der Lenausche Faust nur das Loos des Forschers als eines blödgeäfften Thoren verfluchen, und Wagner erscheint ihm gegenüber nur als ein ruhiger besonnener, dankbarer Forscher. Während der Göthesche Faust erst nach den verschiedensten Versuchen, namentlich der Magie, sich der Verzweiflung Preis giebt, und den Teufel in titanenhaftem Uebermuthe, aber immer eine geistige Hoheit bewahrend, heraufbeschwört, erscheint Mephistopheles bei Lenau sofort, sobald Faust die Sehnsucht nach Erkenntniß geäußert hat, so daß bei Lenau der Trieb nach Erkenntniß schon für etwas Sündhaftes gilt, während bei Göthe diese Sehnsucht nach Wissen als die tiefste Berechtigung des menschlichen Geistes erscheint.

Der Lenausche Faust verschreibt sich dem Teufel, um durch ihn sich der Wahrheit zu bemächtigen, ein in sich selbst verkehrtes Thun, da der Mensch die Wahrheit nicht durch die Unwahrheit, welche doch Mephistopheles ist, erlangen kann. In diesen Widerspruch mußte aber der Dichter verfallen, weil er gleich von vornherein den Erkenntnißtrieb als etwas Sündhaftes behandelt, und also sein Faust schon wegen dieses Triebes dem Mephistopheles gehörte. Erinnern wir uns, wie der Göthesche Faust zu dem Bündniß mit Mephistopheles gelangt, so muß uns der Lenausche sehr schwach erscheinen. Bei Göthe verzweifelt Faust an Allem, denn keine Wissenschaft hat seinem kühnen, alle Schranken überfliegenden Drange die Quellen der Erkenntniß öffnen können; der Glaube, die religiöse Befriedigung liegen so weit hinter ihm, wie die Jahre seiner Kindheit*); und da nun sein Durst nach dem Ursprünglichen ungestillt bleibt, da er vergebens strebt, sein Subject mit dem Objecte der Erkenntniß zu vermählen, stürzt er sich in das Meer der Genüsse, um auf diesem praktischen Wege sein Selbst zum Selbst

---

*) Vgl. Göthe's Faust; sämmtliche Werke in vierzig Bänden, Bd. 11, p. 34.

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der
Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

— — — — — —

Sonst stürzte sich der himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;

der Welt zu erweitern, und erst an dieser Seite faßt ihn Mephistopheles an, weil er von dieser Seite her in das Gebiet des Bösen tritt.

Ganz anders und unendlich schwächer ist dies Verhältniß bei Lenau; denn zuerst ist sein Zweifel noch nicht bis zur Verzweiflung an Allem gestiegen; er flucht nur der Natur, daß sie ihm ihre Geheimnisse nicht gestehen will*), und selbst als er sich dem Teufel verschreibt, hat er noch die Bibel bei sich, lebt

Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.

*) Lenau p. 21.

Und also fährt er scheltend an die Bäume:
„So sprich, so sprich, verfluchte Säuselbrut!
Sag an: was ist der Tod, was ist das Leben?
Ich find' es nicht; mein Geist will Antwort geben,
Doch sie ersäuft sogleich in meinem Blut.
Ihr Bäume haftet an der Mutter Brust,
Woraus hervorquillt der Geheimnißwust,
Ihr lauschet mit den Wurzeln in den Grund,
Doch gebt ihr nichts aus seiner Tiefe kund.
Steht ihr im Blätterschmuck, ist euer Rauschen
Ein dummbehaglich Durcheinanderplappern;
Zu Winterszeit vernimmt mein gierig Lauschen
Von euren Aesten nur sinnloses Klappern. ꝛc.

er also noch immer im Glauben; wer aber in dem Glauben noch lebt, ist noch nicht auf dem Punkte, sich dem Teufel zu verschreiben. Das Widersinnige in dem Pakte, indem Faust die Wahrheit durch den Teufel oder die Unwahrheit erlangen will, ist schon hervorgehoben; Faust ist hier übrigens wie ein Lamm, er ist der Knecht des Mephistopheles, und wird bloß*), während bei Göthe die große Natur Fausts auch bei der Abschließung des Bündnisses hervortritt, indem er seine Verachtung des Sinnengenusses, in den er sich stürzt,

---

*) Lenau p. 31. Mephistopheles zu Faust:

Verdinge dich mir zum Gesellen,
Und hilf mein Waidwerk mir bestellen,
Ich will dafür bei meinem Leben
Die Wahrheit dir zum Lohne geben,
Und Ruhm und Ehre, Macht und Gold,
Und alles, was den Sinnen hold.
Von deiner Seel' es sich versteht,
Daß sie mit in den Handel geht.
Laß bluten die verharrschte Hand,
Zu schreiben mir das Unterpfand,
Und daß dazu beitrage jeder,
Reich' ich dir diese Hahnenfeder,
Die ich in einem Forste jüngst,
's war g'rade Sonntag früh, zu Pfingst,
Dem Raubschütz aus dem Hute zog,
Als ihm ins Herz die Kugel flog.
Recht artlich war es anzuseh'n,
Wie so der Dieb, im dichten Laub
Versteckt, auflauscht dem Wildesraub;
Wie doch vier Jäger ihn erspäh'n,

an den Tag legt, und seine große nach Erkenntniß strebende Natur bethätigt.*)

Die nun folgende Scene bei Lenau, wo der Jugendfreund Fausts, Graf Heinrich von Isenburg, erscheint, um alle Erinnerungen an die früheren schönen Zeiten und damit die schmerzlichsten Empfindungen in

---

Wie er auf sie drei Kugeln sendet,
Von denen jed' ein Leben endet,
Die vierte ohne Sakrament
Ihm selber durch die Lungen rennt.
Was ist dir, Faust, du wirst so blaß,
Ging dir zu Herzen gar der Spaß?

*) Göthe p. 69.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sei für mich der letzte Tag!
— — — — —
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

dem Herzen Fausts zu erwecken, soll den Faust, wie Mephistopheles bemerkt, für den sinnlichen Genuß empfänglich machen, gegen welchen er sich lange gesträubt hat. Hierauf folgt Fausts Theilnahme an dem Hochzeitstanze in der Dorfschenke, und seine Verführung der Braut.

Der Lenausche Faust nimmt, wie wir sehen, denselben Weg, wie der Götheschе; die Scene in der Dorfschenke erinnert lebhaft an die des Götheschen mit Gretchen. Allein wie schwach auch hier wieder Faust bei Lenau erscheint, empfindet der Leser sogleich. Während der Faust bei Göthe entschlossen ist, „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften zu stillen“ (denn dies ist, wie schon bemerkt wurde, der einzige Weg, auf welchem er die Vereinigung mit dem All, die er auf dem Wege der Wissenschaft nicht erlangte, erreichen zu können hofft,) muß der Lenausche Faust erst dazu vom Teufel verführt werden.

Am Menschen ist's mir ein beliebter Zug,
Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht,
Als wären alsdann seine Tugendwächter
— Die doch am Ende nur gedungne Fechter —
Vom Schmerz berauscht, verschlafen an der Pforte.

Die Verführung der Braut auf dem Hochzeitsfeste ist nun roh und gemein. Hier ist Faust auf die roheste Weise durch des Teufels betäubendes Geigenspiel ver-

führt und ein Verführer; ich brauche aber nicht zu erwähnen, wie kunstreich diese Scene bei Göthe ist, wo Gretchen das hohe Wesen des Faust erst lieben lernen und dem edlen Manne das unbeschränkteste Vertrauen schenken muß, ehe ihre Unschuld geopfert wird. Bei Göthe will zwar Faust auch nur schlechtweg genießen; aber seine edle Natur tritt auch hier hervor, indem sein Gemüth an einem Abenteuer, wo er eben nur geradezu genießen wollte, den ernsten Antheil der Liebe nimmt*).

---

*) Göthe p. 115. Faust in Gretchens Stube:

Willkommen süßer Dämmerschein!
Der du dieß Heiligthum durchwebst,
Ergreif mein Herz, du süße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung schmachtend lebst.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!
— — — — —

Und du, was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armsel'ger Faust! ich kenne dich nicht mehr.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, so gerade zu genießen
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen?
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Wie die folgende Erzählung bei Lenau, „das arme Pfäfflein," mit dem Ganzen zusammenhänge, kann ich nicht verstehen. Eben so sehe ich keine Nothwendigkeit darin, daß Faust und Mephistopheles jetzt am Hofe erscheinen. Mephistopheles unterrichtet hier den Minister in der Staatsweisheit und Regierungskunst, die darin bestehn, das Volk zu plagen, ihm den sinnlichen Bedarf zu verkümmern und dadurch den schlimmsten Feind der Herrscher, den Gedanken, den Schöpfer der Freiheit, in Fesseln zu schlagen. Faust dagegen verspottet durch ein Hochzeitsgedicht das königliche Paar. Es ist nicht zu verkennen, daß Lenau in den Lehren des Mephistopheles seinem Grimme über die Unfreiheit Luft macht, indem die Lehre des Teufels als das Böse und Verwerfliche erscheinen muß, aber der Zusammenhang der Scene mit dem Ganzen ist nicht einzusehen.

In der folgenden Scene, „der Schmiede," erscheint nun Faust immer roher und zügelloser. Die einfache, fromme Natur des Schmieds, dessen ganzes Glück in dem Besitze von Frau und Kind und in dem kleinlichen Stolze auf einen frühern Besuch seines Bischofs besteht, kann dem in sich zerrissenen Wesen Fausts nicht genügen; aber Faust, indem er der Gutmüthigkeit des Schmieds und seiner Gattin mit rohem, frechen, lüderlichen Uebermuthe begegnet, macht den Eindruck nicht, den der Dichter vielleicht beabsichtigte. Der Dichter wollte, wie es scheint, den Unfrieden des Fausts in dem grellsten Lichte zeigen, indem er ihn dem in einfacher Beschränkung glücklichen Handwer-

ker gegenüberstellte; und die ganze Scene zeigt uns den Gedanken im Bilde, den der Dichter an einem andern Orte ausspricht (Neuere Gedichte p. 13.):

Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Auch Göthe zeigt seinen Faust in solchen Umgebungen; unter der glücklich blinden Menge, die den Genuß der Gegenwart sich durch keine vorlaute Frage verkümmert, wandert der Unselige, der Prometheus, dem ein Geier am Herzen nagt; aber er fühlt sich hier als Mensch, er zeigt sich den Bauern, die ihm einen Erquickungstrank bringen, nicht in rohem Uebermuthe, und wir nehmen um so innigern Antheil an dem Geschick desjenigen, dessen Herz mitten unter den Freudigen einsam verschmachtet. Einen ganz entgegengesetzten Eindruck macht Faust bei Lenau in seinem Verhältniß zum Schmied.

Wir können die nächsten Scenen von „dem nächtlichen Zuge" bis zum „Abschied" (p. 95 — 137) in der Betrachtung gleich zusammenfassen. Das Verhältniß des Götheschen Faust zu Gretchen, in welchem sich, wie schon erwähnt wurde, die sinnliche Begierde Fausts bis zur Empfindung reiner Liebe steigert, ist bei Lenau auseinandergerissen; Faust ist einmal der Wüstling, und dann wieder erhebt er sich aus der Gemeinheit zur reinen Liebe. Faust ist jetzt Maler, ein Meister in der Kunst der Farben, und seinem

Ruhme verdankt er die Gunst, das Bild der schönen Königstochter Maria zu malen (wie er dazu gelangt ist, Maler, zu sein, erfahren wir nicht; nach dem Charakter Fausts, welcher ein gründliches, anhaltendes Studium bei einem so wüsten Leben nicht zuläßt, müssen wir schließen, daß er die Malerkunst als Zauberer versteht, wie er denn auch schon in der Schmiede als wunderthätiger Zauberer erscheint); und an der Lichtgestalt der Maria schaut sich der Mann das Herz todeswund, welcher die Frauen bisher nur „genossen und verlacht hat."*) Er bittet die Prinzessin um Liebe, und hofft von einem Blicke derselben die ganze Wandlung seines Schicksals.

Mag dann der Hölle tiefes Qualenmeer
Mit seinen Wogen rauschen um mich her,
Ich werde nicht darin zu Grunde gehn,
Mir wird aus deinem holden Liebeszeichen
Ein ewig grünes Eiland auferstehn,

*) Der Dichter macht bei dieser Gelegenheit die schöne Bemerkung:

O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An Dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberhülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund, scheu zusammen. (p. 109.)

Verzweifelnd wird die Hölle rückwärts weichen;
Vergebens werden dann Erinnerungen
Aus meinen wüsten, schuldgetrübten Tagen
An's heilge Ufer meiner Liebe schlagen,
Ich bin gerettet, hab' ich Dich errungen! (p. 114.)

Die Folge dieser Scene ist nun der Tod des Herzogs Hubert, des Bräutigams der Königstochter, welcher von Faust ermordet wird. An der Leiche des Ermordeten weist nun Mephistopheles den Faust auf die Wahrheit hin, welche keine andere ist, als daß derjenige, welcher ein Bündniß mit der Hölle mache, den Menschen Fluch mit seiner Liebe bringe (p. 118).

Wir sehen darauf den Faust in dem heftigsten Zerwürfniß der Seele; schon vor dieser Scene regt eine Erscheinung die tiefsten Schmerzen in seiner Seele auf; er reitet in der Nacht;

Was leuchtet dort so hell zum Wald herein,
Daß Busch und Himmel glühn in Purpurschein?
Was singt so mild in feierlichen Tönen,
Als wollt' es jedes Erdenleid versöhnen?
Das ferne, dunkle, sehnsuchtsvolle Lied
Weht süßerschütternd durch die stille Luft.
Wie einem Gläubigen, der an der Gruft
Von seinen Lieben weinend, betend kniet,

In seine hoffnungsmilden Schmerzensträume
Hinter den Gräbern flüstern die Gesänge
Der Seligen; so säuseln diese Klänge
Wohllautend durch die aufhorchsamen Bäume.
Faust hält sein Roß und lauscht gespannter Sinne,
Ob nicht der helle Schein und Klang zerrinne
Vor Blick und Ohr, ein träumerischer Trug?
Doch kommt's heran, ein feierlicher Zug.
Da scheucht es ihn, in's Dunkel hoher Eichen
Seitab des Weg's mit seinem Roß zu weichen,
Und abzuschreiten zwingt unwiderstehlich
Der Zug ihn jetzt, der näher wallt allmählich.
Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weißen Kleidern, eine Kinderschaar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Ziehn priesterliche Greise, streng geweiht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung und zusammenklingt
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt hervor aus dunklem Buchesgitter,

Die Frommen und ihr Glück beneidend bitter.
Als sie vorüber, und der letzte Ton
Des immer fernern, leisern Lieds entflohn,
Und als der fernen Fackeln letzter Schein
Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
Und nun dahin am Laube zitternd fährt,
Als Faust im Finstern wieder steht allein:
Da faßt er fest und wild sein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in seine Mähnen
Und weint an seinem Halse heiße Thränen,
Wie er noch nie so bitter sie vergoß. (p. 98.

Die Empfindung der Reue schneidet nun immer tiefer in Fausts Gemüth ein; zwar ist er noch zu stolz, wie der Dichter sagt,

um solche Wehen
Dem eignen Herzen gerne zu gestehen.
Er läßt die düstern Blicke zürnend rollen,
Und er beginnt mit der Natur zu grollen.

Aber dieser Stolz erscheint nicht, er wird bloß von dem Dichter ausgesagt, in Wahrheit ist Faust gebrochen, und er spricht oft genug seine Reue aus:

Mir ist ein Trost der Hoffnung nur,
Daß einst im kühlen Abendhauch
Vergehn wird meine Seele auch,
Ein finstres Traumbild der Natur.
Da unten winkt die dunkle Tiefe,

Wo ich vielleicht gesichert schliefe
Und unerreicht von meinem Dränger,
Der mich verfolget immer bänger,
Der Seele Frieden ist dahin.
Ich kann der Reue nicht entfliehn;
Verschließ ich mich in meine Kammer,
Fühl' ich am Herzen ihre Klammer,
Flücht' ich heraus zu diesen Eichen,
Seh' ich sie lauernd nach mir schleichen.

(p 127.)

Jene erste Stelle, wo Faust durch den Anblick der katholischen Procession in die schmerzlichste Empfindung versetzt wird, soll, wie es scheint, seine nun folgende Reue einleiten; eine ähnliche Stelle bei Göthe macht indessen eine größere Wirkung und ist mehr an ihrem Orte; ich meine jene schöne Situation, wo Faust von dem Versuche, sich selbst zu vernichten, abgehalten wird durch Glockenton und Chorgesang, welche sein Herz durch die Erinnerung an die Zeit erweichen, wo ein Gebet für ihn noch brünstiger Genuß war. Wenn nun der Lenausche Faust nimmer mehr von der Reue ergriffen wird, so daß er sich selbst die bittersten Vorwürfe macht, so muß er dadurch gegen den Götheschen wieder klein und armselig erscheinen; einmal weil er durch seine Reue Mangel an Energie zeigt, den Weg zur Wahrheit, den Mephistopheles ihn führt, unerschrocken zu gehen; das andere Mal, weil seine Reue keine Folgen hat, und Mephistopheles doch sein Begleiter bleibt. Sobald die Reue im Herzen

entsteht, ist auch Mephistopheles vertrieben; denn Mephistopheles oder das Böse wohnt im Herzen, ist eine innerliche Eigenschaft des Menschen, welcher der Dichter nur für die Anschauung eine Gegenständlichkeit, eine Erscheinung verleiht; da nun die Reue des Menschen nur von der Einsicht ausgeht, daß sein bisheriger Zustand, seine bisherige Handlungsweise eine verwerfliche gewesen sei, so ist durch diese Erkenntniß schon das Gute wieder in das Herz eingetreten, das Böse vertrieben, und es ist nur der Beweis der Ohnmacht, wenn das reuige Invidduum dennoch von dem Bösen sich nicht loswindet, wenn Faust bei Lenau den Mephistopheles zu seinem Begleiter behält. Man wende mir nicht ein, daß auch der Göthesche Faust solche Stimmungen hat; in die für seinen Charakter inconsequente Stimmung einer nutzlosen Reue gelangt er nicht, wie er denn selbst ausspricht:

O daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Zu einem Worthauch deine Gaben wandelt:
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

(Göthe p. 142.)

Der Lenausche Faust dagegen ist ein verzagter, schwankender Charakter, der bald tief bereut, bald wieder in trunknem Sinne dem Teufel ein Lebehoch bringt, der in seiner halben Gesinnung den schon als Kind Sterbenden für den Seligsten hält; und es ist bezeichnend für ihn, daß er am Grabe seiner Mutter sagt, es würde nie mit ihm so weit gekommen sein, wäre die Mutter ihm nicht so früh entrissen; das sagt derselbe Faust, der früher den kühnen Gedanken aussprach:

Den Herrn nicht lieben, wäre schwer;
Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr. (p. 28.)

In der folgenden Scene befindet sich Faust auf dem Meere.

Dort zwischen Wogen, zwischen Winden
Soll mir der kleine Kummer schwinden. (p. 133.)

Daß er auf das Meer sich sehnt, ist nichts anderes, als eine Consequenz seines schwachen, untüchtigen Charackters, denn er will der Erde nur entrinnen, die seit mancher That ihn nur neckt und plagt. In diesen Darstellungen finden sich nur einige schöne Bilder*).

---

*) Z. B. p. 164. von den stürmischen Donnerwolken:

Wie wenn die Rosse durch die Haide fliegen,
Hinsausend an den schlanken Graseshalmen,
Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen,
Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:

Aus einem Schiffbruch wird Faust durch Mephistopheles gerettet und sie treffen in einer Schenke am Meeresstrande die ebenfalls geretteten Matrosen. Von diesen imponirt der eine, Görg, welcher „nichts betet und nichts bittet," der nie „nach dem Busenlatz Fortuna's schielt, weil ihm die Welt zu schlecht ist," dem Faust übermäßig, regt aber in ihm die Sehnsucht nach dem, was Görg so kalt entbehrt, nur noch mehr auf.

In der stürmischen Nacht, am Klippenstrande, sitzt Faust zuletzt auf dem Felsen und beklagt die Ruhelosigkeit seines Herzens*); wenn früher in seinem Innern ein unermeßliches Verlangen brannte, die Welt im Erkennen zu erfassen, so würde ihm jetzt die Erkenntniß, selbst die in vollsten Zügen geschöpfte, nicht mehr genügen.

Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
In Einzelwesen kalt zertrümmert,

Durchfliegen diese Himmelsrosse rasend
Die grüne Meereshaide als Verwüster,
Und wiehern Sturm aus aufgerissner Nüster,
Der Masten schlanke Halme niederblasend.

*) p. 188. Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder splittert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert, —
Mehr Heimat haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!

Wo keines sich des Andern kümmert.
So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. (p. 190.)

Wie schwach! wie schwach! diese Empfindung, diese Sehnsucht hat Faust erst jetzt! Die Erkenntniß ist vielmehr die innigste Vereinigung des subjectiven Geistes mit dem allgemeinen, mit dem Weltgeiste. Der Göthesche Faust, weil er, wie schon erwähnt, diese Vereinigung mit dem allgemeinen Geist durch die Erkenntniß erlangen zu können verzweifelt, spricht nun auch seinen Willen aus, sein Selbst zum Selbst der Welt zu erweitern, allen Genuß, allen Verdruß in sich aufzunehmen. Die Nachahmung jener Stelle im Götheschen Faust kann bei Lenau nicht verkannt werden;*) aber Lenau hätte eben aus dieser Sehnsucht

*) Jener Stelle (Göthe p. 72.):
Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen

Fausts, allwaltend, also die Gottheit selbst zu sein, Fausts Sünde hervorgehen lassen müssen, da es eben das Wesen des Teufels ist, Gott gleich, Gott selbst sein zu wollen. Wie diese ganze Stelle verfehlt ist, so ist es noch mehr die folgende. Derselbe Faust, der am liebsten vergessen möchte, daß er Creatur ist, derselbe findet sich plötzlich ohne Grund und Uebergang mit Gott festinniglich verbunden, und lacht des Bundes, den er mit dem Lügengeiste geschlossen hat;

Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar,
Mit ihm derselbe ganz und gar,
Und Faust ist nicht mein wahres Ich,
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Uebung,
Der Teufel selbst, dem jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseins Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
— — — — — — — — — —
Du böser Geist, heran! ich spotte dein!

Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein,
Hörst Du? wir sind getrennt von dieser Stunde!
Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
Bin ich ein Traum, entflatternd deiner Haft!
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!

(p. 194. sq.)

Man sollte nun meinen, daß Faust in dem Gefühl seiner Vereinigung mit Gott auch die Gewalt über das böse Princip bekommen hätte; aber keineswegs; es ist alles nur ein Traum, die Ausgeburt eines fieberkranken Hirnes, und er tödtet sich selbst, indem er sich nach seinem Ausdrucke das Messer in das Herz träumt. Und Mephistopheles singt:

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!

— — — — — — — — — —

Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen,
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Wir sahen, daß der Dichter von vornherein die Wahrheit als etwas für den Menschen Unerreichbares,

und das Streben nach derselben für etwas Sündhaftes ansieht, wodurch er den Mephistopheles an seine Seite lockt; es ist daher auch ganz consequent, daß der Dichter seinen Faust dem Teufel anheimfallen läßt. Welch ein schneidender Widerspruch es aber ist, daß der Mensch überhaupt, daß insbesondere der nach Wahrheit dürstende Mensch dem bösen Princip gehören soll, fühlt Jeder leicht. Welchen ganz andern Eindruck macht hier der Götheschе Faust! Er kann nicht untergehen, nicht dem Teufel für immer angehören, weil sein hohes Streben, sein göttlicher Theil nie, selbst im Taumel der Sinnlichkeit nicht, erstirbt. Sein großer Drang nach Wahrheit ist nicht sein Verbrechen, nicht der Anknüpfungspunkt für Mephistopheles, sondern vielmehr das ihn ewig mit Gott einigende Moment, und nur darin besteht seine Schuld, daß er die Wahrheit unmittelbar schauen, und nicht durch die Vermittelung des Begriffs sich ihrer bemächtigen will, so daß er eben alle Schranken der Theorie wie der Sitte überspringt und verachtet. Aber selbst wenn er sich im Sinnengenusse zu betäuben sucht, will er doch nie die Freiheit des strebenden Geistes opfern*); und er kann es nicht, denn Faust ist nicht, wie Fr. Vischer bemerkt, Dieser und Jener, sondern in aller seiner Individualität repräsentirt er den strebenden, tapfern Menschengeist, der nie stagni-

*) Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
Daß ich mir selbst gefallen mag, ꝛc.

ren kann, weshalb eben Mephistopheles sich immer verrechnet.*)

Da nun der Lenausche Faust diese objective Wahrheit nicht enthält, da der Dichter vielmehr nur seinem schon früher erwähnten Unmuthe durch dieses Werk Luft zu machen scheint, da Lenaus Faust nur ein Ausdruck subjectiver Zerrissenheit ist und bleibt, muß das Werk als verfehlt bezeichnet werden. Ich wiederhole hier eine Bemerkung des großen Gervinus, daß es nämlich unangemessen sei, jene Faustischen Probleme immer zu wiederholen, die wie ein Geier am Herzen der Jugend nagen; daß es vielmehr angemessener sei, sich zu klarer Ergreifung und Behandlung der wirklichen Verhältnisse zu erheben, als jenen Brand dunkler Leidenschaftlichkeit in sich zu nähren (vgl. Gesch. der poetischen Nationalliteratur Bd. V. p. 120.) Uebrigens ist ein großes Kunstwerk nicht bloß der Ausdruck der subjectiven Bestimmtheit des einzelnen Dichterindividuums, sondern auch der Bewegungen des ganzen Zeitgeistes; der Lenausche Faust ist das erstere, der Göthesche Beides; denn „Alles, was in der Brust Göthe's wühlte, alle Prometheische Kühnheit, die in ihm sich bäumte, alle Skepsis, die in ihm nagte, alle Liebe, an der er blutete, alles Elend, das er geschmeckt, alle Weltverachtung, in die er sich gerettet, alle jene erhabenen Schauer der Natur, an denen er sich, wenn

*) Vgl. Fr. Vischer, die Literatur über Göthe's Faust; Hall. Jahrb. 1839. p. 531.

Wissenschaft und Menschenleben ihm zum Ekel geworden waren, in Waldesnacht auf Bergeshöhen so innig erfrischt hatte, — das Alles sammelte er in diesem lyrischen Drama.*) Aber das Alles nicht allein. Zugleich war dieses Werk ein Ausdruck, eine Darstellung des ganzen Strebens jener dunklen Sturm- und Drangperiode in seinen Tiefen und Höhen, ein Symbol dieser Zeit, der Held ein Repräsentant derselben; jene Philosophie (ich wiederhole hier theilweise die vortrefflichen Bemerkungen von Gervinus a. a. O. p. 112 fg.), die alle Weisheit der Erde umspannen und zugleich in lebendiger Wirksamkeit schaffen möchte, keimte schon in dem jungen Herder auf; die Verachtung des überlieferten Buchstaben! war der Sinn all der jungen Kritik, die sich seit Lessing an allen Enden von Deutschland regte. Das Vertrauen auf den prometheischen Funken hatte Hamann jenen bittern Spott entlockt auf alle dürre Gelehrsamkeit, auf alle jene müßigen Gaukeleien der speculirenden Vernunft; gesättigt von dem Scholasticismus der alten Zeiten ergaben sich so viele der Magie, ob ihnen durch Geistes Kraft und Mund nicht manch Geheimniß kund gethan würde. Das Seciren des totalen Lebens war Hamann ein Gräuel, das Greisenhafte des Lernens ein Abscheu, die Orgien der Leidenschaften und der Sinne ein Heiligthum. Gegen den Druck des äußern Lebens, gegen

---

*) Rosenkranz, kritische Erläuterungen des Hegelschen Systems. p. 71.

die beengenden Convenienzen war jene ganze Jugend in Waffen; jenes Rütteln an den Pforten des Lebens war in Werthers Periode epidemisch. Das kühne trotzende Bündniß des Guten mit dem Bösen, des Idealen mit dem gemeinen Realismus bekannte Göthe mit dem größten Nachdruck. Das skeptische Verzweifeln an aller Frucht der Wissenschaft, an aller gedeihlichen moralischen Wirksamkeit sprach Klinger hartnäckig aus; die Negation eines zukünftigen Lebens war in Unzers Bekanntschaft eine Art Ehrenpunkt; die unersättliche Genußsucht predigte Heinse als den Glückseligkeitstrieb der Menschen aus; jenen wühlenden Weltschmerz rühmt sich die Jugend noch heute zu tragen.

So viel große Momente wirkten zusammen, um Göthe's Faust hervorzubringen, und ihn zu einem Repräsentanten der Zeit zu machen; aber jene Zeit ist vorüber, und alle nach Göthe erschienenen Bearbeitungen des Faust, auch der Lenausche, sind verfehlt, weil sie nicht von gleich großen Mächten der Zeit erfüllt, sondern nur schwache Nachklänge des mächtigen Götheschen Faust sind.

Was die Form des Lenauschen Faust betrifft, so findet der Leser hier manche reizende Einzelnheiten, obwohl manche Partieen auch formell als mißlungen bezeichnet werden müssen; bemerkenswerth ist es ferner, daß der Dichter keine seinem Gegenstande genügende Form hat finden können, so daß das Gedicht ein Gemisch von epischen und dramatischen Elementen ist und unsicher zwischen beiden hin und herschwankt.

Das letztere größere Werk Lenau's ist der „Savonarola." Im Faust kämpft der Dichter noch um die Erkenntniß, obwohl er sie selbst und die Sehnsucht nach ihr schon als verwerflich bezeichnet; einen offenen Kampf gegen die Erkenntniß unternimmt er im Savonarola. Er erzählt uns nicht bloß in diesen größtentheils matten und schwunglosen Reimen die Schicksale Savonarolas, sondern er legt diesem Märtyrer Worte in den Mund, welche gegen die Erkenntniß der neuesten Philosophie gerichtet sind:

Einst werden sagen spätre Thoren:
Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt. (p. 72.)

Ich kann hier nur den Bemerkungen des geistreichen R. E. Prutz beistimmen, daß es weniger Savonarola und die epische Entwickelung seiner Zeit ist, welche darzustellen der Dichter bestrebt war, als vielmehr eine didaktische Polemik, in welcher Lenau seinen Unmuth gegen die neueste Wissenschaft auszulassen suchte. Eine solche specielle Tendenz widerspricht aber dem Wesen der schönen Kunst, die es durchaus vermeiden muß, dem Gemüth eine bestimmte Richtung

zu geben; und wir fühlen uns weit entfernt aus dem Reiche des Schönen, wenn wir die polemischen Predigten des Savonarola in matten Reimen bei Lenau lesen müssen. In dieser Arbeit hat Lenau den Genius der Schönheit auf das Gröbste beleidigt, und es liegt in der Natur der Sache, daß ein Werk, dessen Inhalt aller Poesie so fern steht, auch formell so matt und schwunglos ist, daß man es kaum für ein Werk des phantasiereichen Lenau halten möchte. Wir unterlassen es daher, auf dieses verfehlte Werk näher einzugehen; auch bleiben die Gedichte, welche Lenau in den deutschen Musenalmanach von 1840 (Leipzig bei Tauchnitz) setzen ließ, am besten unbesprochen, da sie dem Dichter keine Ehre machen.

Aber damit der letzte Eindruck, den wir von Lenau empfangen, ein wahrhaft poetischer sei, führe ich aus dem deutschen Musenalmanach für 1841 von Ruge und Echtermeier die schöne Romanze „Ziska" an, in welcher, wie Levin Schüking in den hall. Jahrbüchern bemerkt, trotz der titanischen Kraft, trotz der Wildheit der Gesinnung die in dem Charackter des Helden liegt, doch von dem Dichter das Maaß des Schönen nicht überschritten ist:

Ruhig ist der Wald bei Troczmow in der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel sind so stille, wie die Wurzeln tief im Grunde,
In Gedanken naht ein Reiter, um den Arm den Zaum geschlungen,
Schlendernd senkt den Kopf sein Rappe in Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne, wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab und zieht den Degen, spricht an einem Eichenbaume:
Hier an dieser festen Eiche hat in einer Wetternacht,
Ueberrascht von scharfen Wehen, Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreisen, Windsbraut war die Hebeamme,
Und sie goß dem Kinde segnend über's Haupt die Blitzesflamme.
Für Geschosse mich zu stärken, und ein hartes Heldenloos,
Schlug der Hagel meiner Mutter in den schmerzgesprengten Schooß.

Donner war mein erstes Hören, Sturm mein erster Athemzug;
Als ein rauher Wettersäugling nehm ich meinen Heldenflug.
Huß! bei dieser festen Eiche schwör' ich Rache deinem Tod,
Huß! vom Blute deiner Schergen wird es bald auf Erden roth;
Ja so reich aus ihren Adern soll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte löschen deinen Scheiterhaufen;
Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen soll die Erde schwarz sich färben;
Wo ich einen Priester treffe, soll er fallen, soll er sterben;
Rothgebeizt von Raucheswolken soll des Himmels Aug' sich trüben,
Weil sie durften solchen Frevel ihm in's Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken, Huß! von deinem Todes-
feuer
Unauslöschbar; wie der Frevel, sei die Rache ungeheuer.
Mann des Lichtes! Mann der Freiheit! Bester, den die Welt
getragen!
Schnöd verrathen, hingerichtet! Mordend will ich um dich
klagen.
O wie still die Lüfte Böhmens horchen meinem Racheschwören,
Und die vaterländschen Blätter wollen mein Gelübde hören.
Leib und Seele will ich brauchen, Schwert und Flammen und
Geschoß,
Bis ich sterbe; hör' es Böhmen! stille, stampfe nicht, mein
Roß!

Mir im Herzen brennt ein Funken, Huß! von deinem Todes-
feuer
Unauslöschbar: wie der Frevel, sei die Rache ungeheuer.
Mann des Lichtes! Mann der Freiheit! Helfer, den die Welt
getragen!
Schnöd verrathen, hingerichtet! Sterbend will ich um dich
klagen.
O wie still die Lüfte Böhmens horchen meinem Racheschwören,
Und die vaterländischen Blätter wollen mein Gelübde hören.
Leib und Seele will ich brauchen, Schwert und Flammen und
Geschoß,
Bis ich sterbe: hör' es Böhmen! stille, stampfe nicht, mein
Roß!

Anastasius Grün.

Anastasius Grün.

Nicolaus Lenau hat sein Vaterland verlassen, um nach Schwaben zu wandern; wir aber verweilen noch eine kurze Zeit in dem östreichschen Kaiserstaate, um unter den lustigen Sängern der prächtigen Kaiserstadt einem Manne zu begegnen, der aus dem Meere der östreichischen Freudenwelt hervorragt wie eine ernste einsame Felseninsel. Anastasius Grün, der Mann des Ernstes, der Freiheitssehnsucht, des Prophetenzornes, dessen Muse auf die großen Angelegenheiten der Menschheit gerichtet ist, verdient um so mehr Achtung, je mehr die Dichter der Gegenwart nur in ihrem eignen Herzen wühlen und aus demselben kaum mehr hervorbringen, als ihre unendliche Liebe und ihren noch unendlichern Schmerz. Wir müssen den Mann ehren, der mit seiner Muse so streng ins Gericht geht, der unerbittlich von ihr fordert, daß sie frei, ohne Furcht, nur die Ahnungsrosen ihrer Seelenzüge, die Glaubenssterne ihrer Geisterfahrt offenbaren solle. So ist denn diese Muse streng und voll zweischneidiger Schärfe;

der Dichter ist ein Kämpfer; wenn der Priester mit dem Breviere, der Krieger mit Schwerdt und Speer kämpft, so kämpft er mit Gesang und Reim, und zwar für die Freiheit.

„Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt
die Welt!"

Und ruft man ihm zu, daß er bei seinen Blumen bleiben, nicht frech an Thronen meistern solle, so will er sein Lied lieber schweigen lassen,

Bis es große Thaten ragen, Licht und Freiheit strahlen sieht!

Dieselben Gedanken, von denen Schiller ausging, wenn er im Don Karlos Weltbürgerthum der Cabinetsweisheit, Vernunft und Naturrecht den Beschränkungen des willkürlichen Regiments gegenüberstellte, dieselben Gedanken beherrschen auch den Dichter Anastasius Grün; und wie Marquis Posa dem König Philipp zuruft:

„Geben Sie
Gedankenfreiheit — — stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.

So ruft auch Anastasius Grün dem Kaiser Franz zu:

Jetzt sind wir verarmt und dürftig, wehrlos und gebeugt vor Schmerz!
O erschließe warm und freudig du dem Volke jetzt dein Herz!
Gieb ihm Waffen, helle, scharfe! Offnes Wort in Schrift und Mund!
Gieb ihm Gold, gediegnes, reines: Freiheit und Gesetz im Bund!

Deine Lande stehn voll Segen, reich und schön wohl ringsumher,
Frei und reich in goldnen Wogen rollt der Saaten weites Meer,
Sieh, wie stolz die Wälder rauschen, wie die Reben saftig glühn,
Voll Metall die Berge ragen, segelreich die Ströme ziehn!

Und dein Volk, wie ganz dem Boden, nur an Freiheit, ach, nicht gleich!
Sieh die edlen Keim' und Blüthen, so gesund, so schön und reich!
Herr, sei du der Frühlingsodem, welcher frei sie wachsen heißt,
Sei die Sonne, die sie reifet und darüber segnend kreist.

— — — — — — — —

Herr, gieb frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort!
Sieh, es gleicht der Mensch dem Baume, schlicht und schmucklos grünt er fort;
Doch wie schön, wenn der Gedanke dran als bunte Blüthe hängt,

Und hervor das Wort, das freie, reif als goldne Frucht sich drängt!

Und es gleicht der Mensch dem Strome, unbelebt und öde nur,
Eine todte Wasserhaide dehnt er flach sich durch die Flur;
Doch wie herrlich, wenn darüber frei und fröhlich, her und hin
Die Gedanken, gleichwie Schifflein, und wie Silberschwäne ziehn! —

Herr, es strahlt vor deinen Augen eines Doms gewalt'ger Bau,
Dessen Thurm, ein frommer Riese, hoch durchragt des Himmels Blau;
Und dein Volk war's, das ihn baute! Welches mag die Deutung sein?
Ei, wir finden in den Himmel selber wohl den Weg hinein!

Deiner Kaiserstadt nicht ferne liegt ein Schlachtfeld, weit und groß,
Wo für dich, für Land und Freiheit deines Volkes Blut einst floß;
O beim Himmel, wessen Herzen für dich bluten du gesehn,
Dessen Geist wird wahrlich nimmer gegen dich in Waffen stehn!

Freies Blut düngt jene Fluren; Herr wie mocht' es denn geschehn,
Daß sie nicht schon längst voll Rosen heilger Freiheit üppig stehn?
Einem Meer gleicht jene Ebne; welch' ein seltner Sternenlauf,
Daß das Morgenroth der Freiheit draus nicht längst schon stieg herauf?

O gieb frei uns den Gedanken und auch seinen Freund: das Wort!
Denn es sind ja wackre Gärtner für die Rosenkeime dort;
Zu den Lorbeern und den Palmen, die dein greises Haar umwehn,
Müßten gut und schön die Rosen jugendlicher Freiheit stehn! xc.

(Spatziergänge eines Wiener Poeten p. 103 sq.)

Und plötzlich hören wir nun den Dichter eine Hymne an Oestreich singen; er rühmt die Riesin Austria, wie sie dasteht in stiller Weisheit, heil'ger Kraft und milder Schöne, wie sie des Wissens Bücher aufgeschlagen in der Hand hält, und jubelnd ruft er aus:

Freiheit prangt als heilge Losung über deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk gestritten;
Besser als die Händ' in Fesseln taugen dir die Fessellosen,
Sei's das Schwert der Schlacht zu schwingen, sei's zu pflükken Friedensrosen.

Doch: Vertrauen! heißt die Fessel, die dir gilt, dein Volk zu binden,
Und um Brüder sie und Brüder und um Fürst und Volk zu winden;
Wenn der heil'ge Regenbogen stolz sich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große, schöne ew'ge Wort: Vertrauen!

Drum wohl darfst du stolz und freudig, Austria, dein Haupt erheben,

Durch der fernsten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glänzend schweben!
Viel hat dich der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend sagen,
Daß bei dir die edlen Keime reich und herrlich Frucht getragen! — —

Ist es dem Dichter Ernst mit dieser Hymne? ja wohl, bittrer Ernst! denn er gesteht, daß er bei seiner Hymne bittere Thränen aus vollstem, tiefstem Herzen habe weinen müssen!

Dieser Freiheitsdrang, der dem Dichter in der Seele glüht, tritt nun in verschiedener Gestalt auf, als Schmerz, als Bitterkeit, als Wehmuth, als Ingrimm; mit bitterm Zorne geißelt der Dichter die Pfaffen, die magern, spindeldürren, die immer auf der Lauer liegen, deren Thaten Gaunerstücke sind; oder er spricht mit schneidender Satire von dem österreichschen Mauthcordon, welcher fremden Waaren den Eingang versperrt, aber vor allem dem Gedanken, dem einem fremden Boden, einem fremden Lichte entsprossenen Gaste; oder er richtet seinen Grimm gegen den Censor, welcher das Leben des Geistes tödte; oder er züchtigt den Herrscher, der, wie Kaiser Rudolf der Zweite, für Alles Sinn hat, nur nicht für das Wohl seines Volkes; und da die Freiheit sein Losungswort ist, das freie Wort, der Gedanke sein Held, so schlägt sein Herz den Herrschern entgegen, welche, wie Kaiser Jo-

seph, an dem, was sie für edel erkannten, mit beharrlicher, eherner Hand bauten*).

Wie muß einen Dichter, dessen Herz so lebendig für Freiheit glüht, ein Land, ein Staat zur tiefsten Klage bewegen, dessen Größe mit der Freiheit verloren ging? So ist Venedig, das ehemals so stolze,

---

*) Vergl. das Gedicht „Sein Bild." Spaziergänge p. 82.

Ja, du bist es, weiser Joseph! Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an Deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! doch fürwahr ein solcher blos,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

große Venedig, jetzt der Gegenstand der klagenden Verwunderung des Dichters!

Wäre dieß die freudenreiche
Stolze Meereskönigin
Mit der ernsten Heldengröße,
Mit dem leichten heitren Sinn!

Schwarze Gondeln im Kanale,
Schwankend ohne Liederklang!
Schifferruf nur stöhnt bisweilen
Trägen, dumpfen Unkensang.

Marmorbilder nur bewohnen
Die Palläste, hoch gebaut,
Und ihr Sinken und Zerfallen
Ist darin der einzige Laut.

Leer vom Volke steht San Marco,
Der Gebete Stoff gebricht;
Klagen will es nicht, das Völklein,
Und zu danken hat es nicht.

Am Altar fungirt der Priester,
Ohne Ernst und ohne Sinn,
Nur damit er's nicht vergesse,
Murmelt er sein Sprüchlein hin.

Halbzerschellt im Arsenale
Fault das stolze Dogenschiff,

Ach der eigne alte Hafen
Ward ihm Klipp' und Todesriff!

(Gedichte 2. Aufl. p. 138.)

Es ist ferner eine tiefergreifende Scene, wenn unter den Männern aus verschiedenen Ländern, die alle ihr Vaterland preisen und hoch es leben lassen, nur der Venetianer kein Vaterland zu haben gesteht und ausrufen muß:

„Mein Vaterland, o Heimath,
Du bist nur Wasser und Stein!

Einst glomm der Freiheit Sonne,
Da lebt' und sprach der Stein,
Und tönte, wie Memnons Säule,
Ins Morgenroth hinein!

Da wogte glühend das Wasser,
Mit Purpur gürtend die Welt,
Und Regenbogen schleudernd
Hinauf ins Himmelszelt!

Warum bist du erloschen,
Du schöner Sonnenschein?
Warum bist du, o Heimath,
Jetzt Wasser nur und Stein?"

(Gedichte p. 137.)

Dieser Dichter, um dessen Stirn die Gedanken

der Freiheit schweben, dessen Worte nicht weiche Klänge, sondern blitzende Schwerter sind, sucht nun nach einem Manne, dem er sein volles Dichterherz entgegentrage, dem er sein freiheiterfülltes Lied weihe, und findet diesen Mann in dem Kaiser Maximilian. In die weichen seidnen Zeiten der Gegenwart stellt er den letzten Ritter, den Mann in starrem Erz, da er uns die Lehren würzen könne, wie sichs mit wilden Bestien fechte. Anastasius Grün nennt seinen letzten Ritter einen Romanzenkranz; das Gedicht, welches eine Anzahl von Begebenheiten aus dem Leben Maximilians behandelt, ist wirklich nichts weiter, als eine Reihe nebeneinanderstehender Romanzen, denen es aber an innerer Verbindung, an epischer Einheit fehlt. Der Mangel dieser Gedichte ist also gerade der, daß sie kein episches Ganze bilden, sondern vielmehr eine Reihe kleiner nebeneinanderstehender Bilder sind, in denen nichts Gemeinschaftliches ist, als daß in ihnen Maximilian vorkommt. Freilich müssen wir auch zugestehen, daß Maximilians Geschichte nicht der Gegenstand war, welcher sich episch hätte darstellen lassen. Aus der Geschichte der Poesie wissen wir vielmehr, daß das Epos in seinen reinsten Gestaltungen nur in der Periode der Jugend und des Allgemeingefühls der Völker entsteht, daß nur das Große und Gewaltige der Gegenstand des epischen Gedichts ist, daß daher meistentheils massenhafte Handlungen der Völker den Inhalt desselben ausmachen. So werden in der Ilias und in den Nibelungen, bei Virgil, bei Ariost und Tasso u. a. große Völkerbewegungen, Gemälde menschlicher

Leidenschaften vorgeführt, und tritt der Einzelne in dem Epos hervor, so erscheint er doch immer als der Träger allgemeiner Bestrebungen. Betrachten wir die Charactere, welche z. B. zu den größten Epen des Mittelalters den Stoff hergegeben haben, Alexander, Dietrich und Karl, so sind es immer solche, die ihre Zeit beherrschten, weil sie in unbewußter Uebereinstimmung mit dem Geiste derselben lebten, denen man in Anerkennung ihres beglückten Wirkens historische Größe zuerkannt hat. Diese letztere Eigenschaft fehlt nun bei Maximilian gänzlich; denn er ist zwar ein Charackter, der viele interessante Seiten entwickelt, die sich zum Inhalte einer Romanze eignen; eine Persönlichkeit, die beim Volke Bewunderung und Hingebung erweckte, ein Ritter, berühmt durch seine Geistesgegenwart auf der Jagd, durch seine persönliche Tapferkeit im Kriege; aber Eigenschaften, durch welche ein Ganzes beherrscht und geleitet wird, besaß er nicht, wie er denn z. B. kein guter Feldherr war, wenn gleich auch hier im Einzelnen sein Geist aufs glänzendste sich bewährte. „In Maximilian," sagt Ranke*), „lebte ein höchst lebendiges Vorgefühl der kommenden Dinge, von dem sein Thun und Lassen beherrscht ward, und alle das Scheinbar-Unstäte, Geheimnißvolle, Persönlich-Einseitige herrührt. Er hat nichts zu vollbringen, zu stiften; er hat nur das Zukünftige vorzubereiten."

---

*) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I. p. 356.

Demnach ist Maximilian durchaus kein epischer Charackter; ebensowenig ist aber seine Zeit, weil sie durchaus in sich zerfallen ist, fähig, episch dargestellt zu werden.

Wenn wir also von einem epischen Gedichte wünschen, daß es uns große Begebenheiten der Völker darbiete oder einen Helden, in welchem die Größe der Zeit sich ausspricht, der als der Concentrationspunkt eines großen Ganzen dastehe, auf den alle Erscheinungen, alle Fäden der Zeit zurückzubeziehen sind, so kann diesen Wunsch „der letzte Ritter" nicht befriedigen. Ja wir müssen zum Nachtheil „des letzten Ritters" bemerken, dasß von denjenigen Begebenheiten, welche bei weitem die interessantesten in dem Gedichte sind, Maximilian keineswegs die Seele ist. Ich meine den Krieg mit den Schweizern und den Sieg derselben.

Der Dichter führt uns ins Schweizerland, und sein freiheitsbegeisterter Sinn nimmt Partei für dasselbe.

Im Schweizerland da springen die Quellen frei empor,
Frei schweben die segelnden Wolken und singender Vögel Chor,
Frei blickt vom Firn die Gemse auf krachende Wetter herab,
Und freie Weste flüstern auf freier Helden Grab.

Viel tausend Schweizer stehen auf hoher Alpenwand,
Sie schaun in's Land hernieder und drücken Hand in Hand,
Und schwören in Tod und Leben zu stehen kühn und treu,
Und schwören in Tod und Leben zu bleiben stark und frei!

Wir sehen im Kloster Königsfelden am Grabe Leopolds, der in der Schlacht bei Sempach fiel, den König Max auf den Knien.

Als Habsburgs Sohn muß rächend durch's Schweizerland er ziehn,
Als König bringt er Ketten dem freien Schweizerbund,
Als Mensch drückt alle Freie er gern an Herz und Mund!

O edler Ahn, wohl kämpftest, wohl starbst du als ein Held,
Auf einem Thron von Leichen zu Sempach auf dem Feld;
Wohl könnt' ich kämpfen und sterben, wie du so kühn und gut,
Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.

Maximilian überträgt daher dem Ritter von Fürstenberg die Anführung der Deutschen gegen die Schweizer; in der Schlacht bei Frastenz (20. April 1499) wiederholte nun Heinrich Wohlleb die That Arnold Struthan's von Winkelried, Fürstenberg wurde geschlagen und fiel in der Schlacht.

Ich hebe eine andere interessante Scene aus „dem letzten Ritter" hervor, es ist das Vermächtniß, das der sterbende Kaiser seinem Enkel und Nachfolger Karl (dem Fünften) übergiebt. Wie in Schillers Tell der sterbende Attinghausen ein Prophet der Freiheit wird, so verkündigt auch Maximilian seinem Enkel den Aufgang eines neuen Lichtes in Deutschland durch Luther, und ruft jenem zu:

Dich rufen andre Kämpfe, die Schwerter rosten ein,
Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer
sein;
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf altem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom.

Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heil'gen Streiter Chor,
An seinen Pforten möge der Spruch des Weisen stehn:
Ist's Gottes Werk, wird's bleiben, wo nicht, selbst untergehn!

Am Altar weht ein Flämmchen, die Flamme wächst zur Glut,
Zur ries'gen Feuersäule, rothloderad fast wie Blut!
O fürchte nicht die Flamme, hellprasselnd himmelan
Ein himmlisch Feuer zündet kein irdisch Haus euch an.

Geläutert schwebt aus Gluthen dann der Gedank' an's Licht,
Und schwingt sich zu den Sternen! O hemm' im Flug ihn
nicht.
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn' allein.

Diese Gedanken hat der Dichter erst seinem Helden geliehen; in dem historischen Charackter Maximilians sind sie nicht begründet. Auch in dem Gedichte treten nun diese Gedanken so plötzlich hervor, daß sie nur überraschen, da wir aus dem Charackter Maximilians nicht auf diese Ideen vorbereitet sind.

Ich unterlasse es, die übrigen Romanzen näher zu betrachten, da ich nicht finde, daß dieselben einen

poetischen Werth hätten, denn eine Schlacht, ein Zweikampf, eine zärtliche Scene sind an sich noch nicht poetisch. Nur den einen Mangel „des letzten Ritters" will ich noch hervorheben, den Mangel, daß er zu viel Allegorien enthält. Das Abenteuer Maximilians auf der Martinswand, das so volksberühmt geworden ist, verflüchtigt der Dichter seinem poetischen Gehalte nach, indem er selbst den rettenden Schutzgeist als des treuen Volkes Liebe erklärt. So tritt gleich zu Anfang an der Wiege „des letzten Ritters" der Tod und das Leben in allegorischer Gestalt auf, der eine als ein hagerer Alter, das andere als ein schönes und üppiges Weib; wir lesen (p. 203) von dem Junker Fürwitz, von dem Meuchler Unfall, vom argen bösen Greise Neidhart, lauter Personen, in deren Gesellschaft wir uns unendlich langweilen; von derselben Beschaffenheit ist der Haß, „der kühne Springer, das schwarze Flügelroß," wie „die Taube mit dem grünen Sproß, die Liebe!"

Ich brauche nicht zu erwähnen, „daß die Allegorie nicht ein Product dichterischer Schöpferkraft, sondern vielmehr prosaischen Verstandes ist, der zur Einkleidung eines allgemeinen Begriffs nachträglich aufbietet."

Gehen wir von diesem Romanzenkranze zu andern Dichtungen Grün's über, welche ungleich mehr Anziehendes haben, als der letzte Ritter. Den Uebergang zu denselben möge jedoch die Erwähnung jener Situation bilden, die für mehrere andere Dichter, wie Justinus Kerner und Zimmermann, Stoff zu einem er-

zählenden Gedichte geworden ist, und die es in der That sehr verdient, poetisch verherrlicht zu werden, ich meine die Situation, wo nach der Krönung Maximilians zum römischen König Fürsten und Herren im Kaisersaal sitzen bei festlichem Gelage:

Da schwang der Pfälzer den Becher und scherzend hub er an:
„Hoch, Vater Rhein! Ihr Herren, wer ist's, der's rühmen kann,
Er seh' solch edles Kleinod in seinem Land gedeihn,
Das so, wie meine Reben, die Herzen mag erfreun?"

Da priesen in der Runde die Fürsten Thron und Reich,
Der alte Kaiser Friedrich pries hoch sein Oesterreich,
Von Köln der würd'ge Bischof rühmt' seinen Riesendom,
Der Baier seine Fluren und seinen blauen Strom.

Aus Sachsenland Herr Albert, der nahm nach ihm das Wort:
„Es blitzt als Gold und Eisen in dunklem Schacht mein Hort,
Das Gold lehrt unsre Weiber so lauter und so rein,
Das Eisen unsre Männer so stark und treu zu sein."

Drauf sprach der Würtemberger, Graf Eberhard im Bart:
„„Zwar sprießt in meinen Gauen kein Kleinod solcher Art;
Doch käm' im tiefsten Walde mir Lust zu schlummern an,
Wär' jeder Schooß mein Kissen, darauf ich schlafen kann.""

Das Pathos der Freiheitsliebe, welches wir als den innersten Kern der Grünschen Dichtungen erkann-

ten, kehrt auch im „Schutt*)" wieder, und ist der Inhalt der Dichtung: „der Thurm am Strande." Diesen Thurm läßt die Phantasie des Dichters von einem gefangenen venetianischen Dichter bewohnen, der in Folge seiner freiheiterfüllten Verse um seine Freiheit kam. Wir hören den Gefangenen seine Klagen, seine Gedanken überhaupt aussprechen, es sind gewaltige Verse, welche sich in das tiefste Herz drängen, sinnige Reflexionen, kühne gewaltige Bilder. Es ist erschütternd dargestellt, wie der Gefangene den Aether, die Wolke, den Regenbogen nie anders erblicken kann als durch die Eisengitter seines Kerkers, wie er nach dem Anblicke der Rose sich sehnt, und aus der Aehre seines Strohbetts durch seine Phantasie ein Feld voll Garben sich vor die Blicke zaubert, grüne Hügel und blanke Dörfer, in welchen Dirnen und Bursche sich im Reigen schwingen**)! So ist der Gefangene immer

---

*) Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. 4. Aufl. 1840.

**) Vgl. die schönen Gedichte im „Thurm am Strande" 8. 9. 10.

8.

Gebt mir ein Buch! — Sie wollen keins mir gönnen!
So mag mein Aug' im Buch des Himmels blättern,
Das dem Gefangnen sie nicht rauben können,
Und lesen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!

Ich seh den Aether rein und leuchtend blauen,
Und seh' das Abendroth in Flammen zittern,
Draus mild der Englein Thränen niederthauen,
Ich seh's, — doch aus des Kerkers Eisengittern.

geschäftig, das, was er in Wirklichkeit verlor, durch Phantasie wieder zu gewinnen; wie er aus der Beere,

---

Seh' ziehn die Wolke mit der Brust voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne sich im goldnen Wirbel regen,
Ich seh's — doch durch des Kerkers Eisenstangen.

Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen,
Und mitleidsvoll der Rosen Bild und Reize,
Die längst entbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich seh's, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,
Ich seh den Regenbogen flammend schweben;
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten,
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden.

9.

Wie eine Rose aussicht, wüßt' ich gerne!
Wohl wußt' ich's einst, doch hab' ichs, traun, vergessen;
Denn zwischen mir und jenes Frühlings Ferne
Dehnt längst der Knechtschaft Nacht sich unermessen.

Ich sah die Rose einst in einem Garten,
Durch den die Spiele meiner Kindheit flogen;

an der ein Vöglein auf seinen Fenstereisen pickt, sich die Weltenkugel träumt; so gräbt er auch aus dem

---

Ich sah sie einst auf flatternden Standarten
Der Heere, die zum blut'gen Kampfe zogen.

Ich sah sie einst im Dom vor'm Brautaltare
An einer Jungfrau Herz sich zärtlich schmiegen;
Ich sah sie einst in meines Vaters Haare,
Als Tod ihn auf den Schragen streckte, liegen.

Ich sah, wie an der Brust der Mörder einer
Sie mit zur Richtstatt führt' im Sünderwagen;
O daß ich säß im Karren anstatt seiner,
Daß ich die Rose könnt' am Herzen tragen!"

10.

Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre,
Und hielt sie lang vor's Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre,
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben stieg vor meinen Blicken!
Ha wie sie flüsternd durcheinander gaukeln,
Geschäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Ist, Silberkähnen gleich, dies Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen springend,
Es sind der Meeresgöttinn Dienerschaaren.

Schutte seine Götter, aus dem rauhen Antlitz seines Kerkermeisters stellt er sich das Menschenantlitz, den wundervollen Spiegel, der vom lauen Hauch der Gottheit leis umflossen ist, wieder her! Wie ist er so glücklich, als endlich die Knechtschaft zu Ende ist, als er sich frei fühlt, um wieder durch den Garten Gottes zu wallen und an die Herzen seiner Brüder zu stürzen! Aber sein Todfeind nimmt ihn schweigend am Arme, stellt ihn an den Spiegel einer Quelle und er erblickt sein Haupt eisgrau, auf der Stirn und Wange das Furchensiegel der Knechtschaft, und er übergiebt sich von neuem der Nacht des Kerkers.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüberhin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Flügel,
Und von Gesang die Kehlen überthauend!

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Bursch und Dirne sich im Reigen schwingen,
Und selbst die Blüthen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfraun nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich fasse einen, um in eines süßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu schmiegen; —

Da rasselt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entsinkt die Aehre! — —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!

Der herbe Eindruck, welchen wir empfangen, indem wir ein Dichterleben so um seinen Lenz betrogen sehen, wird gänzlich aufgehoben, durch die Erzählung, daß der verfallene Thurm nie einen Gefangenen in seinen Mauern gehalten habe, daß er vielmehr ein Leuchtthurm gewesen sei, in welchem nur Leuchten geflammt und Kehlen gejauchzt hätten! Und Anastasius Grün muß zuletzt selbst ausrufen:

So sang ich in des Lichtes Heiligthumen
Von Finsternissen und verdorrten Lenzen!
Der Gärtner zieht zu Wonn' und Lust die Blumen,
Und, ach, verbraucht sie oft zu Todtenkränzen!

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Die zweite Dichtung im Schutt ist „Eine Fensterscheibe." In dieser führt uns der Dichter in ein verfallendes Kloster, und läßt die verschiedenartigsten Gestalten vor uns erscheinen. Im Beichtstuhl sitzt der Priester, ein Eisfeld ist sein Herz, eine Wüste ohne Quell und Rose, aus der allein die Pyramide Gott, aber einsam, düster, grau und unbelebt hervorragt; zu seinen Füßen ein lockig Mägdlein beichtend, und als das Mädchen entsühnt von hinnen geschritten ist, beginnt die Pyramide in dem Herzen des Priesters zu

wanken. Der Dichter sieht dann die Bilder der Aebte in der Halle, und über ein Abbasbild mit vollen, ros'gen Wangen und ehrwürd'gem Bauche gießt er seinen heitersten Spott aus*).

Eine ergreifende Gestalt ist der Mönch in der Kapuze, auf dessen Haupt aber ehemals ein Helm funkelte, der einst mit unter den Fahnen stand, die bei Leipzig für die Freiheit rauschten! Noch ergreifender aber ist es, wie der Dichter bei den zwölf Schlägen der Mitternacht die Mönche aus ihren Särgen steigen sieht, wie der Erbauer des Klosters in Klagen ausbricht, daß der stolzen Säulen Zier rings gebrochen liege, und den bittern Ausspruch thut:

---

*) Doch halt! Sieh dort wie Vollmond aufgegangen
Ein Abbasbild mit vollen, ros'gen Wangen,
Ehrwürd'gen Bauchs, daß fast mir angst, es sprenge
Sein Athemzug des goldnen Rahmes Enge!

Den Maler küßt' ich gern, der auf den Wangen
Dies sonn'ge Lächeln haschend eingefangen,
Den Paradiesesvogel, glanzvoll stille,
Umschwebend dieses Rosengartens Fülle!

Er hieß, wie Josua, die Sonne stehen,
Daß sie der Enkel noch mag leuchten sehen,
Daß dieses Lächelns Geister einst nach Jahren
Mit mildem Glanz in trübe Seelen fahren!

Wer untergeht im Werk all seines Lebens,
Der stirbt wohl zwiefach, ach, und lebt vergebens!

Ihm aber setzt der Mond eine bittere Wahrheit zu seinem Troste entgegen:

Ich wall' als Geist der Sonn' in dieser Stunde
Und so spricht zu Euch aus meinem Munde:

Ich wandle meine Bahn seit Jahr und Jahren,
Wer hat des Leides mehr als ich erfahren?
Was nennt ihr eures Lebens Preis vergebens?
O seht den schnöden Preis all' meines Lebens!

Ich bin das Licht! — die Welt liegt noch in Nächten!
Ich bin die Freiheit! — Sie ist voll von Knechten!

Wie noch zu uns aus Tagen, längst vergangen,
Manch' rundgewalt'ge Tempelkuppeln prangen,
So in das magre Jetzt aus bessern Tagen
Seh' kühn ich deinen Bauch hinübertragen.

Wie eines bombenfesten Kellers Bogen,
Drein sich die Fröhlichkeit zurückgezogen,
Der vom Geschütz des Witzes nur erschüttert,
Nur von des Lachens Erdebeben zittert!

Und über ihm und seinem Kleid, dem dunkeln,
Seh' ich das gute, runde Antlitz funkeln,
Als Morgensonne, feist und purpurglühend,
Licht über dunkle Alpenmassen ziehend.

(Schatt p. 60.)

Ich bin die Liebe! — Sie ist hassestrunken!
Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug versunken.
(p. 69.)

Weiter zeigt sich den Blicken des Dichters im Klosterdome das Grabmal des Stifters in Stein gehauen: ein knieender Ritter, Brust und Lenden mit Stahl bekleidet, mit dem Rosenkranze in gefalteten Händen. Ein Brevier und ein Todtenschädel, welche vor ihm liegen, ein Crucifix, ein Weihbrunnwedel, eine Geißel lassen ahnen, wie seine Gesinnung war; und der Stein verkündet noch, daß er gen Sion zog um seiner Sünden willen, daß er keine Messe versäumte und niemals freyte. Aber der Dichter sieht diesen Helden ganz anders; sein Herz erzählt ihm, wie der Held vor Jahren in lustigem Zuge durch die Welt fuhr. Vortreffliche Verse:

Ich seh' dich zwar nach Schädeln noch verlangen,
Doch ist noch Goldhaar dran und ros'ge Wangen!
Zwar noch den Rosenkranz, doch aufgezwungen
Den Händen nicht, nein, frei um's Haupt geschlungen!

Ich sehe dich am Bord, die Fluth durchjagend,
Du stehst am Deck', die Harfe fröhlich schlagend,
Daß selbst das Schiff im Tanz durchflog die Wogen,
Und hinterdrein Delphine walzend zogen!

Seh' deiner Sehnsucht heilig Grab dich finden
In Salem, in zwei Armen, weichen, linden;

Es neigen schattend sich, wie seine Fahnen
Rings um den Sieger, Palmen und Platanen.

Ich find' auf Burgen süßer Heimath wieder
In Lauben kühl dich und die Waffenbrüder,
Die klingenden Pokale frisch erneuend,
Und Scherz und Lied drein als Gewürze streuend;

Seh' auf der Klänge Meer im Saal dich wiegen,
Als rüst'gen Segler tanzend es durchfliegen;
So hält der Sprosser nimmer müden Reigen
Im sel'gen Festessaal von Blüthenzweigen. u. s. w.

(p. 75.)

In dem folgenden Gedichte ergreift der Dichter die Gelegenheit, seine bitterste Ironie über die Hierarchie auszusprechen; vor dem düstren Abte steht ein Jüngling, welcher eingekleidet worden ist, und der Abt erinnert an die Zeit, wo der Knecht der Knechte als Fürst der Fürsten herrschte, wo des Priesters Stolz die Welt zu seinen Füßen sah und sie lenkte, wie die Puppen im Puppenspiele durch Draht gelenkt werden.

Das Puppenspiel beginnt, die Kerzen flammen;
Ihr Bänke brecht der Menge nicht zusammen!
Den Priester decken des Theaters Wände:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände.

Des Chaos Nacht, des Paradieses Zweige,
Die Schlang' und das berühmte Blatt der Feige,

Der Fels von Löschpapier, des Meeres Wogen,
Sie kommen all' an seinem Draht gezogen.

Der Engel, dem von Weingeist brennt der Säbel,
Der liebe Herrgott selbst im Wolkennebel,
Der ölgetränkte Mond, sammt Sonn' und Sternen,
An seinem Drahte mußten gehn sie lernen.

Ein Guß von Streusand wird als Sündfluth taugen,
Streut so viel Sand dem Volk nicht in die Augen
Der transparente Regenbogen nahte
Dem wasserscheuen Noah jetzt am Drahte.

Ein Engel packt dort Habakuk beim Schopfe,
Sieh' Judith mit des Holofernes Kopfe!
Horch, Josua schießt mit Posaunen Bresche!
Elias reis't in brennender Kalesche.

Die Krone Sauls, des Maccabäus Degen,
Die Harfe Davids weiß das Draht zu regen,
Den Hohenpriester mit Papierscheer', Brillen
Bereit des Herrn Beschneidung zu erfüllen.

Schon soll der Draht gen Himmel Christum tragen,
Wohl hungert's sehr des Puppenspielers Magen;
Da wandelt Satan in Gestalt des Schenken
Mit Wein und Würsten zwischen Bühn' und Bänken.

Die Hand ließ Christus aus den Wolken fallen,
Rasch in die Schüssel griffen ihre Krallen!

Das Auferstehungsfest des Himmelsfürsten,
Ach, wurde so zur Himmelfahrt von Würsten!

Das Volk stürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtisch hagelt's Aepfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenspieles tragisch Ende:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände.

Ob wir auf's Neu' auch Sonn' und Mond polirten,
Neu Evens Baum mit goldner Frucht staffirten,
Aus bleibt das Volk, leer stehn des Saales Wände:
Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände.

(p. 78.)

Weil denn die Puppenspieler nicht die Hände geborgen haben, ist das auf Trug gegründete Gebäude zusammengestürzt, als der Trug offenkundig da lag. Und das Kloster steht leer, und der Bruder, welcher außer andern Würden auch das Amt hat, die Chronik des Klosters zu schreiben, hat noch kein Wort geschrieben und schmerzlich muß er ausrufen:

Ist's meine Schuld, daß längst die Wunder schweigen,
Kein Fürst sich zum Besuch am Thor will zeigen,
Kein Bannstrahl blitzt und in dem Klosterleben
Sich's nur begiebt, daß gar nichts sich begeben!

Was dieser ganzen Dichtung nun so großen Reiz verleiht, ist die Schilderung, wie das Gebäude des Ka-

tholicismus allmählig zusammenstürzt, weil seine Zeit vorüber und Freiheit des Denkens und Wissens längst das Panier des Menschen geworden ist; dann macht es einen schönen Eindruck, wie der Dichter dem Untergange der Satzungen die Natur mit ihrer ewigen Jugend entgegenstellt; der Dichter hält das Leichenbegängniß des letzten Mönchs, und über den zusammengestürzten Gewölben, Kuppeln, Säulen werden grüne Saaten wehen, und volle duftige Rosen blühen.

Die dritte Dichtung im „Schutt" ist Cincinnatus. Cincinnatus heißt ein Schiff, welches an Pompeji's Küsten, im Golf Neapels vor Anker liegt; am Bord des Schiffes befindet sich ein Sohn Amerikas in betrachtender Stellung. Seine Phantasie schweift von Italiens Küsten nach Amerika hin und zurück; insbesondere sind es die Trümmer von Pompeji, an welche seine Betrachtungen sich knüpfen. Ein Gegensatz tritt als Hauptmoment in dem Gedichte hervor, wie nämlich Italien seine Geschichte nur in der Vergangenheit hat, nur durch vergangene Größe und durch seine Trümmer interessant ist, wie dagegen Amerika als das Land der jugendlichen Freiheit die Blicke der Europäer auf sich zieht. So wird in dem sechsten wie in dem achten Gedichte der Charackter des gegenwärtigen Italiens dargestellt, wie es, in Genuß und Müßiggang versunken, fern steht allen großen Bewegungen der Geschichte. Vor dem Thor Pompeji's im zweitausendjährigen Schilderhause, sagt der Dichter, lehnt ein morsches Gerippe, in der Knochenfaust noch

den Speer haltend, und neben ihm schreitet ein neuer Wächter in der Livrey bourbon'scher Lilien auf und nieder, welcher seinen knöchernen Kameraden als einen Narren verspottet:

„Ei, meintest du die Vaterstadt zu schirmen?
Die Katapulte des Vesuvs zu hemmen?
Die Gluthgeschwader, die, den Wall zu stürmen,
Er niederbrausen ließ, zurück zu dämmen?

Auch ich bin einst in Waffen schon gestanden,
Der Freiheit Banner rauschte auf mich nieder!
Durch der Abruzzen grüne Thale wanden
Wie weiße Mauern sich der Deutschen Glieder.

Als Wall des Vaterlands den Kugeln allen
Wollt' ich die freie Brust entgegentragen,
Ei, hätte nur in nahen Waldeshallen
Nicht eine Nachtigall so schön geschlagen!

In ihre Reihn, hoch in der Faust den Degen,
Wär' ich gestürzt, von Todesmuth entglühet,
Ei, hätte nur hart neben meinen Wegen
Nicht eine Rose gar so schön geblühet!

Die Trommeln wirbeln und die Fahnen wehen!
Ja, herrlich ist's im Feld des Ruhms zu sinken!
Ei, hätt' ich nur die Traube nicht gesehen,
So schön und voll an grüner Hecke winken!

Das Leben ist das Schönste doch im Leben!
Drum rett' ich dir, Italia, das meine!
Und steh', auch dankbar sind die lieben Reben,
Die Nachtigallen und die Rosenhaine!"

(p. 116.)

Es ist nun vortrefflich von dem Dichter in dem folgenden Verse angedeutet, wie gering gegen den Geist der Geschichte, gegen Freiheit und Vaterland Rose und Nachtigallen zu achten sind, und wie ärmlich diejenige Persönlichkeit zu nennen ist, die solchen großen Substanzen den kleinen Genuß vorziehen kann. Eben so vortrefflich schildert der Dichter den Lazarone, der den Tag über unter freiem Himmel daliegt, sein Haupt auf einen Marmorblock gestützt, und in seiner unendlichen Faulheit nichts von allen großen Ereignissen der Welt begreift, der keinen größern Wunsch hat, als daß Maccaronen Schlangen wären, die zu ihm kämen, statt daß er bis jetzt sie holte! Der Hintergrund aber macht diese ganze Scene bedeutend, indem der Dichter fragt, ob etwa in dem Schattenraume der Lorbeerwipfel der Geist des alten Triumphators gelauscht habe, eine Frage, die auch so gewandt werden kann, ob der große weltbezwingende Geist des alten Roms nicht das gegenwärtige Geschlecht Italiens der Trägheit und Versunkenheit anklage*)?

---

*) Die Worte des Lazarone sind folgende: p. 122.
Ich seh' im Lavapflaster dieser Straße
Das Gleis noch von des Triumphators Wagen,

Gegen das abgelebte, von dem großen Geiste der Vorfahren abgefallene Italien ist denn Amerika das

---

So frisch, als sei er noch nicht fern die Gasse;
Vielleicht gelingt mir's noch, ihn zu erjagen!

Ein Wörtlein, das ich ihm zu sagen hätte,
Treibt mich ihm nach! doch nein! wozu soll's frommen?
Wozu aufstehn von so bequemem Bette?
Will er's just wissen, mag er selber kommen!

Ich spräche: Freund, wozu dein großes Wagen?
Auf daß ein Siegeslied dir sei gesungen!
Wie schad', die schönen Ross' in Schweiß zu jagen!
Wie schade um des Volkes gute Lungen!

Wozu so viele Weg' im Weltenraume?
Daß dir den Lorber reichen deine Brüder?
Sieh, Freund, freiwillig senkt in diesem Baume
Der Himmel selbst den Lorber auf mich nieder!

Wozu dein Krieg, da's keinem eingefallen,
Zu stehlen uns dies blaue Meer, die Reben,
Den schönen Himmel, Rosen, Nachtigallen?
Was sonst ist werth, drum Schwert und Schild zu heben?

Der Vesten Fall, die Siege deiner Heere,
Bebürden dich mit Pflicht zu neuen Siegen;
Mir giebt die Last, die früh ich trug zum Meere,
Tagüber frei im Sonnenglanz zu liegen!

Land der jungen Freiheit und der Hoffnung. Wem die Heimath ein Stück Brod verwehrt, wem Pfaffen-

---

Wozu dein Prunkpallast? Was ist vonnöthen,
Sich zu vermauern diesen schönen Himmel!
Lustwandeln gehen heißt nur dem Herrn zertreten
Den Rasen und der Blumen bunt Gewimmel.

Wozu auf die Orangen-Bäume klettern?
Sie werden reif selbst in den Schooß dir fallen!
Was soll im Rosendorn die Nase blättern?
Dem Duft liegt selber dran, zu ihr zu wallen!

Der Stein und ich sind Freunde und Vermählte,
Untrennbar liegend Tag und Nacht beisammen,
Er giebt vom Ueberfluß mir seiner Kälte,
Ich ihm vom Ueberflusse meiner Flammen!

Wie wär's behaglich, ewig hier zu liegen,
Wenn über mir der Vögel Flüge jagen,
Das Laub sich wiegt, Vesuvs Rauchwolken fliegen,
Und Goldgewölke ziehn und Sonnenwagen!

Und vor mir dieses Meer mit weißen Segeln!
Herr, gut ist's, daß du gabst Bewegung allen,
Und daß nicht ich den Wolken, Wellen, Vögeln
Nacheilen muß, nein, daß sie zu mir wallen!

Gut ist's, daß diese Deutschen, Russen, Britten
An mir vorüber selber stolpernd schnaufen,
Und daß nicht ich zu ihren fernen Hütten,
Nach England, Deutschland, Rußland müsse laufen!

wuth sein Land vergällt hat, wen im Vaterlande die Kette der Unfreiheit beschwerte, sie alle hoffen hier ih=

Seht meinen König dort vorüberfahren!
Die Goldkaross' am Sechsgespann von Falben!
Ich lieg' im Staub und kann mir's so ersparen
In Staub zu werfen mich um seinethalben!

Hier ruh' ich sanft, wenn mich auch Regen näßte;
Ihr kennt nicht Trockenwerdens Wohlbehagen!
Hier lieg' ich, bis ich einst zur ew'gen Sieste
Nicht selbst geh', nein, gottlob, mich andere tragen!

Den Sonntagsgang zur Kirch' auch könnt' ich sparen!
Denn sieh, an mir vorbei die Priester wallen
Mit Fahn' und Kreuz und Zügen frommer Schaaren!
Da muß vom Segen auch auf mich was fallen!

Wenn hoch in meiner Hand, nach Landessitten,
Mir überm Haupt die Maccaronen schweben,
Mein Freund, da muß empor sich unbestritten
Das Auge selber auch zum Himmel heben!

Wenn Abends in des Meeres Spiegelbade
Zu Füßen mir sich Mond und Sterne wiegen,
Da dünkt mich's wohl, es sei in seiner Gnade
Der Himmel selbst zu mir herabgestiegen.

Empfängt mein Fürst so glänzende Vasallen,
Wie sie als Sterne, Wellen, Wolkenmassen,
Als Menschen, Blumen, Vögel zu mir wallen,
Bis Abends ich in Hulden sie entlassen?

rer sehnsüchtigen Wünsche Erfüllung (vgl. Schutt p. 109.) Hier sitzt im Schatten der Sycomore der Pflanzer am geräumigen Tische, aus Silberkannen qualmt der Thee; eine Schaar rosiger Kinder schmiegt sich an ihn, seine Felder stehn voller Segen, und er segnet das Land, welches den Thee, den Nektar der Freiheit, hervorbrachte, er segnet den Mann, der ihn gebaut:

„Heil China dir! durch ferne Meere weit
Eilt jetzt mein Dank zurück in ferne Zeit,
Und sucht den Mann, der dieses heil'ge Kraut,
Den Nectar unsrer Freiheit, einst gebaut!

Als er noch schritt an des Hoango Strand,
Und still die Saat entsunken seiner Hand,
Wohl hat kein Ahnen dessen ihn umweht,
Daß eines Welttheils Freiheit er gesä't!

Was auf der Erde Oberfläche prunkte,
Im Kreislauf muß vorbei es glänzend jagen,
Indeß ich, gleich der Erde Mittelpunkte,
In Ruhe lieg' und ewigem Behagen!

Und wenn ich Eines noch mir wünschen sollte,
So wollt' ich, Maccaronen wären Schlangen,
Und kämen, statt daß ich bisher sie holte,
Hinführo selber doch zu mir gegangen!"

(p. 122 fg.)

Hoch vom Pagodenthurm der Mandarin
Schaut über's Land und streicht sich froh das Kinn;
Der Theebaum säuselt so geheimnißvoll,
Als ob er mehr als Blüthen tragen soll.

Ob sein Vasall es leise nur errieth,
Als er dies Kraut auf glühem Roste briet,
Daß Sanct Laurenzens Rost er schürt und facht,
Der einst als Blutzeug' unsres Worts erwacht?

Der Arzt, deß Forschergeist aus diesem Kraut
Dem Siechen wunderkräft'gen Trank gebraut,
Er wußt' es doch nicht, der gelahrte Mann,
Wie daß sein Kraut auch Ketten sprengen kann!

Der Britte, der einst mit dem dunkeln Kraut
Voll seines Segelschiffes Bauch gestaut,
Nicht wußt' er's, daß die Rach' er führt' als Gast,
Und daß die Freiheit schwebt ob seinem Mast!

Hat jemals, Boston, es dein Meer geträumt,
Daß es ein Fruchtfeld einst voll Saaten keimt?
Daß seinem Schooß dereinst entsteigen soll
Der Baum der Freiheit, groß und blüthenvoll!?

O Kinder, haltet fest an Recht und Licht!
Aus Rosen selbst der Dorn der Rache sticht!

Es sä't der Mensch, doch ob den Saaten wacht
Still eine dunkle, räthselvolle Macht."

(p. 138.)

Zur Erklärung dieser Verse braucht kaum erwähnt zu werden, daß es die Stadt Boston war, welche die Veranlassung zur Befreiung der nordamerikanischen Kolonieen von der britischen Herrschaft wurde. Die britischen Kolonieen waren schon unwillig geworden, als ihnen die im J. 1765 im britischen Parlamente durchgegangene Stempelakte auferlegt wurde, vermöge welcher bei allen öffentlichen Geschäften in den Kolonieen nur Stempelpapier gebraucht werden durfte, wovon das Einkommen zunächst zur Verwaltung der Kolonieen, der Ueberschuß zur Verminderung der Nationalschuld verwandt werden sollte; durch den Unwillen, welcher hierüber zu Boston entstand, sah sich daher die britische Regierung bewogen, diese Abgabe wieder zurückzunehmen. Allein in der Ueberzeugung, in dieser Angelegenheit zu viel nachgegeben zu haben, suchte die Regierung die Kolonieen von neuem zu zwingen, Abgaben zu zahlen und verletzte dadurch die geheiligten Rechte der Freiheitsbriefe, welche die Kolonieen früher erhalten hatten. Der 1769 erneuerte Plan zu Abgaben von Seiten der Kolonieen erregte daher noch stärkere Opposition, als die Stempelabgabe gefunden hatte, besonders war man unwillig über die vom eingeführten Thee geforderte Steuer. Als daher drei der ostindischen Gesellschaft gehörige Schiffe, die mit Thee

beladen waren, 1773 zu Boston, der Hauptstadt von Massachusetts, ankamen, war man entschlossen, die Abgabe nicht zu bezahlen und warf die ganze Ladung ins Meer, wodurch das Signal der Revolution gegeben wurde, durch welche die Kolonieen sich befreiten.

Der auf seine Freiheit stolze Pflanzer in unserm Gedicht spricht es nun selbst aus, daß über den Saaten des Menschen eine dunkle, räthselvolle Macht walte, und es ist von der ergreifendsten Wirkung, daß der Dichter noch die Worte hinzufügt:

So sprach der Mann und strich sich froh das Kinn;
Geheimnißflüsternd rauscht die Saat dahin,
Und hinter ihm blickt aus dem Zuckerrohr
Ein krauses, dunkles Negerhaupt empor.

Hier ist vortrefflich angedeutet, wie auch die Freiheit des glücklichen Pflanzers wieder zu Grunde gehen kann durch den geknechteten Neger!

In den „fünf Ostern," der vierten Dichtung im „Schutt," führt der Dichter einige Momente der Weltgeschichte in bedeutenden Bildern vor unsern Augen vorüber. Er beginnt mit der Sage des Orients, daß Christus jährlich zu Ostern in der Morgenstunde auf dem Oelberg walle, um auf die Thale seines Wandelns hinabzuschauen. Einst war es Ostern, und der Herr sah nieder auf die kahle Flur, die rings so weit das Auge reicht, Trümmer, Asche und Schutt ist.

Der Triumpfzug des Todes ist durch diese Gründe gegangen, hier singt kein Vogel, hier rauscht kein Blatt im Winde, kein Halm weht, keine Saat grünt hier, nur des Kedrons Quelle seufzt noch durch's Gestein, wie die Leichenklage eines Dichters. Jerusalem ist zerstört durch Titus, geflohen der Rest des Volkes, lebendige Leichen, todt, da kein Tempel, keine Satzung, kein Vaterland mehr für dasselbe vorhanden ist, und der Kedron klagt:

Fort flogen auch der Büsche Nachtigallen,
Die Vögel all', weit über's ferne Meer;
Nicht ziemt es ihrem freud'gen Lied, zu schallen,
Wo alles schweigt und trauert ringsumher.

Fort zogen da die Rosen auch nach ihnen
Bis an das blaue Meer, das Halt! gebot;
Da blühn sie gaukelnd um die reichen, grünen
Gestad' entlang, ein Blumenmorgenroth!

Fort zogen auch die bunten Jahreszeiten;
Kein Lenz ist, wo nichts keimt, nichts grünt und glüht,
Es will kein Herbst die kahle Flur durchschreiten,
Denn kein Verwelken giebt's, wo nichts geblüht.

Fort alle Farben, fort auch alle Töne!
Und alles, alles Leben fortgedrängt!
Ich blieb allein zurück, als eine Thräne,
Die an dem Auge der Vernichtung hängt.

Und wieder war es einst Ostern, und wieder sah Christus von des Oelbergs Höhn ins Thal, der Mensch hatte sich auf den Trümmern wieder Hütten, Häuser und Paläste gebaut; von den Zinnen der Stadt schallt der Glocken freudigheller Klang, in den Hallen des Doms stehen kampfgerüstete, eherne Männer; dem Altare zunächst, im sammtnen Betstuhl kniet ein Mann allein, und betet, und sein Gebet ist wie seine heimischen Eichen, die, obgleich sonst ihres Marks Gewalt fühlend, doch vor dem Sturme, der Orgel Gottes, ihre Wipfel streichen. Wir erkennen in dem Betenden den Helden des ersten Kreuzzugs, Gottfried von Bouillon.

In dem folgenden Gesange befindet sich das heilige Grab wieder in den Händen der Ungläubigen; des Kreuzes Fechter sind längst vermodert, und nur Mönche als hütende Wächter an der Gruft des Herrn zurückgeblieben. Es ist wieder Ostern! sieht man fromme Christenpilger heranziehen, reiche Karavanen, rüst'ge Schiffe auf den Meeren? Nein! Kein Pilger hier, nur Beduinen jagen

Auf flinken Rossen durch das Haideland;
Kein Pilger dort! die Christenschiffe tragen
Des Kaufherrn Gold und Ballen nur zum Strand.

Unter grünen Terebinthen, die zwischen den Trümmerwänden einer verfallenen Kirche stehen, ist nur ein müder Waller zu sehen mit olivenfarbnem Gesicht.

Er ist ein Körnlein jener Hand voll Samen,
Die einst der Sturm von diesem Boden hob,
Und in die Länder sä'te aller Namen,
Und weithinaus in alle Winde stob!

Ein Jude ist's, ein Ast vom Wunderstamme,
Gefällt, zerschmettert längst, doch nicht verdorrt!
Des Markes Kern versengt von Blitzesflamme,
Des Wipfels Zweige grünend fort und fort!

Aus dem Munde dieses Juden vernehmen wir eine treffende Charackteristik des Volkes, dessen Wesen durch die Sage vom Ahasver so wahr bezeichnet wird, das vor der Völker Sarkophage unsterblich, thränenlos vorbeiwallt, voll von Haß gegen Christus und seine Bekenner; es macht einen schneidenden Eindruck, wie der Jude, nachdem er seinem Hasse durch Worte Luft gemacht hat, nur zusehen will, wie die Geschäfte am heil'gen Grabe stehn, und plötzlich ausruft:

Kauft Goldmonstranzen, Rosenkranz, Madonnen,
Kauft Kreuze, schmucke Kreuze, blank und schön!

Und wieder glänzt ein Ostermorgen aufs Thalgefild, und wieder sieht der Herr nieder vom Oelberg. Von allen Zinnen strahlt noch der Halbmond, aber auch von dem Kreuze am Grabe ist die Schaar der Mönche nicht gewichen, nur daß sie in des Wahnes Sekten zersplittert, nur daß sie durch Hassesgluth getrennt sind, nur daß die Schaar der Friedenslehrer

durch den Stock der Janitscharen in Eintracht erhalten werden muß. Im Klostergarten aber liegt ein Mönch betend auf den Knieen; schön ist sein Heimathland, die grünen Thale der Provence*), aber

---

*) Die schönen Verse heißen:

Schön, seid ihr der Provence grüne Thale,
Mein Heimathland, mir oft im Traum gegrüßt,
In das, gleichwie in eine goldne Schale,
Der Reben Born von sonn'gen Hügeln fließt!

Auf das des Oelbaums grüne Wälderkrone
Sich wie ein Kranz des ew'gen Friedens legt;
An dessen Herzen laut in hellem Tone
Der volle Pulsschlag frischer Quellen schlägt.

Ihr Haine von Orangen und Granaten,
Du grüne Trift, du farbig Blumenried!
Du endlos Gartenland voll reicher Saaten,
Du wonnig Erbreich von Musik und Lied!

Vgl. mit diesen Versen Lenau, Gedichte 2. Aufl. p 319.

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er so im Frühlingsstrahle
Durch die schönen liedervollen
Wonnigen Provencerthale!

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten;
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten.

Voller tönt des Donners Stimme
Und die Sterne blinken heller;

schöner sind Zions Thale, ein Hymus aus Gestein, wo über Schutt und Trauermale schwebend der Todesengel Hallelujah singt; schöner sind Zions Thale, und freudig möchte er einst sein morsch Gebein hier versenken lassen, wenn nur sein brechend Auge von allen Zinnen das Kreuz strahlen sähe. Zwar ist der Herr in der Schöne seiner Gottheit ihm jüngst erschienen voll Zorn über die Söhne der Zwietracht, die hier

---

Rascher blüht die Frucht und reifet
Und die Liebe zündet schneller.

Unbesiegbar und unendlich
Ist der Liebe banges Sehnen,
Und es nagen in die Herzen
Tiefer ihre Spur die Thränen.

Man vergleiche damit noch das Gedicht eines Provencalischen Dichters, Peire Vidal (1175—1215), übersetzt von Diez, Leben und Werke der Troubadours p. 163:

Aus der Luft saug' ich Erquicken,
Die mein Land Provence mir sendet,
Alles freut mich, was es spendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm spricht,
Frage und ermüde nicht!
So kann mich sein Lob erfreuen.
Solch ein Land hat's nie gegeben
Wie vom Rhonestrom bis Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein so vergnüglich Leben.

des Friedens Born schänden*): aber doch hat er gesandt, was längst der Mönch von ihm flehte; ein Heer nämlich von Gottfrieds Söhnen baute sich Zelte in dem Lande der Pharonen; an ihrer Spitze steht

---

*) Hier sind die schönen Worte auszuzeichnen, die Christus in den Mund gelegt werden:

Ich pflanzte, reichen Schirm's sich zu entfalten,
Einst meinen Fruchtbaum in den Erdenhain;
In tausend Aeste habt ihr ihn zerspalten
Und jeder Zweig will selbst ein Baum nun sein!

Es loos'ten, als sie sahn am Kreuz mich ragen,
Um mein Gewand die Söldner unverweilt;
Doch ruchlos habt ihr selbst mein Grab zerschlagen
Und frech in seine Trümmer euch getheilt!

Ihr, die in meinem Dom um eine Stufe,
Um eine Pfort' ihr wild in Hader schwellt;
Wißt, daß der Erdball rings zu mir die Stufe,
Und meine Pforte rings die weite Welt!

Ihr, die ihr um ein Altarlämpchen streitet,
Ihr Blinden ahnt in eurer Nacht es kaum,
Daß, meines Lichtes voll, sich glänzend breitet
Rings um und über euch der Erde Raum!

Gewürm, bleib an den morschen Steinen kleben,
Und nage fort an moderndem Gebein!
Mein Wort, es quillt lebend'ges, volles Leben,
Und nicht gefesselt ist's an todten Stein! — —

(p. 181.)

ein Feldherr, Napoleon, in dessen Arm die Kraft, die Libanons Cedern bog, gegossen ist; von ihm hofft der Mönch, daß die Riesenmale der Pyramiden ihm nur Staffeln zu Golgatha sein werden, daß er, den Halbmond zu seinen Füßen, das goldne Kreuz hoch in der Hand haltend dastehen werde;

> Auf Golgatha läßt ruhn er seine Aare
> Ums Kreuz, daß Sieg den schönsten Kranz ihm gab;
> Die andern Kränze nimmt er aus dem Haare
> Und legt sie nieder aufs befreite Grab.

Aber die Hoffnung des Mönchs ist vergebens;

> die fernen Hügel
> Erdröhnen dumpf, wie ehr'ner Heere Gang;
> Und horch! in Lüften rauscht's wie Adlerflügel,
> Wie ferner Waffenhall und Schlachtgesang!
>
> Ja, seine Heere sind's! — Doch stolzen Fluges
> Im Siegesglanz ziehn sie vorbei! vorbei!
> Ja seine Adler sind's! Doch stolzen Fluges
> Rauscht ihres Fittigs Schlag vorbei! vorbei!

Im fünften Gesange giebt der Dichter eine Vision. Ein Ostern wird sein, wie es nur der Dichtergeist blühen sieht, dem schon jetzt erlaubt ist, die Blüthenkränze zu pflücken, die um der noch ungebornen Tage Haupt einst glühen werden! Der Herr sieht vom Oel-

berg nieder in das Thal, das klingt und blüht und rings ist Glanz und Füll' und Wonne! Ueber den alten Trümmern wogt ein weites Meer von Saaten, über den alten Schutt ist das grüne Kleid frischer Triften geworfen, die Höhen stehn voll Reben, auf Golgatha blüht ein Rosengehege; kurz das ganze Land ist weithin ein sonniger Garten! weder Halbmond noch Kreuz ist zu sehen, denn hier ist Frieden, ew'ger Frieden. Ein glückliches, tugendreiches Volk wohnt hier, ernst und heiter wie die Gestirne, schön wie Rosen und stark wie Cedern, und der Krieg und der Knechtsinn und des Luges Brut ist hier begraben in das Meer der Vergessenheit. Und in einem Garten auf Golgatha wohnt ein Paar, reich an Glück und Liebe; Schwerdt und Kreuz werden einst gefunden; aber Schwerdt und Kreuz wird hier von Niemandem gekannt.

Sie sahn den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie sahn den Sieg allein und seinen Kranz,
Sie sahn den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie sehn nur seines Regenbogens Glanz! —

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich bedeutungsschwer:

Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Hier weissagt der Dichter denn einen ewgen Frieden, Zeiten, in welchen das Schwert und das Kreuz nicht einmal gekannt werden! Er weissagt ein patriarchalisches Schäferleben, das fern ist von allen großen Bewegungen der Geschichte. Ob ein solches Leben jemals unter den Menschen werde eintreten, wissen wir nicht; aber das ist gewiß, daß ein solches Leben, in welchem Kreuz und Schwert gänzlich unbekannt sind, einer dichterischen Prophetie durchaus unwürdig ist.

Indem uns der Dichter das Glück des Menschengeschlechts in der Einfachheit des Naturzustandes zeigt, führt er uns in jene Verhältnisse der ersten Menschen im Paradiese zurück, die sich nicht sehr wesentlich von den Thieren unterscheiden. Wenn aber der höchste Vorzug des Menschen die moralische Freiheit und Selbstbestimmung ist, eine Freiheit, die aber nie ohne die Kenntniß des Schwertes und Kreuzes gedacht werden kann, so steigt das Menschengeschlecht, welches aus bloßem Instinkt wie die Pflanze und das Thier gut oder unschuldig ist, von einer höhern Stufe zu einer niedern herab, wofern es aus dem Culturzustande in die Unschuld des Naturzustandes zurückkehrt. Das Ziel also, welches der Dichter der Menschheit in ferner Zukunft zeigt, kann nur denjenigen gefallen, welche am meisten durch das Stilleben der Natur angesprochen, feindlich gegen alle großen Bewegungen der Menschheit, wie Krieg und dergl., eingenommen sind.

Jene friedlichen, ruhenden Zustände sind uns genugsam von Dichtern, wie Geßner u. A. geschildert worden, und wir wissen, was wir an ihnen haben. Wer in dem Leben wie in der Poesie große Thaten, Bewegungen, Charactere liebt, kann solchen ewigen Frieden nicht wünschen; er muß sich vielmehr sagen, was die Geschichte zu allen Zeiten lehrt, daß es nur der Krieg und das Schwert waren, welche alles Große und Bedeutende hervorgebracht haben. Denn der Krieg ist ein Sammelplatz der Tugend, wo, was zu schwach ist, versinkt, große Herzen aber genesen*), und sollen wir unser Glaubensbekenntniß aussprechen, so ist es die große Stelle in Schillers Braut von Messina:

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die üppigen Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen,
Süßes Tönen entlockt er der Flöte
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der K r i e g hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,

*) Tscherning bei Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung III. p. 197.

Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh' ist das Grab des Muths,
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen:
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Nach den Proben, die wir bereits aus den verschiedenen Dichtungen Grüns mitgetheilt haben, ist es fast unnöthig, zu bemerken, daß das Wesen dieser Dichtungen weniger die Naivetät des Liedes, als vielmehr die Reflexion und der Gedanke ist. Daraus erklären sich denn alle Vorzüge und Mängel dieses Dichters. Wenn namentlich der „Schutt" höchst anziehend ist durch die Energie der Gedanken, die gewaltsam sich Bahn brechen, so sind viele von den kleinern Gedichten minder ansprechend, weil uns ihre reflectirende Haltung mehr oder weniger kalt läßt. So sind z. B. die Liebeslieder Grüns nicht sowohl Ausdrücke einer überschwellenden Empfindung, sondern sie scheinen oft, wenn man das Widersprechende sagen darf, von dem Verstande gedichtet, sie sind spitzfindig durch Antithesen, sie interessiren durch das Sinnreiche in Erfindung

und Zusammenstellung mehr den Verstand, als daß sie unser Herz bewegten.

Man vergleiche nur das Gedicht „die Wunder" (Gedichte 2. Aufl. p. 15.), wo der Dichter beschreibt, wie Flammengluth und Wasserfluth friedlich nebeneinander im Auge der Geliebten bestehn, wie ihr Rosenmund ein Becher mit tödtendem Gift und süßem Honig ist, u. s. w. Denselben Charackter trägt das Gedicht „Wasser" (p. 41.):

Und nennt ihr Wasser meine Liebeslieder
Wohlan, gestrenge Herrn, ich läugn' es nicht:
So sind sie doch ein Bach, des Spiegel licht
Ein wunderliebes Mädchen strahlet wieder;

So sind sie auch ein Meer, aus dessen Fluthen
Sie, meine Sonn', empor als Schönheit glüht,
Und dessen regen Busen sie durchsprüht,
Mit ros'gem Licht und warmen, goldnen Gluthen;

So sind ein Regen sie, durch dessen Thränen
Millionenstrahlig diese Sonne bricht,
Da fehlt auch wohl der Regenbogen nicht,
Und dieser heißt ja: Frieden und Versöhnen!

Das Gedicht „Neue Liebe" (p. 35) erinnert in seiner Spitzfindigkeit an ein Sonett von Shaks-

peare*), das andere „Fragen" (p. 37.) hat große

---

*) Grüns Gedicht ist folgendes:

„Wie soll ich liebend dich umfassen
Und glauben, was dein Mund verspricht,
Da treulos du selbst die verlassen,
Die einst dein Leben, Lied und Licht?"

Wohl hieß mein Lied sie Licht und Leben,
Wie damals lüg' ich jetzt auch nicht;
Drum ruf' ich kühn: du bist mir werther,
Als all mein Leben, Lied und Licht!

„Dem Tag hast du ihr Aug' verglichen,
Ihr Haar den Sonnenstrahlen mild;
Ei, ists schon deinem Sinn entwichen,
Daß Sonn' und Tag der Treue Bild?"

Der Nacht vergleich' ich deine Locken,
Dein Aug' dem Mond in nächt'ger Luft;
Ei, sollt' ichs dir wohl erst noch sagen,
Daß Nacht und Mond zur Liebe ruft?

„Und schwurst du nicht, eh' zu erbleichen,
Als dich zu wenden je von ihr?
Drum gingst du mir längst zu den Leichen,
Drum todter Mann, hinweg von mir!"

Wohl schien ich selbst mir ein Begrabner,
Der längst schon unter Rasen schlief,
Du wecktest mich, ein milder Engel,
Der mich zurück ins Leben rief.

Aehnlichkeit mit einem Gedicht von Mörike*).

Vgl. damit ein Sonett aus Shakespeares verliebtem Pilger, übersetzt von Regis, Shakespeare-Almanach p. 161:

Hat Deiner Augen Himmelsredemacht,
Die keine Welt bestreiten wird mit Gründen,
Mein Herz zu diesem Meineid nicht gebracht?
Um dich gebrochne Schwüre sind nicht Sünden.
Ein Weib verschwur ich; aber daß ich nicht
Dich Göttin drum verschwur, will ich beschwören.
Mein Eid war irdisch, du ein himmlisch Licht.
Von aller Schuld befreit mich dein Erhören.
Mein Eid war Hauch; Hauch ist ein Dunst: so saugest
Du schöne Sonne meiner Erdenbahn
Dieß dunstige Gelübd' in dich, verhauchest,
Zerreißest es; ich hab' nicht Theil daran.
Und hätt' ich's auch gebrochen, welcher Thor
Zög' einen Schwur dem Paradiese vor?

*) Anastasius Grün:

Wenn die Stern' am Himmel blinken,
Wenn ihr Reigen nächtlich webt,
Künde treu mir, wo der erste,
Wo der Sterne letzter schwebt?

Wenn im regen Wellentanze
Welle mit der Welle tauscht,
O so zeig mir, wo die erste,
Wo der Wellen letzte rauscht?

Und vermagst du's, so enträthsle,
Löse mir das Schwerste frei,

Mit der reflectirenden Richtung unsers Dichters hängt es denn auch zusammen, daß vielen seiner Gedichte die wahre Einheit fehlt, daß sie vielmehr nichts weiter sind, als eine Reihe aufeinander folgender glänzender oder witzig erfundener Bilder. Man vergleiche statt vielen das Gedicht „Göthes Heimgang." Da es der Dichter liebt, die Bilder und Gleichnisse zu häufen, kann es denn auch nicht ausbleiben, daß er zuweilen ins Ueberladene, Gezierte, Unpoetische verfällt*),

---

Wann nach Herzens Zeitenrechnung
Erst' und letzte Liebe sei?

Mörike: (Frage und Antwort; Gedichte p. 67.)

Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam
Und warum ich ihr nicht lange
Schon den bittern Stachel nahm?

Sprich, warum mit Geisterschnelle
Wohl der Wind die Flügel rührt,
Und woher die süße Quelle
Die verborgnen Wasser führt?

Banne du auf seiner Fährte
Mir den Wind in seinem Lauf!
Halte mit der Zaubergerte
Du die süßen Quellen auf!

*) Ich verweise auf folgende Stellen: Schutt p. 106. 110. 158. Gedichte p. 124. 27 und viele andere.

auch ist in vielen Gedichten die Arbeit des Dichters noch zu sichtbar, die Schwierigkeit der Form noch nicht überwunden; schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen sind sie nicht.

Unser Dichter wird daher bei diesen Mängeln, welche mit Vorzügen auf der andern Seite innig verbunden sind, nur denjenigen gefallen, welche in der Poesie weniger eine bequeme Unterhaltung, sondern große Ideen für ihr Denken und einen bedeutenden Inhalt für ihr Gemüth suchen; denn er gehört zu denjenigen Dichtern, welche nicht mit dem Strome der Welt bequem und heiter fortschwimmen, sondern vielmehr mit derselben in Kampf und Streit liegen. Bei ihnen stößt sich der Leser oft an die Form, aber er wird entschädigt durch Ideen, und große Gesinnungen. Ich schließe diese Betrachtungen über unsern Dichter am Besten mit der Mittheilung eines schönen Gedichtes, welches auch formell ausgezeichnet ist, mit dem Elfenkönig O'Donaghue:

Die Maiensonn' kommt aus dem See gezogen
Wie eine Kön'gin aus des Bades Fluth,
Noch schwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,
Sind's glühnde Fluthen, ist es flüß'ge Gluth?
Weißbärt'ge Diener dort, die alten Berge,
Sie bringen Goldgeschmeid, der Schönheit Zoll
Die jungen Hügel hier: dienstfert'ge Zwerge
Sie stehn, mit Blumen alle Hände voll.

Seht nur, wie's kocht im schäumenden See!
Auf sprüht's, wie stäubende Flocken von Schnee,
Und wühlt, wie mit Rossehuf, sich hervor,
Und glitzert, wie flammende Panzer, empor.

Auf weißem Rosse steigt, im Waffenglanze
Ein junger Held aus der gespaltnen Fluth;
Ob auch das Schlachtschwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch ums Haupt der Oelzweig sich zum Kranze.
Ob Schild und Panzer sich zum Kriegsschmuck eine,
Spricht Frieden doch die milde Gluth des Blicks.
Und ob er auch der rauhe Kriegsgott scheine,
Ist Schutzgott er des Friedens doch und Glücks.

In kühlen Fluthen, da blüht sein Reich,
An Fried und Segen ist keines ihm gleich;
Und daß er auch segn' und beglücke die Welt,
Erscheint mit dem Lenz alljährlich der Held.

Vor allen doch will er die Menschen segnen,
Die seiner stillen Friedensbahn begegnen;
Beglückt wer ihm ins Auge schauen kann!
Da zündet Lieb' ihr mildes Licht sich an,
Der goldne Friede blickt aus seinen Augen,
Und Elend wandelt sich in blühend Glück,
Der blasse Tod selbst könnte Leben saugen,
Und Siechheit Kraft aus seinem Wunderblick.

Hieher, o Freundschaft, den welkenden Kranz!

Rasch sprühn die Blumen im Frühlingsglanz.
O Wehmuth, hieher dein gebrochenes Herz!
Bald schlägt es entfesselt von Sorg und Schmerz.

Seht seine Schaar in Schneegewändern glänzen,
Von Perlen trieft das weiche Lockenhaar,
Hier bieten Jungfraun goldne Früchte dar,
Dort winken Jünglinge mit Blüthenkränzen
Und überm Wasser singts wie junge Quellen,
Wenn Rosen singen könnten, wär's ihr Klang!
Ist das ein Frühlingspsalm der jungen Wellen?
Ists liebestrunkner Elfen Zaubersang?

„Hieher all ihr Menschen und hieher den Blick!
Elfkönig naht und spendet euch Glück;
Die Sonn' ist erglüht, o seht, wie sie blinkt!
Das Glück ist erblüht, o seht, wie es winkt!"

Da hüpft der Gießbach froh in schnellerm Drange,
Fromm blickt das Veilchen blauen Augs empor,
Zur Sonne steigt ein junger Lerchenchor,
Und Ros' an Rose lehnt die glühnde Wange;
In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,
Im Kronenschmuck der Liljen blühn Demanten,
Aus Grüften selbst ist Leben frisch erstanden,
Und Gräber kleiden sich in Hoffnungsgrün.

Und was sich noch regen und singen kann,
Laut schwebts im Liedersturme heran,
Ach, aber kein Mensch vernahm den Gesang,
Kein Mensch die weiten Gefilde entlang! —

Schon will mit seiner Schaar hinab der Held
Ins Reich des Friedens, in die Heimathwelt;
Noch einmal flammt der Schild, die Panzer glänzen,
Noch einmal scharrt der Rosse Silberhuf,
Noch einmal winkt es, mit des Segens Kränzen,
Noch einmal freundlich lockt des Liedes Ruf;
Sieh da, jetzt kanns sein forschend Aug' erspähn:
Ein Menschenpaar auf blum'gen Ufershöhn!

Im Grünen, da ruht ein liebendes Paar,
Das blickt sich ins Antlitz, so innig und klar,
Das blickt sich ins funkelnde Aug' hinein
Und sieht nicht die Welt, sieht sich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, — ach, sie sehen nicht!
Gesang ertönt, umsonst — sie hören nicht!
Der Held blickt segnend auf die Fluren wieder,
Jetzt aber fährt er in die Fluthen nieder,
Die luft'ge Elfenschaar sinkt tönend ein,
Und ruhig drüber rauscht der Wogen Reihn.
Doch, wo versunken sie, an jener Stelle
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Welle.

Die Liebenden ruhn umschlungen, wie vor,
Nur seliger pochen die Herzen empor,
Der Himmel ist doppelt goldig und licht;
Doch wie es so kam? — sie wissen es nicht.

Eduard Mörike.

Anmerk. Nach der Bestimmung des Herrn Verf. sollte Eduard Mörike auf Just. Kerner folgen; durch ein Versehen ist von dieser Reihenfolge abgewichen.

Der Setzer.

Siegend will mit seiner Schaar schon der Held
Das Reich des Friedens, in die Heimathswelt,
Noch [illegible] der Schild, die Panzer glühen,
Noch [illegible] der Rosse Silberhuf,
Noch einmal winkt er, mit des Sieges Kränzen,
Noch einmal [illegible] des Liedes Ruf:
[illegible]
Ein [illegible] auf [illegible]!

Im Grünen, da ruht ein liebendes Paar,
Das blickt sich ins Antlitz so innig und klar,
Das blickt sich ins strahlende Aug' hinein
Und sieht nicht die Welt, sieht sich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, — ach, sie sehen nicht!
Gesang ertönt, umsonst — sie hören nicht!
Der Held blickt segnend auf die Fluren wieder,
Jetzt aber führt er in die Fluthen nieder,
Die lust'ge Elfenschaar sinkt tönend ein,
Und ruhig braust darüber der Wogen Reihn.
Doch, wo versunken sie, an jener Stelle
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Welle.

Die Liebenden ruhn umschlungen, wie vor,
Nur höher [illegible] die Herzen empor,
Der Himmel ist doppelt golden und licht;
Doch wie es so kam? — [illegible] wissen es nicht.

Eduard Mörike.

Wenn wir in Uhland einen Dichter hatten, der als Romantiker sich begnügte, einfache Zustände der Empfindung, der Sitte, des Characters poetisch darzustellen, wenn Kerner auf schwäbischer Seite am meisten in dem Kreise der poetischen Vorstellungen sich bewegte, welcher den norddeutschen Romantikern eigenthümlich ist, so sehen wir bei Eduard Mörike zu der romantischen Richtung, in der auch er sich bewegt, eine andere hinzutreten, welche mit dem modernen Leben aufs genauste zusammenhängt und sie selbst abspiegelt. Wir werden diese beiden Richtungen sowohl in dem Romane Mörikes, als auch in seinen Gedichten hervortreten sehen, und beginnen die Betrachtung mit dem Romane „Maler Nolten," welchen Mörike bereits 1832 herausgab.

Maler Nolten lebt anfangs in der Hauptstadt in großer Verborgenheit, als er aber hervortritt, erwirbt er durch den großartigen Geist seiner Werke außerordentlichen Ruhm und schätzbare Verbindungen. Bald

ist der Herzog, der Bruder des Königs, ihm ein freundschaftlicher Gönner, und er erhielt durch dessen Vermittelung Zutritt in dem Hause des Grafen von Zarlin, wo in einem Zirkel edler Männer und Frauen geistige Unterhaltung aller Art, namentlich Lektüre guter Dichterwerke vorkam. Die Seele des Ganzen war hier die schöne Schwester des Grafen, Constanze von Armond, die junge Wittwe eines vor wenigen Jahren gestorbenen Generals. Zu ihr fühlte sich Theobald Nolten insgeheim sehr hingezogen, und seine Bewunderung stieg zur Leidenschaft für sie.

Während aber diese Leidenschaft für die Gräfin sich immer mehr steigerte, machte eine früher geknüpfte Verbindung noch immer ihre Rechte an sein Herz geltend, obwohl er dieselben zu verwerfen suchte. Durch einen unglückseligen Umstand veranlaßt, hatte er Mißtrauen gegen seine Braut geschöpft, und das Verhältniß mit ihr so sehr abgebrochen, daß er sie keines Wortes, keines Zeichens mehr würdigte. Agnes (so hieß die Braut des Malers) hatte ohne ihre Schuld ihrem Verlobten Ursache zum Mißtrauen gegeben auf folgende Weise.

Sie war durch eine heftige Nervenkrankheit dem Tode nahe gebracht worden; und obgleich wieder genesen, war mit ihr doch eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Sie war tief am Gemüthe angegriffen, auch körperlich bemerkte man die sonderbarste Reizbarkeit an ihr; im Ganzen war sie sanft, meist niedergeschlagen, zuweilen ungewöhnlich heiter und gegen ihr sonstiges Wesen zu allerlei Possen geneigt. Oft machte

sie ihrem Herzen durch heftige Thränen Luft und brach in Klagen aus um den entfernten Geliebten, den sie mit Sehnsucht zu sich wünschte. Zugleich äußerte sie eine leidenschaftliche Liebe zur Musik, verlangte nichts so sehr, als ein Instrument spielen zu können, und setzte jedesmal hinzu, sie wünsche dies nur um Noltens willen, damit er künftig doch wenigstens Ein Vergnügen von ihr haben möge. Denn sie beunruhigte sich fortwährend durch die Vorstellung, daß sie der Bildung ihres Verlobten mit der ihrigen nicht entspreche.

Diesen Symptomen der Schwermuth war indessen eine sonderbare Thatsache vorausgegangen. Einige Wochen nach ihrem Krankenlager hatte Agnes einen Verwandten (Otto), welcher zu Besuch da gewesen, auf seinem Rückwege eine Strecke begleitet; als sie zurückkehrt, findet sie in einem Birkenwäldchen eine Zigeunerin auf dem Rasen sitzen und knüpft eine Unterredung mit ihr an. Das braune Mädchen pflückt spielend einige Gräser, knüpft sie zu einer regelmäßigen Figur zusammen, löst sodann kopfschüttelnd den einen Knoten wieder auf und sagt: „Der Herr, den Ihr da vorhin ausgefolgt, ist Euer Schatz zwar nicht, doch denkt an mich, er wird es werden." Agnes scherzt anfangs über diese Prophezeiung, kommt aber den Worten der Zigeunerin, deren Aeußerungen und Fragen eine ganz unbegreifliche Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Braut vorauszusetzen scheinen, unvermerkt entgegen, und vernimmt dann aus dem Munde der Fremden die Worte: „Was Euern jetzigen Verlobten anbelangt, so wär' es grausam Unrecht, Euch

zu verbergen, daß Ihr auch allerdings nicht geboren seid für einander."

Agnes wurde durch diese Worte tief erschüttert, noch mehr aber als die Zigeunerin ihr mit Nachdruck rieth, daß sie vor Ablauf eines Jahres an Niemand das ihr Gesagte verrathen möge, wofern sie nicht dadurch ein Unglück herbeiziehen wolle.

Von der Zeit an war die Unglückliche mit den traurigsten Ahnungen erfüllt, und die Ueberzeugung von der Unvereinbarkeit ihres Schicksals mit dem Noltens setzte sich in ihrem Herzen so fest, daß sie auf ihren Geliebten gänzlich Verzicht leistete, ja ihr Gemüth wurde so gequält, daß ihr Zustand zuweilen Wahnsinn genannt werden mußte. Und durch die Art und Weise, wie sie gegen ihren Vetter Otto sich benahm, gab sie ihrem Verlobten, welcher davon Nachricht erhielt, Veranlassung zum Mißtrauen. In dem Gefühle, von Agnes gekränkt zu sein, brach Nolten allen Briefwechsel ab und hielt das Verhältniß für abgebrochen; aber sein Freund, der Schauspieler Larkens, setzt mit der nachgeahmten Handschrift Noltens diesen Briefwechsel fort, so daß Agnes so getäuscht sich noch immer von Nolten geliebt glaubt.

Dieser indessen wird von einer immer tiefern Leidenschaft für die Gräfin Constanze ergriffen, und macht seinerseits durch sein edles und tief gebildetes Wesen einen so tiefen Eindruck auf die liebenswürdige Frau, daß sie seine Leidenschaft erwiedert. Larkens aber, welcher den Freund vor der Untreue gegen seine Braut bewahren, ihn derselben wieder zuführen will, nimmt

zu einem verzweifelten Mittel seine Zuflucht. Er weiß der Gräfin, welche sich von Nolten schrankenlos geliebt glaubt, die jüngsten Briefe Agnesens an Theobald in die Hände zu spielen, und die Gräfin, welche der Neugierde diese Briefe zu lesen nicht widerstehen kann, sieht sich schmählich betrogen, und muß an dem edeln Charackter Noltens durchaus verzweifeln. Ihr tief gekränktes Gemüth läßt sich zur Rache an Nolten fortreißen und Theobald und Larkens werden ins Gefängniß geführt wegen des Verdachts unanständiger Invectiven gegen Personen des königlichen Hofs, den sie durch die Aufführung eines Schattenspiels im Zarlinschen Hause auf sich geladen hatten. Constanze bereut indessen bald ihre rasche That und durch das Opfer ihrer Tugend erkauft sie die Befreiung Theobalds und seines Freundes aus dem Gefängnisse.

Unterdessen wird der Leser über die Zigeunerin, Elisabeth, welche im Leben Noltens eine so bedeutende Rolle spielt, belehrt; sie war das Kind einer abenteuerlichen Liebe des Oheims Noltens; noch in seinen Knabenjahren war Theobald in dem Gemäuer einer alten Burgruine mit ihr zusammengetroffen, und hatte den tiefsten Eindruck auf sein Gemüth durch sie erfahren.

Wir sehen darauf Larkens von dem Freunde Abschied nehmen, und nach der Entfernung des Schauspielers erfährt Nolten durch die nachgelassenen und ihm überwiesenen Papiere, daß Larkens den Briefwechsel zwischen Nolten und Agnes in des erstern Namen fortgesetzt. „In der gewissesten Ueberzeugung,“

schreibt Larkens an Nolten, „daß die Zeit kommen müsse, wo dein heißestes Gebet sein werde, mit diesem Mädchen verbunden zu sein, ergriff ich ein gewagtes Mittel, Dir den Weg zu diesem Heiligthume offen zu halten. Vergieb den Betrug; nur meine Hand war falsch, mein Herz gewißlich nicht; ich glaubte das Deine getreulich abzuschreiben; straf mich nicht Lügen, laß mich den Propheten Deiner Liebe gewesen sein! Ihr Märtyrer war ich ohnehin; denn indem ich Deiner Liebe Rosenkränze flocht, meinst Du, es habe sich nicht manchmal ein Dorn in mein eigen Fleisch gedrückt? Doch das gehört ja nicht hierher; genug, wenn meine Episteln ihren Dienst gethan. Fahre Du nun mit der Wahrheit fort, wo ich die Täuschung ließ. O Theobald — wenn ich jemals etwas über Dich vermochte, wenn je der Name Larkens den Klang der lautern Freundschaft für Dich hatte, wenn Dir irgend das Urtheil eines Menschen besser, richtiger scheinen konnte, als Dein eigenes, so folge mir dießmal! Hätt' ich Worte von durchdringendem Feuer, hätt' ich die goldne Rede eines Gottes, jetzt würd' ich sie gebrauchen, um dein Innerstes zu rühren, Freund, Liebling meiner Seele! — So aber kann ich's nicht; mein Kiel ist stumpf, mein Ausdruck matt, du weißt ja, alle Schönheit ist von mir gewichen; die dürre nackte Wahrheit blieb mir allein, sie — und die Reue. Vor dieser möcht' ich Dich bewahren. Ich bin Dein guter Genius, und indem ich von Dir scheide, sei Dir ein anderer besserer empfohlen. Ich meine Agnesen. Setze das Mädchen in seine alten Rechte wieder ein. Du findest auf der

Welt nichts Himmlischeres, als die Seele dieses Kindes ist. Glaub mir das, Nolten, so gewiß als schwür' ich's auf dem Todtenbette. — Du hast in Deinem Argwohn Dich garstig geirrt. Lies diese Briefe, namentlich des Vaters, und es wird Dir wie Schuppen von den Augen fallen. Dann aber zaudere auch nicht länger; fasse Dich! Eile zu ihr, tritt sorglos unter ihre Augen, sie wird nichts Fremdes an Dir wittern, sie weiß nichts von einer Zeit, da Theobald ihr minder angehört als sonst; das Feld ist durchaus frei und rein zwischen Euch."

So unglücklich nun auch den Maler dieser Brief und die Lage der Dinge zunächst machte, so war er doch bald entschieden, daß er Agnesen aufsuchen müsse und wolle. Als er die merkwürdigen Berichte des Försters über Agnes las, welche von manchem erklärenden Winke aus Larkens Tagebuche begleitet wurden, mußte er erstaunen, es graute ihm, jener schrecklichen Elisabeth überall zu begegnen! mit welcher Rührung, welchem Schmerz durchlief er die Krankheitsgeschichte des ärmsten der Mädchen, dem die Liebe zu ihm den bittern Leidenskelch mischte! Und ihre Briefe nun selbst, in denen das schöne Gemüth sich wie verjüngt darstellte! Der ganz unfaßliche Gedanke, dieß einzige Geschöpf, wann und sobald es ihm beliebe, als Eigenthum an seinen Busen schließen zu können, durchschütterte wechselnd alle seine Nerven.

Wir finden ihn daher bald auf dem Wege nach Neuburg; er hängt seinen Träumen nach, eine tiefe Sehnsucht bemächtigt sich seiner, ein Drang nach einem na-

menlosen Gute, das ihn allenthalben aus den rührenden Gestalten der Natur so zärtlich anzulocken und doch wieder in eine unendliche Ferne sich zu entziehen schien, seine Stimmung, deren Gestalt sich am besten in den Versen zeigt:

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüthe offen,
Sehnend
Sich dehnend
In Lieben und in Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich gestillt?

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen wunderbar berauschet,
Thun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dieß und denke das,
Ich sehne mich, und weiß nicht recht, nach was.
Halb ist es Lust, halb ist es Klage.
Mein Herz, o sage,
Was webst Du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
Alte unnennbare Tage!

Bald finden wir nun den Maler in dem Hause der

Geliebten, da Nolten einen Ruf an einen entfernten Hof bekommen hat, denkt er an die Vermählung, vor welcher Agnes eine große Abneigung zeigt. Die Liebenden besteigen nun den Reisewagen, von Theobalds jüngster Schwester begleitet. In einer ehemaligen Reichsstadt, wo übernachtet werden muß, entdeckt Nolten seinen Freund Larkens, welcher aus Reue über sein früheres Leben und gequält von der tiefsten Hypochondrie bei einem Tischler sich in Arbeit gegeben hatte und in der Umgebung roher Gesellen manche Abende hinbrachte. Als Nolten den Freund in einem Keller findet und von ihm erblickt wird, eilt Larkens sofort hinweg, und Nolten weint bald darauf an der Leiche des unglücklichen Freundes, welcher sich selbst den Tod durch Gift gegeben hat.

An dieses Unglück knüpft sich für Nolten eine Bekanntschaft mit einem Präsidenten, auf dessen Landgute er mit seiner Braut und Schwester einige Zeit der Trauer um den verlornen Freund widmen will. Er glaubt es den Manen desselben schuldig zu sein, der Geliebten zu entdecken, was sie dem Todten verdankt, wie er der Wiederhersteller seiner Liebe zu ihr gewesen. Als auf diese Weise Agnes erfährt, daß die Liebe des Bräutigams schon einmal für sie verloren gewesen ist, werden ihre peinlichen Zweifel, ob sie wirklich für den Geliebten passe, noch vermehrt, und die Erscheinung der Zigeunerin muß noch hinzukommen, um sie in Wahnsinn zu stürzen. Der Maler befindet sich in Verzweiflung, muß aber das Aergste erfahren,

daß die Unglückliche von Wahnsinn getrieben durch einen Sturz in einen Brunnen ihr Leben endet. Nolten selbst überlebt dieses Unglück nicht, er unterliegt der Gewalt seiner schmerzlichen Gemüthsbewegungen.

Ueber diesen Roman Mörike's hat Fr. Vischer die geistreichsten Auseinandersetzungen in den hallischen Jahrbüchern gegeben. Wir finden den Dichter, sagt Vischer, in diesem Romane mit einem Fuße noch in der Romantik, während er mit dem andern den Boden des classischen modernen Ideals betritt. Die romantische Mystik bildet den Hintergrund, die naturgemäße klare Wirklichkeit den Vordergrund; beide Principien treten mit einander in Kampf, und das erstere, romantisch mystische behält den Sieg. Jenes romantische Princip tritt nun vorzugsweise in der Zigeunerin Elisabeth auf, welche die Wahlverwandtschaft, in der sie zu Nolten steht, gegen alle Verhältnisse desselben geltend macht. Sie war dem Jünglinge zuerst in den Ruinen einer alten Burg erschienen, und ihre hohe und edle Gestalt, welche eine Mischung von Ehrfurcht und unheimlicher Anziehung ausübt, ihr wunderbarer Gesang, der „wild wie ein flatterndes Tuch sich in die Lüfte schwingt," hatten auf Theobald den tiefsten Eindruck gemacht, den er selbst so schildert: „Seht nur, als ich Euch ansah, da war es als versänk ich tief in mich selbst, wie in einen Abgrund, als schwindelte ich von Tiefe zu Tiefe stürzend durch alle die Nächte hindurch, wo ich Euch in hundert Träumen gesehen habe, so, wie Ihr da vor mir stehet; ich flog im Wirbel herunter durch alle die Zeiträume

meines Lebens und sah mich als Knaben und sah mich als Kind neben Eurer Gestalt, so wie sie jetzt wieder vor mir aufgerichtet ist; ja ich kam bis an die Dunkelheit, wo meine Wiege stand, und sah Euch den Schleier halten, welcher mich bedeckte; da verging das Bewußtsein mir, ich habe vielleicht lange geschlafen, aber wie sich meine Augen aufhoben von selber, schaut' ich in die Eurigen, als in einen unendlichen Brunnen, darin das Räthsel meines Lebens lag."

Neben dieser durchaus romantischen Gestalt finden sich nun in dem Romane noch mehrere durchaus der Romantik angehörige Momente. Ein solcher ist das Wunderbare, welches der Dichter angebracht hat, ohne die Gesetze der Wirklichkeit, in denen der Roman sich bewegt, zu beeinträchtigen. Theobald nämlich giebt, unterstützt von dem Schauspieler Larkens, in dem Zarlinschen Hause ein Schattenspiel zum Besten, welches ganz in das Land der Wunder versetzt; wir erfahren von einer Insel, deren Bewohner längst durch ein plötzliches Gericht der Götter dahingerafft sind; nur der letzte König der Insel wird durch den Zauber einer Fee, die ihn liebt, seit mehr als tausend Jahren in der Sterblichkeit zurückgehalten, so sehr er sich auch sehnt, dieselbe zu verlassen, so sehr er versucht, „den Tod, das faule Scheusal, das die Zeit verschläft, herauf zur Erde ans Geschäft zu zerren," bis endlich der Zauber schwindet und der König in den Kreis der Götter aufgenommen wird. In diesem Schattenspiele finden sich die köstlichsten Perlen zarter und gewaltiger Lyrik, wie

folgendes Gespräch zwischen dem König und der Fee Thereile:

Horch! auf der Erde feuchtem Bauch gelegen
Arbeitet schwer die Nacht der Dämmerung entgegen,
Indessen dort, in blauer Luft gezogen,
Die Fäden leicht, kaum hörbar fließen,
Und hin und wieder mit gestähltem Bogen
Die lust'gen Sterne goldne Pfeile schießen.

Thereile.

Wie süß der Nachtwind um die Wiese streift
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verstummt,
Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt.

König.

Vernehm ich doch die wunderbarsten Stimmen
Vom lauen Wind wollüstig hingeschleift,
Indeß mit ungewissem Licht gestreift
Der Himmel selber scheinet hinzuschwimmen.

Thereile.

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchsichtiger und heller aufzuwehen,
Dazwischen hört man weiche Töne gehen

Von sel'gen Feen, die im blauen Saal
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Gesang,
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.

König.

O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt
Auf schwarzem Sammt, der uns am Tage grünet,
Und luftig schwirrender Musik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund' um Stunde missest,
Dich lieblich in Dir selbst vergissest —
Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit.

Im Schoos der Erd', im Hain und auf der Flur
Wie wühlt es jetzo rings in der Natur
Von nimmersatter Kräfte Gährung!
Und welche Ruhe doch, und welch' ein Wohlbedacht!
Dadurch in unserer eignen Brust erwacht
Ein gleiches Widerspiel von Fülle und Entbehrung!
In meiner Brust, da kämpft und ruht
Welch' eine Ebbe, welche Fluth!

Almissa — —! Wie? wer flüstert mir den Namen,
Den langvergeßnen, zu? hieß nicht mein Weib
Almissa? Warum kommt mir's jetzt in Sinn?
Die heil'ge Nacht, gebückt auf ihre Harfe,

Stieß träumend mit dem Finger an die Saiten,
Da gab es diesen Ton.

Die romantische Poesie hat, wie bekannt, eine große Vorliebe für alles Volksmäßige, wie Volkslieder, Volkssagen u. s. w. Wir finden diese Vorliebe als das dritte romantische Moment auch in unserem Romane, welcher eine im Geiste der Volkssage erfundene Erzählung, die zuletzt in die Legende übergeht, enthält, die Erzählung vom lustigen Räuber Jung Volker. Einmal kommt er einem seltenen Wilde auf die Spur, einem Hirsche mit milchweißem Felle. Kein Waidmann konnte seiner habhaft werden. Des Hauptmanns Ehrgeiz ward erregt, eine unwiderstehliche Lust sich dieses edlen Thieres zu bemächtigen, trieb ihn an, ganze Nächte mit der Büchse durch den Forst zu streifen. Endlich an einem Morgen vor Sonnenaufgang erscheint ihm der Gegenstand seiner Wünsche. Nur auf 50 Schritt steht das prächtige Geschöpf vor seinen Augen. Ihm klopft das Herz; noch hält Mitleid und Bewunderung seine Hand, aber die Hitze des Jägers überwiegt, er drückt los und trifft. Kaum hat er das Opfer von Nahem betrachtet, so ist er untröstlich, dieß muntere Leben, das schönste Bild der Freiheit, zerstört zu haben. Nun stand an der Ecke des Waldes eine Kapelle, dort überließ er sich den wehmüthigsten Gedanken. Zum Erstenmal fühlt er eine große Unzufriedenheit über sein ungebundenes Leben, und indeß die

Morgenröthe hinter den Bergen anbrach und nun die Sonne in aller stillen Pracht aufging, schien es als flüstere die Mutter Gottes vernehmliche Worte an sein Herz. Ein Entschluß entstand in ihm, und nach wenigen Tagen las man auf einer Tafel, die in der Kapelle aufgehängt war, mit zierlicher Schrift, folgendes Bekenntniß: „— — — und wer da solches lieset, mög nur erfahren und inne werden, was wunderbarer maßen Gott der Herr ein menschlich Gemüthe mit gar geringem Dinge rühren mag. Denn als ich hier ohne allen Fug und Recht im Wald die weiße Hirschkuh gejaget und auch selbige sehr wohl troffen mit meiner gueten Büchs, da hat der Herr es also gefüget, daß mir ein sonderlich verbarmen kam mit so fein sanftem thirlein, ein rechte angst für einer großen sünden. Da dacht ich: itzund trauret ringsumbher der ganz wald mich an und ist als wie ein ring daraus ein dieb die perl hat brochen. ein seiden bette so noch warm vom süßen Leib der erst gestolenen braut. zu meinen füeßen sank das lieblich wunderwerk. verhauchend sank es ein als wie ein flocken schnee am boden hinschmilzt und lag als wie ein mägdlin so vom liechten mond gefallen.

Aber zu deme allen hab ich noch müeßen mit großem Schrecken merken ein seltsamlichs zeichen auf des armen thierlins sein rucken. nemlich ein schön akkurat kreuzlin von schwarz haar. also daß ich kunt erkennen, ich hab mich freventlich vergriffen an ein eigenthumb der muetter Gottes selbs. nunmehr mein herze so erweichet gewesen, nahm Gott der stunden

wahr und dacht wohl er muß das eisen schmieden weil es glühend und zeigete mir im geist all mein frech unchristlich treiben und lose hantierung dieser ganzen sechs Jahr und redete zu mir die muetter Jesu in gar holdseliger weiß und das ich nit nachsagen kann noch will. verständige bitten als wie ein muetter in schmerzen mahnet ihr verloren kind. — — —"

Die übrigen bedeutenden Characktere des Romans gehören nun der Sphäre des gebildeten Bewußtseins an. Den Uebergang in diese Sphäre aus der Romantik und Naivetät bildet (wie Fr. Vischer bemerkt) der trefflich gehaltene Charackter Agnesens, der Braut des Malers. Durch das unselige Dazwischentreten der Zigeunerin wird sie aus dem Frieden der reinsten Einfalt herausgerissen, ein peinlicher Zweifel, daß sie in ihrer Einfachheit der Bildung des Malers nicht genügen könne, stört das Gleichgewicht ihres Verstandes. Die traulich-schöne Beschränkung, von welcher das einfache Mädchen umgeben wird, schildert der Dichter auf eine reizende Weise: „Ich trete vor ein reinlich gebautes Haus; ich kenne es wohl; es wohnen glückliche Menschen darin. In harmloser Stille blühet hier eine Braut, deren Verlobter ferne lebt. Vergönne mir du Haus des Friedens einen Blick in deine Gemächer. — — — Sieh da! was zeigt mir mein magischer Spiegel? Es ist die Kammer des Mädchens. Wie ruhig athmet die Schlafende dort! Ihr liebliches Haupt ist hinabgesunken nach der Seite des Lagers. Der Mond schaut durch das kleine Fenster; mit Einem

Strahle berührt er eben das unschuldige Kinn der Schläferin. Eine Hyacinthe neigt ihre blauen Glokken gegen das Kissen her und mischt ihren Duft in die Frühlingsträume der Braut, indeß der Winter diese Scheiben mit Eise beblümt. Wo mögen ihre Gedanken jetzt sein? Auf diesem Teppiche sind seltsame Figuren eingewoben, hundert segelnde Schiffe. Vielleicht auf diesen Bildern ruhte ihr sinnendes Auge noch kurz, eh' sie die Lampe löschte, nun träumt sie den Geliebten in die wilde See hinaus verschlagen und ihre Stimme kann ihn nicht erreichen. O besser, daß er in die Tiefe des Meeres versänke, als daß du ihn treulos fändest, gutes Kind! Aber du lächelst ja auf einmal so selig, träumst ihn im Arme zu halten, seinen Kuß zu fühlen. Vielleicht in dem Augenblicke, da du mit seinem Schatten spielest, sucht er wachend ein verbotenes Glück und treibt schändlichen Verrath mit deiner Liebe. Aber immer noch seh' ich dich freundlich; du arglose Seele, es ist auch unerhört und unglaublich; was sucht er denn, das er bei dir nicht fände? Schönheit und Jugendreiz? ich weiß nicht, was die Sterblichen so nennen; aber hier darf der Himmel selbst wohlgefällig über seine Schöpfung lächeln. Verstand und Geist? O schlüge sich dies Auge auf! aus seiner dunkelblauen Tiefe leuchtet mit Kindesblick die Ahnung jedes höchsten Gedankens. Wie, oder Frömmigkeit? Die Frage klingt wie Spott auf ihn. Ihr bescheidenen Wände zeuget, wie oft ihr sie habt knieen sehen im brünstigen Gebet, wenn Alles rundum schlief! — —

Derselbe Frieden, der hier die schlafende Unschuld

umgiebt, ist verbreitet über jene Scene, als die Liebenden sich wiedersehen. Sie sitzt auf dem Gesimse an dem Fuße einer Kirchhofmauer mit dem Strickzeug und im Hauskleide; an einem Arme des Kreuzes über dem Kopfe der Sitzenden hängt ein frischer Kranz von Immergrün, sie selber bückt sich so eben aufmerksam, die Nadel leise an die Lippen haltend, gegen eine Staude vorwärts, worauf ein Papillon die glänzenden Flügel wählig auf und zuzieht und der Storch schreitet zutraulich an ihr vorüber! Und diese schöne, liebliche Seele wird späterhin durch ein unzeitiges Geständniß Noltens und durch die wiedererscheinende Zigeunerin in Wahnsinn gestürzt. Aber der Dichter hat, wie Fr. Vischer vortrefflich bemerkt, auch hier in der Darstellung dieser traurigen Seelenkrankheit das Maaß der schönen Kunst nicht überschritten, so daß Agnes, wie Ophelia im Hamlet, Schwermuth und Trauer, Leid, ja die Hölle selbst zu Anmuth und Süßigkeit umwandelt.

Dem Kreise der Bildung durchaus angehörig ist der Charackter der Gräfin Constanze, in welcher der feinste Duft der Weltbildung und höhern Sitte mit der kunstlosen Anmuth sich auf das Reizendste vereinigt. Ihre Liebe zu Nolten wird zum Haß, da sie sich von ihm auf das schmachvollste getäuscht glaubt; mit dem Opfer ihrer Tugend befreit sie den Geliebten aus dem Gefängniß, den ihre Rache demselben überliefert, und als sie über den Irrthum, der ihre Liebe in Haß verkehrt hatte, ins Klare gebracht ist, verzehrt sie sich in qualvoller Selbstverachtung.

Der bedeutendste Charackter der ganzen Novelle ist der Schauspieler Larkens, über dessen Bildungsgang der Dichter selbst folgende Aufschlüsse giebt. „Von vermögenden Eltern herkommend, ohne sorgfältige Erziehung von Hause aus bezog er sehr jung die Academie, wo er, keinen festen Plan im Auge, neben einem lustigen, kameradschaftlichen Treiben dennoch schöne philosophische und ästhetische Studien machte. Eine Reise nach England und die Höhe des dortigen Schauspielwesens bekräftigte in ihm den Entschluß, sich mit höchstem Ernste dieser Kunst zu weihen. Seine erste theatralische Schule begleiteten bereits öffentliche Proben auf einem der angesehensten Schauplätze, und die Aufmerksamkeit des Publicums wurde zur Bewunderung, als er, obwohl ungern, dem Rathe eines erfahrenen Mannes folgend, sich eine Zeitlang in durchaus komischen Repräsentationen erging. In dem Maße, wie er, einem sonderbaren Naturzwang zufolge, wieder zum Ernsthaften einlenkte, nahm der allgemeine Beifall ab, und so schwankte er unbefriedigt, mißlaunisch ein volles Jahr hin und her, ohne einsehen zu wollen, welchem von beiden Fächern er sein Talent zuwenden müsse. Dazu kam der Uebelstand, daß dem praktischen Künstler seine poetische Productivität vielmehr hinderlich als förderlich war; er wollte im Reiche seiner eignen Dichtung leben und empfand es übel, wenn ihn mitten in der schaffenden Lust das Handwerk störte, was um so unvermeidlicher war, da seine Arbeiten ganz außer der allgemeinen Bühnensphäre lagen und nur von einem engen Freundeskreise gefaßt

und geschätzt werden konnten. Dieser widrige Conflikt des Dichters und des Brodmenschen brachte die ersten Stockungen und Unordnungen in seinem Leben hervor; aus Verdruß über die Unausführbarkeit seiner höhern Geisteswelt warf er sich in den Strudel der gemeinen, und die Leidenschaften, welche er durch kunstmäßige Darstellung im schönen Gleichgewicht mit seinem bessern Selbst zu erhalten gedacht hatte, ließ er jetzt in zügelloser Wirklichkeit rasen.

Um jene Zeit hatte sich unter seinen Freunden eine eigne Sucht hervorgethan, sich durch Erfindung und Durchführung fein angelegter Intriguen zu zeigen. Larkens spielte in einem gutartigen Sinne hierin gern den Meister, aber leider verwickelte ihn dieß Unwesen bald mit einer, als schön und witzig gleich bekannten Schauspielerin, ein Umgang, der ihn bald in einen Wirbel der verderblichsten Genüsse niederzog. Sein Beruf ward ihm leidige Nebensache, und mehr als einmal im Begriffe, verabschiedet zu werden, erhielt er sich nur dadurch, daß er von Zeit zu Zeit durch eine Vorstellung, worin er alles Genie aufbot, die Gunst seiner Leute gewaltsam an sich riß. Mit Schmerzen blickte man ihm nach, als er den Ort verließ, welcher Zeuge seiner traurigen Versunkenheit gewesen. Er entsagte dem unwürdigen Leben, raffte sich zu neuer Thätigkeit auf, und ward ein freundlicher Gewinn für die Stadt, worin wir ihn als Noltens Freund kennen lernten. Aber jene fleckenvolle Zeit seines Lebens hinterließ auch dann noch eine unüberwindliche Unruhe,

eine Leere bei ihm, als er seine sittliche und physische Natur längst mit den besten Hoffnungen aus dem Schiffbruch gerettet hatte. Des heitern geistreichen Mannes bemächtigte sich eine tiefe Hypochondrie, er glaubte seinen Körper zerrüttet, er glaubte die ursprüngliche Stärke seines Geistes für immer eingebüßt zu haben, obgleich er den zwiefachen Irrthum durch tägliche Proben widerlegte. Wie oft hielt er Theobalden, wenn dieser bemüht war, seine Grillen zu verjagen, mit wehmüthigem Lachen das traurige Argument entgegen: „Das Bischen, was noch aus mir glänzt und flimmt, ist nur ein desperates Vexir-Lichtchen, durch optischen Betrug in euren Augen verschönert und vergrößert, weil sich's im trüben Hexen-Dunste meiner Katzenmelancholien bricht.“ Mit solchen Ausdrücken konnte er sich ganze Stunden gegen Theobald ersitzen, und erst nachdem er sich gleichsam völlig zerfetzt und vernichtet hatte, gewann er einige Ruhe, eine natürliche Heiterkeit wieder, wobei er, nach dem Zeugniß Aller, die ihn umgaben, unglaublich sanft und liebenswürdig gewesen sein soll. Außer Theobald und etwa einem andern früheren Vertrauten kannte ihn jedoch keine Seele von dieser schwermüthigen Seite, er wußte sie trefflich zu verbergen, und sein Betragen auf diesen Punkt gab selbst dem Menschenkenner niemals eine Blöße. Inzwischen war der gute Einfluß nicht zu mißkennen, den Noltens Umgang, sein kräftiger Sinn, auf jenes verdunkelte Temperament ausübte. Denn wenn gleich unser Maler selbst an einer gewissen Einseitigkeit leiden mochte, so war doch sein sittlicher Grundcharackter

unerschütterlich, und ein Streben nach voller geistiger Gesundheit beurkundete sich zeitig in der mehr und mehr zum Allgemeinen aufsteigenden Richtung seiner Kunst mit Vereinigung alles dessen, was ihm von einer phantastischen Entwickelungsperiode noch anklebte. Larkens schöpfte mit Lust aus dieser Quelle ein reines Wasser auf sein dürres Land, er hielt sich leidenschaftlich an den neuerworbenen Freund, ohne jedoch diese Inbrunst stürmisch in Worten zu verrathen; vielmehr gerieth er unwillkührlich in die gemäßigte Rolle eines Mentors hinein, eines Meisters, welcher durch eignen unsäglichen Schaden klug geworden, dem Jüngern gar wohl gelegentlich auf die rechte Spur helfen zu können glaubt. Und indem er so am raschen Strome eines in jugendlicher Fülle strebenden Geistes Theil nahm. erwuchs ihm ein neues Zutrauen zu sich selber, Die Schuppen seines veralteten Wesens fielen ab, eine frische Bildung erschien darunter."

Eine andere Stelle des Romans verbreitet sich über den Charackter des Schauspielers nicht minder interessant. „Sein Humor war bekannt genug, er hatte ihn mit Unrecht in den Ruf eines bösartigen Spötters und Intriguanten gebracht, wozu mitunter auch sein Aeußeres beitrug, so wenig eben eine gelbe Hautfarbe und ein paar schwarze blitzende Augen häßlich, oder das lauernde Lächeln um den Mund gefährlich war. Es war einer von den Menschen, die man auf den Grund kennen muß, um sie nicht zu fürchten. Als Schauspieler und Sänger schätzte man ihn sehr,

er wäre der Liebling des Publicums gewesen, hätte er nicht die räthselhafte und hartnäckige Grille gehabt, das Fach des Komischen, wozu er durchaus geboren war, mit ernsten Rollen zu vertauschen, die er, ohne es selbst zu fühlen, nur mittelmäßig ausfüllte. Zuweilen schien sich die unterdrückte Neigung seiner Natur durch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Lustspiele rächen zu wollen, und es war immer eine Festtagsbeute für die Kasse, wenn der Name Larkens bei einer Hollberg'schen und Shaksspearschen Comödie auf dem Zettel stand. Dann hatte es aber auch das Ansehn, als wäre der Gott des Scherzes selbst in den entzückten Mann gefahren. Der Beifall der Verständigen und zuletzt auch des gemeinen Volks war ihm um so gewisser, je bescheidener die strotzende Ader der komischen Kraft innerhalb der feinen Schönheitslinie blieb, die nur der ächte Künstler, vom richtigsten Takte geleitet, zwischen Begeisterung und Weisheit hinzuziehen weiß. Statt, wie so Mancher an seinem Platze, immer gleichsam auf erhitztem Boden zu gehen, schien Meister Larkens nur von einer sanften Wärme belebt, die ihm die Grazien angehaucht, und die Funken des Genies, welche er auswarf, entzündeten keineswegs ihn selber. Maaßhaltung blieb immer die Seele seines Spiels, aber sie verdiente nur um so mehr Bewunderung, wenn es wahr ist, was genauere Freunde behaupteten, daß seine humoristische Stimmung jederzeit nur die günstige Krise eines schmerzhaft bewegten und gedrückten Gemüthes war. — —"

Die Katastrophe, sagt Fr. Vischer, wo dieser edle Geist aus dem Kreise der Freunde scheidet, um in der Ferne in unbekanntem Dunkel lebend sich von seiner Vergangenheit zu trennen, der Adel, den er in gemeinen Umgebungen bewahrt, dieser Diamantschein der Finsterniß, endlich sein Selbstmord sind Meisterstücke der Poesie, und auch hier ist nirgends das Maaß des Würdigen und Schönen vergessen. Noch verbreiten die vortrefflichen Worte, welche der Präsident bei Larkens Leiche ausspricht, über den Charackter des Schauspielers ein schönes Licht. „Ist's möglich?" rief der Präsident aus, „seh' ich hier die Reste eines Mannes, der eine Welt voll Scherz und Lust in sich bewegte und zauberhelle Frühlingsgärten der Phantasie sinnvoll vor uns entfaltete? Ach, wenn ein Geist, den doch der Genius der Kunst mit treuem Flügel über all' die kleine Noth des Lebens wegzuheben schien, so frühe schon ein ekles Auge auf all dies Treiben werfen kann, was bleibt alsdann so manchem Andern zum Troste übrig, der ungleich ärmer ausgestattet, sich in der Niederung des Erdenlebens hinschleppt? Und wenn das vortreffliche Talent selbst, womit er (Larkens) die Welt entzückte, so harmlos nicht war, als es schien, wenn die heitere Geistesflamme sich vom besten Oel des innerlichen Menschen schmerzhaft nährte, wer sagt mir dann, warum jenes namenlose Weh, das alle Mannheit, alle Lust und Kraft der Seele, bald bänglich schmelzend untergräbt, bald zornig aus den Grenzen treibt, warum doch jene Heimathlosigkeit des Geistes, dies Fort- und Nirgendhin-Verlangen, in Mitten eines reichen, menschlich schönen

Daseins, so oft das Erbtheil herrlicher Naturen sein muß? —"

Von dem Humore, der dem Schauspieler eigenthümlich war, kommen verschiedene Beweise in dem Romane vor. Ich führe seine Beschreibung einer Maske an, welche nach seinem Vorgeben auf der Maskerade vorgekommen sein sollte: „Ein Riese in altdeutscher Tracht, ohne Zweifel einen Studenten vorstellend, geht mit langen Sporen und der Tabakspfeife schwerfällig auf und ab; endlich, da er in einer Ecke stehen bleibt, eilt ein winziges Kerlchen herbei, ein kleiner Schornsteinfeger in einer Art von Hanswursttracht, schwarz und weiß gewürfelten Beinkleidern und Wämschen, bindet den Riesen, legt das schwarze Leiterchen an den breiten Rücken des Mannes an, klettert flink mit Scharreisen und Besen hinauf, hebt ihm vorsichtig den Scheitel wie einen Deckel ab, und fängt nach allerlei bedenklichen Grimassen an, den Kopf recht wacker auszufegen, indem er einen ganzen Plunder symbolischer Ingredienzien herauszieht, z. B. einen täuschend nachgemachten Wurm von erstaunlicher Länge, ein seltsam gezeichnetes Kärtchen von Deutschland, eine ganze und dann mehrere zerbrochene Kronen, kleine Dolche, Biergläser, Bänder und dergleichen. Dagegen wurden andere Sächelchen hineingelegt, worunter man ein griechisches a b c-Buch zu erkennen glaubte; der Kopf wurde geschlossen, dann bekam der ganze Mann ein wenig Streiche und nach einer Weile kroch ein ganz vergnügtes, bescheidenes, rundes Pfäfflein aus der prahlerischen Hülle hervor."(1, 40.)

Der Held des Romans selber, Theobald Nolten, zeigt am wenigsten eine ausgeprägte Individualität, was dem Dichter indessen nicht zum Vorwurf gereichen kann, da Theobald eben sich erst entwickelt. Man sagte es ihm noch später ins Gesicht, daß er länger als billig ein Knabe geblieben; und die Neigungen des Knaben verriethen aufs Deutlichste die künftige Richtung des Mannes. Nicht Klettern, Springen, Voltigiren, Reiten und Schwimmen reizte den sechszehnjährigen Jüngling; vielmehr ging seine Neigung auf gewisse Kuriositäten und Sonderbarkeiten. Beschaulichkeit und wehmüthige Empfindungen waren ihm vorzugsweise eigenthümlich, nur das Räuberfangspiel reizte ihn, und seine liebsten Unterhaltungen bestanden in Mährchen von dienstbaren Geistern. Diese Züge seines Characters geben schon seine Neigung zur Romantik zu erkennen; und in dieser Richtung ist auch ein Gemälde Noltens, welches gleich im Anfange beschrieben wird und nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung des Ganzen ist. Obwohl nun die phantastisch-romantischen Stoffe der Neigung des Malers am meisten entsprechen, so bleibt er doch bei einer einseitigen Vorliebe für dieselben nicht stehen, sondern wir sehen ihn aus der romantischen Tendenz in das Gebiet classisch gereinigter naturgemäßer Schönheit aufsteigen. Indessen wird sein Entwickelungsgang zu frühzeitig durch die Geschichte seiner Liebe und die daraus entspringenden Schicksale unterbrochen.

Mit Recht wirft Fr. Vischer die Frage auf, ob eine zwar tiefe, aber nach außen nicht entfaltete Natur, wie die einfache Agnes, dem Maler wirklich genügen

konnte, und ob es daher nicht ein Fortschritt war, wenn Nolten, durch einen scheinbar vollkommen begründeten Irrthum gegen den Vorwurf der Untreue zunächst geschützt, in die höheren Kreise Constanzens übertrat, wo sich ihm eine Fülle neuer Bildungsquellen öffnete und ob es daher gut war, ihn zu Agnes zurückzuführen. Als er aus der Umgebung Constanzens gewaltsam herausgerissen war, fühlte er sich in einer für die Kunst höchst vortheilhaften Stimmung, welche er selbst zu Larkens so ausspricht: „Manches, was mir so lange als nothwendige Bedingung meines Glücks, meines vollendeten Wesens erschienen war, was ich mit unglaublicher Leidenschaft genährt und gepflegt hatte, liegt nun wie todte Schaale von mir abgefallen; so ist Constanze mir nicht viel mehr als noch ein bloßer Name, so ist mir schon früher jene Agnes untergesunken.

Große Verluste sind es hauptsächlich, welche dem Menschen die höhere Aufgabe seines Daseins unwiderstehlich nahe bringen. Durch sie lernt er dasjenige schätzen und kennen, was wesentlich zu seinem Frieden dient. Ich habe viel verloren, ich fühle mich unsäglich arm, und eben in dieser Armuth fühle ich nur einen unendlichen Reichthum. Nichts bleibt mir übrig als die Kunst, aber ganz erfahr' ich auch nun ihren heiligen Werth. Nachdem so lange ein fremdes Feuer mein Inneres durchtobt und mich von Grunde aus gereinigt hat, ist es tief still in mir geworden und langsam spannen alle meine Kräfte sich an in feierlicher Erwartung der Dinge, die nun kommen sollen. Eine neue Epoche ist für mich angebrochen, und so Gott will, wird die Welt die Früch-

te bald erleben. Siehst du, ich könnte dir die hellen Freudenthränen weinen, wenn ich daran denke, wie ich mit Nächstem zum ersten Male den Pinsel ergreifen werde. Viel hundert neue nie gesehene Gestalten entwickeln sich in mir, ein seliges Gewühle, und wecken die Sehnsucht nach täglicher Arbeit. Befreit von der Herzensnoth jeder ängstlichen Leidenschaft, besitzt mich nur ein einziger Affekt. Fast glaub' ich wieder der Knabe zu sein, der auf des Vaters Bühne vor jenem wunderbaren Gemälde wie vor dem Genius der Kunst geknieet, so jung und fromm und ungetheilt ist jetzt meine Inbrunst für diesen göttlichen Beruf. Es bleibt mir nichts zu wünschen übrig, da ich das Allgenügende der Kunst und jene hohe Einsamkeit empfunden, worin ihr Jünger sich für immerdar versenken muß. Ich habe der Welt entsagt, das heißt, sie darf mir mehr nicht angehören, als mir die Wolke angehört, deren Anblick mir eine alte Sehnsucht immer neu erzeugt. Ich sage nicht, daß jeder Künstler ebenso empfinden müsse, ich sage nur, daß mir nichts anderes gemäß sein kann. Auf diese Resignation hat jede meiner Prüfungen hingedeutet, dieß war der Fingerzeig meines ganzen bisherigen Lebens; es wird mich von nun an nichts mehr irre machen." (2, 334.)

Nichts destoweniger wird der Maler mit Agnes wieder vereinigt, die längst in seinem Herzen keine Stelle mehr hatte. Diese Wiedervereinigung war indessen keine naturgemäße, aus dem Herzen des Malers selbst entsprungen, sondern wurde durch die Einmischung und List eines Dritten, des Larkens, herbeigeführt, und es

drängt sich jetzt die neue Frage auf, ob ein solches heimliches Leiten und Bevormunden, wie Larkens es wagte, nicht auch bei den besten Absichten verwerflich sei und zum Unheil ausschlagen müsse.

Ich übergehe die übrigen Charactere. Sehen wir aber noch auf die innere Composition des Romans, so erblicken wir in demselben den Kampf zweier Mächte, von denen die eine der romantischen Mystik, die andere der hellen Wirklichkeit angehört. Jene dunkle Macht stellt sich in der Zigeunerin dar, welche in der Ueberzeugung, daß der Maler ihr angehöre, überall störend eintritt, wo sich Nolten durch rein menschlich begründete Neigung in der klaren vernünftigen Wirklichkeit anzusiedeln in Begriff ist, und zuletzt nachdem der Schmerz das Leben Noltens zerstört hat, nach einer Vision des blinden Gärtnerknaben Henni in widerstrebender Verschlingung mit der idealen Gestalt des Malers entschwebt. Indem nun das dämonische Element, welches sich in der wahnsinnigen Zigeunerin darstellt, die größere Realität hat und überall zerstörend in die vernünftige Wirklichkeit eingreift, haben wir den Schmerz, zu sehen, daß die Unvernunft siegreich über die Vernunft einherschreitet wodurch nothwendig unser Gemüth in eine peinliche, Stimmung versetzt werden muß.

Diese Stimmung wird um so peinlicher, jemehr wir wahrnehmen, mit welcher Abneigung Nolten „dem Rapport widerstrebt, der in seine gesund menschlichen Lebensverhältnisse als ein Gespenst aus seiner Jugend hereinragt,“ und wie er widerstrebend endlich von demselben zerstört wird. Wir müssen es daher als etwas

Unpoetisches bezeichnen, dass die rohe Naturgewalt über die freie Willenskraft den Sieg davonträgt. „Ferner kommt im Maler Nolten (wie Fr. Vischer vortrefflich bemerkt), indem man Strecken weit jenen nächtlichen Hintergrund vergißt und auf dem Proscenium zwei andere Liebesgeschichten am Lichte der hellen Wirklichkeit sich abspinnen sieht, eine ganz andere, rein menschliche und sehr moderne Frage zur Sprache, die Frage nach der Pflicht der Treue, wenn eine Verbindung mit dem Gegenstande einer ganz veränderten Lage des Gemüths nicht mehr adäquat ist. Diese Frage sollte sich rein für sich in dem Gebiete, dem sie angehört, dem Gebiete der Vernunft und Freiheit beantworten, nun aber wird dieser reine Verlauf durch das gleichzeitige Fortbestehen und Fortwirken jener irrationalen Potenz gestört, unterbrochen, aufgehoben. Wir bekommen dafür, daß Nolten die liebenswürdige ländliche Agnes verläßt, um später gar nicht zum Heile für sie und ihn selbst zu ihr zurückzukehren, zwei Gründe statt Eines. Der Eine ist, daß die hochgebildete und anmuthige Gräfin Constanze seine Neigung zu Agnes verdrängt (daß Nolten Agnes zunächst deswegen verläßt, weil er sie für treulos hält, kommt hier nicht in Betracht, denn er selbst muß sich gestehen, daß dieß seinem Gewissen eine willkommene Ausflucht ist). Hier saß die Hauptfrage über Recht und Unrecht. Die andere, störend dazwischen tretende, ist die Frage nach dem Verhältniß unserer Freiheit zu jener Nachtseite des menschlichen Wesens. Wir haben also einen Roman, der zur Hälfte ein Bildungs-Roman, die Geschichte der Erziehung

eines Menschen durch das Leben, die Liebe namentlich, ein psychologischer Roman, zur Hälfte ein Schicksals-Ramen, ein mystischer Roman ist, und beide Hälften gehen nicht in einander auf, so bewundernswürdig des Dichters künftige Bemühungen sind, sie in einander zu verschmelzen, zugleich die verständige Wirklichkeit und zugleich das Wunder zu retten."

Wenden wir nun unsern Blick auf die Gedichte Mörikes, so treten uns aus denselben die zwei Momente entgegen, welche wir schon aus dem Romane als ihm eigenthümlich kennen gelernt haben; wir sehen auch hier einen Dichter, der einerseits der Romantik angehört, andererseits aber den Geist moderner Bildung in sich aufgenommen hat und in seinen Gedichten entwickelt. Die romantische Seite Mörikes tritt nun in den Gedichten in seiner Liebe zum Wunderbaren, zum Geister- und Mährchenhaften, zum Phantastischen, ferner in der Naivetät hervor, welche aus vielen Gedichten, wie aus Volksliedern uns anspricht. Wenn er von dieser Seite her eine Verwandtschaft mit Kerner nicht verläugnen kann, so bleibt er jedoch in dieser Richtung nicht stehen; sondern da die Kämpfe des modernen Bewußtseins sein tiefstes Innere erschüttert haben, da sein Gemüth den Schmerzen und Leiden des modernen geistigen Lebens sich aufgeschlossen hat, mußte seine Poesie auch dadurch den Charackter der modernen Richtungen des Geistes darstellen. Aber die Töne des Schmerzes werden bei ihm, wie Fr. Vischer sagt, nie zum wilden Schrei, die Wunden heilen leicht, es ist

in seinen Gedichten nichts Titanisches, nichts Byronsches zu sehen; als ein milder Genius entwickelt der Dichter überall den Geist der Besänftigung, der Beruhigung. Und dies konnte denn auch nicht anders sein, wenn anders der Geist der ächten Humanität, der in Werken der Griechen und Römer weht, wenn der große Geist Göthes wahren Einfluß auf die Bildung des Dichters geübt haben sollte. „Denn der heitere, harmonische Geist der alten Lyrik, wo auf mäßig erregten Wellen des Gefühls oder Affekts der Geist sich im Kahne der Betrachtung schaukelt, und bald fröhlich bald wehmüthig, das Maaß des Schönen niemals überspringend, in das Spiels hinuntersieht, diese Grazie, dieses Ebenmaaß war es, was unsern Dichter aus dem Schattenreich der Träume in den hellen Aether, aus dem gothischen Dunkel in die lichten Säulengänge der Weisheit heraufführte."

Betrachten wir zunächst die romantische Seite des Dichters in ihrer Beziehung auf die Natur. Der Dichter sieht die Natur an mit den Augen eines räthselhaften, ihren heimlichen Geistern verwandten Kindes, das verborgene Leben, die Geheimnisse derselben müssen sich ihm aufschließen. Besonders liebt er die Nacht, wird nie müde sie zu preisen und bevölkert sie mit einem Heere von Geistern. Man betrachte folgende Gedichte, „die Geister am Mummelsee" und das reizende Gedicht „Um Mitternacht."

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät,
Mit Fackeln so prächtig herunter?

Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit
Und was du da hörest, sind Klagen,
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
Und Geister nur sind's, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten
O schau,
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn,
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,

Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still!
Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel, ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;
Nun hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

Um Mitternacht.

Bedächtig stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn,
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, in's Ohr,
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd';
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwung'nes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort

Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Ich erinnere außer diesen Gedichten noch an das „Elfenlied;" die schönste Blüthe der romantischen Phantasie des Dichters ist aber jenes wundervolle, schon oben angeführte Gedicht „Horch, auf der Erde feuchtem Bauch gelegen," welches als das würdigste Seitenstück zum Anfang des fünften Akts des Kaufmanns von Venedig betrachtet werden kann.

Die Phantasie der Romantik hält sich am liebsten in der Dämmerung volksthümlichen Bewußtseins auf, und so finden wir denn unsern Dichter in seinen Balladen auf dem Felde der Romantik, es sind lauter mythische, mährchenhafte Stoffe, welche er uns giebt. Wir könnten die oben erwähnten „Geister am Mummelsee" auch hierher rechnen; es sind besonders die Mächte des Wassers, bei denen es dem Dichter heimisch zu sein scheint. So singt der Magier Drakone der Prinzessin Liligi seine Mährchen:

Zwischen grünen Wasserwänden
Sitzt der Sieben-Nixen-Chor;
Wasserrosen in den Händen
Lauschen sie zum Licht empor.

Und wenn oftmals auf der Höhe
Schiffe fahren, schattengleich

Steigt ein siebenfaches Wehe
Aus dem stillen Wasserreich'.

Dann beim Spiel von Zauberglocken
Drehn die Schwestern sich im Tanz,
Schütteln wild die grünen Locken
Und verlieren Gurt und Kranz.

Und das Meer beginnt zu schwanken,
Well' auf Welle steigt und springt,
Alle Elemente zanken
Um das Schiff, bis es versinkt.

Und ferner:

„Wohl! — Schon auf des Meeres Grunde
Sitzt das Schiff mit Mann und Maus,
Und die Sieben in der Runde
Rufen: Schönster, tritt heraus!

Rufen zierlich mit Verneigen:
Komm! es soll dich nicht gereun;
Woll'n dir unsere Kammer zeigen,
Wollen deine Mägde sein.

— Sieh, da tritt vom goldnen Borde
Der bethörte Königssohn,
Und zu der korallnen Pforte
Rennen sie mit ihm davon.

Doch man sah nach wenig Stunden,
Wie der Nixenbräutigam
Todt, mit sieben rothen Wunden
Hoch am Strand des Meeres schwamm.

Man vergleiche hierzu das Gedicht „Zwei Liebchen," in welchem erzählt wird, daß zwei Liebende in einem Schiffe auf der Donau zusammensitzen, „er hüben und sie drüben," sie fordern von der Nixe des Flusses, Frau Done, Geschenke und erhalten sie. Aber die Jungfrau fällt aus dem Schiff,

Er springt ihr nach, er faßt sie keck,
Frau Done reißt sie Beide weg.

Frau Done hat ihr Schmuck gereut,
Das büßt der Jüngling und die Maid.

Das Schifflein leer hinunter wallt;
Die Sonne sinkt hinter die Berge bald.

Und als der Mond am Himmel stand,
Die Liebchen schwimmen todt ans Land,
Er hüben und sie drüben.

So sitzt ferner des Zauberers Tochter im Zauberleuchtthurm, und lockt dahin die Schiffer zu ihrem Untergange.

Diesem romantischen Zuge des Dichters gehört es denn nun auch an, daß er es gern mit dem unsteten Geiste des Windes zu thun. Jung Volker, der lustige

Räuberhauptmann (aus den Maler Nolten bekannt) ist der Sohn des Windes, seine Mutter,

ein schön frech braunes Weib,
Wollte nichts vom Mannsvolk wissen.

Sie scherzte nur und lachte laut,
Und ließ die Freier stehen:
Möcht' lieber sein des Windes Braut,
Denn in die Ehe gehen.

Da kam der Wind, da nahm der Wind
Als Buhle sie gefangen:
Von dem hat sie ein lustig Kind
In ihrem Schooß empfangen.

So spielt in dem Gedicht „die schlimme Greth und der Königssohn" der Wind eine wichtige Rolle; die schlimme Greth, eine schöne Müllerstochter, lockt den Königssohn in die Mühle, während er sie umarmen will, sausen und singen ihre Zöpfe im Winde, sie beschwört die Windgeister und fährt mit ihm durch's Fenster hinaus auf die Heide und erdrückt den Liebkosenden an ihrer Brust, eine Ballade, welche Fr. Vischer mit Recht als unbestimmt und unklar, als ein Extrem nebelhafter Romantik tadelt.

Der Geist des Wunderbaren, welcher hier überall dem Principe der Romantik gemäß vorherrscht, gestaltet sich zu einer gehaltvolleren Poesie, wo das Wunder im

Dienste einer sittlichen Idee auftritt, wie in der Ballade „die traurige Krönung.“

Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen;
Der meuchelte sein Bruders = Kind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey=Schloß begangen.
O Irland! Irland! warest du so blind?

Der König sitzt um Mitternacht
Im öden Marmorsaale,
Er freut sich seiner neuen Pracht
Beim einsamen Pokale;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch schau, wer hat die Pforten aufgemacht?“

Da kommt ein seltsam Todtenspie
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt in Mitten;
Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwühl.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde,
Es lächelt sterbensweh und nickt,

Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen —
Zum Vater thät sich neigen —
Er neiget über eine Leiche sich.

Wir werden durch diese Ballade auf das Lebhafteste an Shakspeare's Makbeth erinnert. Wie der Dichter auch die komische Stimmung in das phantastische Element einzuführen verstanden hat, beweist das Gedicht „das Schloßküpers Geister zu Tübingen," in welchem acht Kegel aus dem Todesschlummer erweckt werden, die eigentlich verzauberte Studiosen sind und von ihrem ehemaligen Schoppenkönig in Kegel verwandelt wurden, weil sie von ihm mit ein paar lausigen Dichtern auf der Kegelbahn betroffen wurden.

Es gehört hierher ferner „das Mährchen vom sichern Mann," worüber ich am besten Vischers Worte anführe. „Ob Mörike gut gethan," sagt er, „eine phantastisch scherzhafte Lieblingsfiction aus seinen Jugendjahren, das Mährchen vom sicheren Mann, einem läp-

pischen gutmüthigen Riesen, in welchem die Elemente kaum erst zu den gröbsten Umrissen sich formirt, im Versmaaß des Hexameters hier aufzunehmen, muß ich bezweifeln. Es ist zwar an sich ganz interessant, wie diese uralte Lieblings-Vorstellung der Deutschen, die Vorstellung von linkischen Riesen, in denen das Volk seine naive ungehobelte Kraft sich zum eignen Scherze im Spiegel zeigte, nachdem sie in der Poesie des Mittelalters ein stehendes Thema gewesen war, in der spätern verfeinert als Simplicissimus u. s. w. zum Vorschein kam, hier bei einem ganz modernen Dichter ohne Zusammenhang, vielleicht ohne Bekanntschaft mit dieser altdeutschen Figur wieder hervortritt. Allein der Gegenstand liegt dem Publicum zu ferne, es läßt sich keine Vertrautheit mit einen solchen Bilde bewirken. Die Freunde des Dichters, die sich erinnern, wie er mit seinem trefflichen mimischen Talente diese Figur dargestellt, wie er bei'm Weinglase mit geistesverwandten Freunden diese lustigen, tollen Träume ausgeheckt, erzeugen sich aus dieser speziellen Erinnerung leicht wieder das Bild, Fremde aber finden sich, weil ihnen diese Supplemente fehlen, nicht zurechte, ja sie denken vielleicht gar an versteckte Räthsel."

Als ein romantischer Zug des Dichters muß ferner noch die Naivetät bezeichnet werden; viele von seinen Liedern tragen so sehr die Gestalt der Naivetät, daß man sie für Volkslieder halten könnte. Der Schmerz der treulos verlassenen Liebe kann sich nicht inniger aussprechen, als in folgendem Liede:

Agnes.

Rosenzeit! Wie schnell vorbei
Schnell vorbei
Bist du doch gegangen!
Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemuth
Wohlgemuth,
Schnitterinnen singen,
Aber auch mir kranken Blut
Mir kranken Blut
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche so durchs Wiesenthal
So durchs Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tausend Mal,
Tausend Mal
Er mir Treu geschworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde,
An dem Hut mein Rosenband,
Von seiner Hand,
Spielet in dem Winde.

Es macht einen unbeschreiblich tiefen Eindruck, wenn wir die einfache, tief empfindende Agnes im Maler Nolten (p. 433) dieses Lied singen hören in einer Weise, die aller Schmerz, alle Wehmuth eines unglücklichen Herzens ausspricht. „Hier ist nichts zu deklamiren," sagt Fr. Vischer über dieses Lied, „keine Rhetorik, man muß singen, sogleich singen, man hört schon innerlich die Töne des wehmuthsvollen Refrains im Echo der Thäler verklingen, so hinschwindend, so vergehend, die wir vor uns sehen und die nichts ist, als eine todtkranke Erinnerung an ein entschwundenes Glück; sie sagt es nicht, nur in abgebrochenen Lauten entbindet sich der Schmerz, aber sie ist es. Dadurch ist Ohr und Auge der Phantasie gerade so, wie es durch die ächte Lyrik soll, angesprochen; wir sehen vor uns und hören diese tönende Gestalt der Unglücklichen, Sinn und Musik fallen in Eins, und unser ganzes Herz klingt und tönt sympathetisch mit. Die Schlußlosigkeit ferner ist ganz im Charackter des reinen Lieds; das flatternde Band schwebt noch eine Weile vor unserer Phantasie, ein Bild der Untreue, und unser Gefühl zittert wie in unbestimmt verschwebenden Tönen der Windharfe fort."

Mit diesem reizenden Liede verdient ein anderes verglichen zu werden, „das verlassene Mägdlein," welches ebenfalls schon im Maler Nolten sich findet.

Früh, wenn die Hähne krähn',
Eh die Sternlein verschwinden,

Muß ich am Heerde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken,
Ich schau so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran, —
O ging' er wieder!

Die untreue Liebe wird auf eine andere Weise, aber ebenfalls naiv dargestellt in dem „Liede vom Winde:"

Sausewind! Brausewind!
Dort und hier,
Deine Heimat sage mir!

„Kindlein, wir fahren
Seit viel vielen Jahren
Durch die weit weite Welt,
Und möchten's erfragen,

Die Antwort erjagen
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren,
Die wissen es nie.
Bist du klüger als sie,
Magst du es sagen.
— Fort, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Kommen Andere noch, unsere Brüder,
Da frag' wieder."

Halt an! Gemach,
Eine kleine Frist!
Sagt, wo der Liebe Heimath ist,
Ihr Anfang, ihr Ende?

„Wer's nennen könnte!
Schelmisches Kind,
Lieb ist wie Wind,
Rasch und lebendig,
Ruhet nie,
Ewig ist sie,
Aber nicht immer beständig.
— Frisch, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wiesen!
Wenn ich dein Schätzchen seh',
Will ich es grüßen;
Kindlein, Ade!

Ebenso im ächten Volkstone ist das Lied gehalten, welche einander genau gleichen, an einer Kunkel sitzen, in einem Bett schlafen, aber, als sie einerlei Liebchen lieben, da hat sich das Blättchen gewandt. Ueberaus naiv und lieblich ist das Jägerlied (p. 19), wo den Jäger des Vogels Tritt im Schnee an die zierlichen Schriftzüge seiner Geliebten erinnert.

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh':
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in fernem Land.

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt!
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

Mit diesem lieblichen Gedichte sind wir in das Gebiet der glücklichen Liebe übergegangen, innerhalb welcher die Naivetät des Dichters sich in der „Soldatenbraut" (p. 192) zeigt:

Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König da ließ er sein Blut,
Für mich aber eben so gut.

Mein Schatz hat kein Band und kein' Stern,
Kein Kreuz, wie die vornehmen Herrn,

Mein Schatz wird auch kein General:
Hätt' er nur seinen Abschied einmal!

Es scheinen drei Sterne so hell!
Dort über Marien-Kapell;
Da knüpft uns ein rosenroth Band,
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand.

Treten wir von hier in ein anderes Gebiet ein, in das religiöse, so finden wir den Dichter in derselben naiven Gestalt, welche wir bisher an ihm kennen gelernt haben. Die Legende „Erzengel Michaels Feder" (p. 87) ist ganz im schlichten Volkstone abgefaßt; die innersten Tiefen des Herzens, das sich zu Gott sehnt, schließen sich auf in dem schönen Liede: „Wo find' ich Trost?" (146)

Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,
War getreu, so lang ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu,
Stets versöhnlich sich mit mir verbunden,

Welcher einst mit himmlischen Geduldes
Bitter bittern Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
Bis es in ein Meer von Gnade sank.

Und was ist's nun, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde?

Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und: was rettet mich von Tod und Sünde?

Arges Herze! ja gesteh es nur,
Du hast wieder böse Lust empfangen;
Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
Ach, das ist auf lange nun vergangen.

Ja, das ist's auch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde!
Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Nicht minder innig und tief ist das Gedicht: „Charwoche" (p. 155):

O Woche, Zeugin heiliger Beschwerde!
Du stimmst so ernst zu dieser Frühlingswonne,
Du breitest im verjüngten Strahl der Sonne
Des Kreuzes Schatten auf die lichte Erde,

Und senkest schweigend deine Flöre nieder:
Der Frühling darf indessen immer keimen,
Das Veilchen duftet unter Blüthenbäumen,
Und alle Vöglein singen Jubellieder.

O schweigt, ihr Vöglein auf den grünen Auen
Es schallen rings die dumpfen Glockenklänge,

Die Engel singen leise Grabgesänge:
O still, ihr Vöglein, hoch im Himmelblauen!

Ihr Veilchen, kränzt heut keine Lockenhaare!
Euch pflückt mein frommes Kind zum dunkeln Strauße,
Ihr wandert mit zum Muttergotteshause,
Da sollt ihr welken auf des Herrn Altare.

Ach, dort von Trauermelodieen trunken
Und süß betäubt von schweren Weihrauchdüften,
Sucht sie den Bräutigam in Todesgrüften:
Und Lieb' und Frühling, Alles ist versunken!

Eine milde, anspruchlose Gesinnung spricht sich in dem Gebete aus (Maler Nolten p. 597):

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten,
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Es gehören ferner in diesen Kreis die Gedichte „An Klara (p. 110)" und „Seufzer (p. 144)." Das Gedicht „Zum neuen Jahr" verdient noch angeführt zu werden:

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise

Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt:
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In Ihm sey's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rathe!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sey Anfang und Ende,
Sey Alles gelegt!

Die andere Seite der Poesie Mörike's ist die Kunstpoesie. Der Dichter hat zu viel geistige Interessen in sich aufgenommen, als daß er bei der Romantik hätte stehen bleiben können. Es wurde schon früher erwähnt, daß die Innigkeit und Tiefe der Empfindung in Mörike, daß sein romantisches Gemüth sich mit jener plastischen Reinheit und Mäßigkeit vermählte, wie wir sie in den Werken der Griechen und Goethes bewundern. Von seiner Verehrung der Alten giebt

der Dichter verschiedene Beweise; er widmet dem Theokritus, dem Tibull einige reizende Verse; wie er in Göthe den Jünger der griechischen Kunst sieht, zeigt er in dem schönen Sonett: „Antike Kunst" (p. 134).

Ich sah den Helikon in Wolkendunst,
Nur kaum berührt vom ersten Sonnenstrahle;
Schau! jetzo stehen hoch mit einem Male
Die Gipfel dort in Morgenröthe-Brunst.

Doch unten spricht von holder Musen Gunst
Der heil'ge Quell im dunkelgrünen Thale;
Wer aber schöpft mit reiner Opferschale,
Wie einst den ächten Thau der alten Kunst?

Wie? soll ich endlich keinen Meister sehn?
Will keiner mehr den alten Lorbeer pflücken?
— Da seh ich Iphigeniens Dichter stehn:

Er ist's, an dessen Blick sich diese Höh'n
So zauberhaft, so sonnewarm erquicken:
Er geht, und frostig rauhe Lüfte wehn.

Betrachten wir den Dichter zunächst in diesem Bereiche der Kunstpoesie als den Darsteller der Empfindungen der Liebe, die sich in ihrer naiven volksthümlichen Gestalt so wahr und innig bei ihm aussprach. Wenn er über die gewöhnlichen Liebesdichter, die mit fröhlichem Muth ein traurig Lied singen (vgl. „an einen Liebesdichter" p. 132), seinen Spott ausgießt, so

hat er dazu ein Recht; denn er gehört nicht zu den Gewöhnlichen, sondern ist vielmehr im Besitze der Kunst, die tiefsten Geheimnisse des liebenden Herzens von ihren leisesten Anfängen bis zum seligsten Genuß, bis zum bittersten Schmerz darzustellen. Die ersten Entwickelungen jenes holden Seelenrausches sind gezeichnet in den Gedichten „der Knabe und das Immlein" (p. 12), „Liebesvorzeichen" (p. 40), „Frage und Antwort" (p. 67), welches letztere ich anführe:

Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam,
Und warum ich ihr nicht lange
Schon den bittern Stachel nahm?

Sprich, warum mit Geisterschnelle
Wohl der Wind die Flügel rührt,
Und woher die süße Quelle
Die verborgnen Wasser führt?

Banne du auf seiner Fährte
Mir den Wind in vollem Lauf!
Halte mit der Zaubergerte
Du die süßen Quellen auf!

Hierher gehört ferner das „Erste Liebeslied eines Mädchens" (p. 38).

Jene Mischung von schmerzlichen und seligen Gefühlen, die der Liebe eigenthümlich ist, stellt sich dar

in der „Nächtlichen Fahrt" (p. 6); die Wehmuth der Erinnerung an vergangenes Glück spricht das anmuthvolle Gedicht „Erinnerung" aus:

Jenes war zum letzten Male,
Daß ich mit dir ging, o Clärchen!
Ja das war das letzte Mal,
Daß wir uns wie Kinder freuten (p. 3).

Zur tiefsten Wehmuth stimmen ferner die tief empfundenen Verse „an eine Aeolsharfe" (p. 52):

Ihr kommet, Winde, fern herüber
Ach! von des Knaben,
Der mir so lieb war,
Frisch grünendem Hügel.
Und Frühlingsblüthen unterweges streifend,
Uebersättigt mit Wohlgerüchen,
Wie süß bedrängt ihr dies Herz!
Und säuselt her in die Saiten,
Angezogen von wohllautender Wehmuth,
Wachsend ein Zug meiner Sehnsucht
Und hinsterbend wieder.

Die Gedichte, überschrieben „Peregrina" (p. 231), stellen die Schmerzen einer betrogenen Liebe dar; das Verhältniß zu einem zauberischen, aber zur ausdauernden Treue nicht geeigneten Mädchen wird hier geschildert:

Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grausam,
Hieß ich das schlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.
Ach, ihre hohe Stirn,
Drin ein schöner, sündhafter Wahnsinn
Aus dem dunkeln Auge blickte,
War gesenkt, denn sie liebte mich;
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue,
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an
Kamen mir Träume voll schöner Trübe,
Wie gesponnen auf Nebelgrund;
Wußte nimmer, wie mir geschah,
War nur schmachtend seliger Krankheit voll.

IV.

Warum, Geliebte, denk ich dein
Auf einmal mit viel tausend Thränen
Und kann gar nicht zufrieden sein
Und will die Brust in alle Ferne dehnen?

Ach, gestern in den hellen Kindersaal,
Beim Flimmer zierlich aufgesteckter Kerzen,
Wo ich mein selbst vergaß in Lärm und Scherzen,

Tratst du, ob Bildniß mitleid = schöner Qual;
Es war dein Geist, er setzte sich ans Mahl,
Wir saßen fremd mit stumm verhaltnen Schmerzen,
Zuletzt brach ich in lautes Schluchzen aus,
Und Hand in Hand verließen wir das Haus.

I.

Der Spiegel dieser treuen braunen Augen
Ist wie von innerm Gold ein Widerschein;
Tief aus dem Busen scheint er's anzusaugen,
Dort mag solch Gold in heil'gem Gram gedeih'n.
In diese Nacht des Blickes mich zu tauchen,
Unwissend Kind, du selber lädst mich ein,
Willst, ich soll kecklich mich und dich entzünden,
Reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden!

Der Cyclus dieser Gedichte findet sich im Maler Nolten, und sie erhalten erst durch den Charackter des Schauspieler Larkens, dem sie zugeschrieben werden, einiges Verständniß. C. Reinhold zeichnet sie außerordentlich aus, indessen bemerkt Fr. Vischer mit Recht, daß diesen herrlichen Bildern, diesem Zauberhauche, dieser mystischen Gluth ein Anknüpfungspunkt fehle, von welchem aus uns das Dunkel derselben aufgehellt werden könnte.

Auf das Tiefste ergreift das Gedicht „Josephine,“ in welchem dem Dichter auf dem Fittich der Töne die Liebe zuschwebt, ein Gedicht, durch die Tiefe der Empfindung, durch Erhabenheit der Bilder und Schönheit der Form gleich ausgezeichnet. (p. 64):

Das Hochamt war. Der Morgensonne Blick
Glomm wunderbar im süßen Weihrauchscheine;
Der Priester schwieg; nun brauste die Musik
Vom Chor herab zur Tiefe der Gemeine.
So stürzt ein sonnetrunkner Aar
Vom Himmel sich mit herrlichem Gefieder,
So läßt Jehovens Mantel unsichtbar
Sich stürmend aus den Wolken nieder.

Dazwischen hört' ich eine Stimme wehen,
Die sanft den Sturm der Chöre unterbrach,
Sie schmiegte sich mit schwesterlichem Flehen
Dem süß verwandten Ton der Flöte nach.

Wer ist's, der diese Himmelsklänge schickt?
Das Mädchen dort, das so bescheiden blickt.
Ich eile sachte auf die Gallerie,
Zwar klopft mein Herz, doch tret' ich hinter sie.

Hier konnt' ich dann in unschuldvoller Lust
Mit leiser Hand ihr festlich Kleid berühren,
Ich konnte still, ihr selber unbewußt,
Die nahe Regung ihres Wesens spüren.

Doch, welch ein Blick und welche Miene,
Als ich das Wort nun endlich nahm,
Und nun der Name Josephine
Mir herzlich auf die Lippen kam!
Welch zages Spiel die braunen Augen hatten!

Wie barg sich unterm tiefgesenkten Schatten
Der Wimper gern die ros'ge Schaam!

Und wie der Mund, der eben im Gesang
Die Gottheit noch auf seiner Schwelle hegte,
Sich von der Töne heilgem Ueberschwang
Zu mir mit schlichter Rede herbewegte!

O dieser Ton — ich fühlt' es nur zu bald,
Schlich sich ins Herz und macht' es tief erkranken;
Ich stehe wie ein Träumer in Gedanken,
Indeß die Orgel nun verhallt,
Die Sängerin vorüber wallt,
Die Kirche aufbricht und die Kerzen wanken.

Eine so tiefe, reine, heilige Empfindung kann denn auch auf das Herz nur veredelnd, beruhigend wirken; der innere Kampf in des Dichters Seele wird beschwichtigt durch die Gegenwart der Geliebten:

Aber, Liebchen, sieh, bei dir
Bin ich plötzlich wie verwandelt,
Im erwärmten Winterstübchen,
Bei dem Schimmer dieser Lampe,
Wo ich deinen Worten lausche,
Hold bescheidnen Liebesworten.
Wie du dann geruhig Deine
Braunen Lockenhaare schlichtest,
Also legt sich schön geglättet
All dies wirre Bilderwesen,

All des Herzens eitle Sorge,
Viel=zertheiltes Thun und Denken.
Froh begeistert, leicht gefiedert,
Flieg' ich aus der Dichtung engen
Rosenbanden, daß ich nur
Noch in ihrem reinen Dufte,
Als im Elemente, lebe.

Als das schönste Gelegenheitsgedicht muß das „Hochzeitslied" (p. 54) bezeichnet werden. „Die heilige Bedeutung der Ehe (sagt Fr. Vischer), das rührende Bild des schönsten menschlichen Festes hat uns der Dichter mit jener edlen, beruhigten Sittlichkeit, mit jener tiefen, stillen Wärme des Götheschen Genius ans Herz gelegt in diesem Gedichte."

Ich kann diese Sphäre der Liebespoesie unsers Dichters nicht besser schließen, als durch das wundervolle Sonett „An die Geliebte" (p. 153), in welchem sich die Empfindung der Liebe zur andachtsvollen Gemeinschaft mit der Gottheit erhebt:

Wenn ich von deinem Anschaun tief gestillt,
Mich stumm an deinem heilgen Werth vergnüge,
Dann hör' ich recht die leisen Athemzüge
Des Engels, welcher sich in dir verhüllt.

Und ein erstaunt, ein fragend Lächeln quillt
Auf meinem Mund, ob mich kein Traum betrüge,

Daß nun in dir zu ewiger Genüge
Mein kühnster Wunsch, mein einz'ger sich erfüllt.

Von Tiefe dann zu Tiefen stürzt mein Sinn,
Ich höre aus der Gottheit nächt'ger Ferne
Die Quellen des Geschicks melodisch rauschen.

Betäubt kehr' ich den Blick nach Oben hin,
Zum Himmel auf — da lächeln alle Sterne;
Ich kniee, ihrem Lichtgesang zu lauschen.

In dieser Sphäre der Liebespoesie haben wir wieder das reiche, tiefe und schöne Gemüth kennen gelernt und gesehen, wie er sein Herz allen Leiden eröffnete, um zu aller Seligkeit das Recht zu erlangen, belauschen wir nun den Dichter, wenn er die übrigen schmerzlichen oder freudigen Bewegungen seiner Brust entwickelt. Betrachten wir ihn, wenn er seiner Vergangenheit gedenkt, und mit unendlicher Wehmuth an dem Orte wandelt, wo die Freuden und Ahnungen seiner Jugend aufblühten, wo er zuerst einen Bund inniger Freundschaft schloß. So frägt er denn („Besuch in Urach" p. 48) die besonnten Felsen, „alte Wolkenstühle":

Kennt ihr mich noch, der sonst hieher geflüchtet,
Im Moose bei süß schläferndem Gefühle

Der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich und wollt nicht vor mir fliehen?

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt,
Kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmuth an ihm hängt:
Ein jedes spricht mir halb vergeßne Dinge,
Ich fühle, wie von Schmerz und Lust gedrängt;
Die Thräne stockt, indeß ich ohne Weile,
Unschlüssig, satt und durstig weiter eile.

— — — — — —

Hinweg aus diesem üpp'gen Schattengrund
Voll großer Pracht, die drückend mich erschüttert!
Bald grüßt beruhigt mein verstummter Mund
Den schlichten Winkel, wo sonst halb verwittert
Die kleine Bank und wo das Hüttchen stund;
Erinn'rung reicht mit Lächeln die verbittert —
Bis zur Betäubung süßen Zauberschalen;
So trink' ich gierig die entzückten Qualen.

Hier schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen.
O säh' ich mich, als Knabe sonder Harm,
Wie einst mit Necken durch die Haine wallen!
Ihr Hügel, von der alten Sonne warm,
Erscheint mir denn auf keinem von euch allen
Mein Ebenbild in jugendlicher Frische,
Hervorgesprungen aus dem Waldgebüsche?

O komm, enthülle dich! dann sollst du mir
Mit Freundlichkeit in's dunkle Auge schauen!
Noch immer, guter Knabe, gleich ich dir,
Uns beiden wird nicht vor einander grauen!
So komm' und laß mich unaufhaltsam hier
Mich deinem reinen Busen anvertrauen! —
Umsonst, daß ich die Arme nach dir strecke,
Den Boden, wo du gingst, mit Küssen decke!

Hier will ich denn laut schluchzend liegen bleiben,
Fühllos und Alles habe seinen Lauf!
Mein Finger, matt, ins Gras beginnt zu schreiben:
Hin ist die Lust! Hat Alles seinen Lauf! —
Da plötzlich hör' ich's durch die Lüfte treiben
Und ein entfernter Donner schreckt mich auf;
Elastisch angespannt mein ganzes Wesen
Ist von Gewitterluft wie neu genesen.

Sieh, wie die Wolken finstre Ballen schießen
Um den ehrwürd'gen Trotz der Burgruine!
Von Weitem schon hört man den alten Riesen,
Stumm harrt das Thal mit ungewisser Miene,
Der Kukuk nur ruft sein einförmig Grüßen
Versteckt aus unerforschter Wildniß Grüne, —
Jetzt kracht die Wölbung und verhallet lange,
Das wundervolle Schauspiel ist im Gange!

Ja nun, indeß mit hoher Feuerhelle
Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,

Ruf ich den lauten Segen in die grelle
Musik des Donners, die mein Wort bewährt:
O Thal! du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefsten Kräfte stiller Heerd!
Du meiner Liebe Wundernest! ich scheide,
Leb wohl! — und sei dein Engel mein Geleite!

Es ist nun wohl natürlich, daß der Dichter ein warmes, empfängliches Herz der Natur überall entgegenbringt; der Frühling ist eine vielbesungene Gottheit, aber nicht jeder ist fähig, die Ankunft dieser Gottheit würdig zu verkündigen, ihre Anwesenheit würdig zu preisen; welche Empfindungen im Frühling in der Brust unsers Dichters hervorgerufen werden, kann ein schon oben mitgetheiltes Gedicht beweisen; wenn die süßen Düfte wieder ahnungsvoll durchs Land streifen, und die Veilchen träumen, und leiser Harfenton von Ferne klingt, da vernimmt der Dichter den Frühling (p. 37). Welche Erstlingsparadieseswonne empfindet er, wenn er am frischgeschnittenen Wanderstabe in der Frühe durch die Wälder zieht; das Vöglein singt und rührt sich im Laube und die Traube spürt Wonnegeister in der ersten Morgensonne (p. 47). Bei dem Aufflammen der winterlichen Morgenröthe, wenn der alte Felsen glüht, die Wälder Funken sprühen, und berauschte Nebel durch die Tiefe ziehen, da erhebt sich der Geist und Sinn des Dichters in thatenfroher Eile, er möchte auf Burgen und alter Fürsten Schlösser springen, hohe Lieder möchte er dichten, das kühne Roß besteigen, und stolzen Sie=

geswagen brausend sich nachstürzend die Harfe zertrümmern, die nur von Liebe sprach. Mit diesem Gedichte („Zurechtweisung" p. 149) verdient ein anderes verglichen zu werden („An einem Wintermorgen" p. 1), in welchem der Phantasiereichthum des Dichters auf das herrlichste sich erweist:

— — — — —

Einem Krystall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Stral des Lichts getroffen;
Zu Fluthen scheint mein Geist, er scheint zu ruh'n,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus der klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Bei hellen Augen glaub' ich doch zu schwanken,
Ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche;
Seh ich hinab in holde Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Ich höre bald der Hirtenflöten Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
Bald weinberauschter Jugend Lustgesänge:
Wer hat das friedenselige Gedränge
In meine traurigen Wände hergebracht?

Und welch Gefühl entzückter Seelenstärke,
Indem mein Sinn sich frisch zur Ferne lenkt,
Vom ersten Mark des heut'gen Tags getränkt,
Fühl' ich mir Muth zu jedem frommen Werke!
Die Seele fliegt, so weit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir; — doch sage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmuth feucht?
Ist's ein verloren Glück, das mich erweicht?
Ist es ein werdendes, was ich im Herzen trage?
— Hinweg, mein Geist! hier gilt kein Stillestehn;
Es ist ein Augenblick, und Alles wird verwehn!

Dort sieh! am Horizont lüpft sich der Vorhang schon,
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn,
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Athemzüge,
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

Ein so reiches, in seiner Tiefe glühendes Gemüth kann nicht anders, es muß die Sehnsucht empfinden, sich mit dem Geiste der Natur zu vermählen; zeigt mir, ruft er den Quellen zu, die urbemoosten Wasserzellen, aus denen euer ewigs Leben rollt,

Im kühnsten Walde die verwachs'nen Schwellen,
Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt;
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, euch im Thale zu versenden.

O hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen:
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwais't,
Darf nicht aus ihrem eignen Räthsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach! ob sie dir sich theile!

Aber die Natur zeigt sich dem Dichter in abweisender Erhabenheit. Diese verschwindet aber vor der Wärme, mit welcher er das bewußtlose Naturleben zu beseelen vermag. In diese Sphäre gehören vor allen die beiden wundervollen Gedichte „Mein Fluß" (p. 62) und „Tag und Nacht" (p. 156); das erstere von diesen beiden Gedichten zeichnet sich eben so sehr durch die lieblichste Naivetät der Gesinnung wie durch die reinste Idealität der Darstellung aus:

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,

Die Woge wieget aus und ein
Die hingegeb'nen Glieder;
Die Arme hab' ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Mährchen mit Dir um,
Und müh'st dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Ich weiß nicht, wen? drum fragen.

Der Himmel blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen!

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
— Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weiseſt ſchmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenſchwelle;
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh,
Die lieben Sterne führe du
Zur ew'gen Mutterquelle!

In dem andern Gedicht werden „Tag und Nacht" als zwei Liebende dargeſtellt, die ſich ewig ſuchen und nicht finden. C. Reinhold ſieht in dieſem Gedichte ein treffendes Sinnbild für die unglückliche Liebe wohl mit Unrecht. Das Gedicht giebt wieder von dem außerordentlichen Reichthume der Phantaſie unſers Dichters:

Schlank und ſchön ein Mohrenknabe
Bringt in himmelblauer Schürze
Manche wunderſame Gabe,
Kühlen Duft und ſüße Würze.
Wenn die Abendlüfte wehen,
Naht er ſachte, kaum geſehen,
Hat ein Harfenſpiel zur Hand.

Auch der Saiten ſanftes Tönen
Kann man nächtlich lauſchend hören;
Doch ſcheint Alles ſeiner Schönen,
Ungetreuen zu gehören.
Und er wandelt, bis am Haine,

Bis am See und Wiesenraine
Er die Spur der Liebsten fand.

Wohl ein Lächeln mag sich leise
Dann ins ernste Antlitz neigen,
Weiße Zähne, schneeig weiße,
Sich wie Sternenlichter zeigen.
Doch ihn faßt ein reizend Bangen,
Kommt von ferne Sie gegangen,
Und er sucht sein dunkel Haus.

Liebchen tritt von Bergeshöhen
In das Thal, da wird es Freude!
Wald und Flur wie neu erstehen
Vor dem Kind im Rosenkleide;
Alles drängt sich nach der Süßen,
Alt und jung will sie begrüßen,
Nur der Knabe bleibet aus.

Und doch ist ein tiefes Ahnen
Von dem Fremdling ihr geblieben;
Wie ein Traum will sie's gemahnen
An ein früh gehegtes Lieben.
Glänzen dann auf allen Wegen
Schmuck und Perlen ihr entgegen,
Denkt sie wohl, wer es gebracht.

Schnell den Schleier vorgezogen,
Steht das Töchterchen in Thränen,

Und der Mutter Friedensbogen
Neigt sich thauend ihrem Sehnen;
Erd und Himmel haben Frieden,
Aber ach, sie sind geschieden,
Sind getrennt, wie Tag und Nacht.

Zu den die Naturanschauung des Dichters darstellenden Gedichten gehören noch „die Elemente", eine dunkle Allegorie, welche indessen durch einige phantasievolle Bilder ausgezeichnet ist. Fr. Vischer erwähnt, daß dieses Gedicht aus der ersten Periode des Dichters herstammt, so daß wir uns daraus die Unklarheit desselben erklären müssen.

Wenn wir nun unsern Dichter aus den stillen Räumen der Natur heraustreten sehen in das bewegte Leben, so finden wir sofort in ihm einen ernsten Mann, der in unerwünschten Lagen des Lebens sich stille im Herzen zu fassen weiß. Die liebsten Freunde sieht er achselzuckend von sich weichen, und die gnadenreichen Götter, die am Besten Hülfe wüßten, kehren ihm höhnisch den Rücken. Aber er spricht zu seinem Herzen:

Laß uns fest zusammenhalten!
Denn wir kennen uns einander,
Wie ihr Nest die Schwalbe kennet,
Wie die Cither kennt der Sänger,
Wie sich Schwert und Schild erkennen,

Schild und Schwert einander lieben.
Solch ein Paar, wer mag es scheiden? (p. 137.)

Diese kräftige Stimmung steigert sich dann bei dem Dichter zum Humor, welcher schlechte Dichter, geist- und gemüthlose Situationen verspottet, mit dem Philisterthume und dem Unverstande des Lebens heiter spielt.

Betrachten wir zuletzt noch die Gedichte, welche der Form und Anschauung nach am meisten an die antike Kunst erinnern. Wenn der Dichter den würtembergischen Maler Eberhard Wächter feiert, wie er in seine hohen Wände eingeschlossen mit traurig schönen Geistern im Verkehr ist,

gestärkt am reinen Athem des Homer,
Von Goldgewölken Attikas umflossen,

so dürfen wir auch ihn in diesem Sinne preisen, weil er auch er mit den edlen Geistern des Alterthums traulichen Umgang gepflogen hat. Unter den in antiken Formen gebildeten Gedichten Mörikes verdient „die lose Waare" (p. 103) hervorgehoben zu werden, mehr aber noch die gemüthvollen schon früher angeführten Disticha „An Kepler" (p. 112) und die edeln Verse „An meine Mutter" (p. 126):

Siehe, von alle den Liedern nicht Eines gilt dir, o Mutter!
Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.
Ein noch ungesungenes Lied ruhst du mir im Busen,

Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,
Wenn sich das Herz unmuthig der Welt abwendet und einsam
Seines himmlischen Theils bleibenden Frieden bedenkt.

Unser Dichter zeigt nun die hohe Meisterschaft seines Geistes besonders darin, daß er den Gestalten der alten Mythologie, welche für unser Bewußtsein ihre Bedeutung verloren haben und uns jetzt nur noch als kalte Nachahmungen, als seelenlose Allegorieen erschienen, wieder Leben und Geist einzuflößen im Stande ist. Wir haben hier vor Allen das schöne Gedicht Mörikes „die Herbstfeier" (p. 104) im Sinne, in welchem die Unendlichkeit romantischer Empfindung dargestellt ist in der hellsten reinsten Form, welche nur der vom Geiste der Alten genährte Geist hervorbringen kann:

Auf! im traubenschwersten Thale
Stellt ein Fest des Bacchus an!
Becher her und Opferschale!
Und des Gottes Bild voran!
Flöte mit Gesang verkünde
Gleich des Tages letzten Rest,
Mit dem Abendstern entzünde
Sich auch unser Freudenfest!

Braune Männer, schöne Frauen
Soll man hier versammelt sehn,
Greise auch, die ehrengrauen,

Dürfen nicht von Ferne steh'n;
Knaben, so die Krüge füllen,
Und daß er vollkommen sei,
Treten zögernd auch die stillen
Mädchen unserm Kranze bei.

Noch ist vor der nahen Feier
Süß beklommen manche Brust,
Aber weiter bald und freier
Uebergiebt sie sich der Lust.
Thaut euch nicht wie Frühlingsregen
Lieblicher Gedankenschwarm?
Erdenleben, laß dich hegen,
Uns ist wohl in deinem Arm.

Wahrlich und schon mit Entzücken
Ist der Gott in vollem Lauf,
Schließt vor den erwärmten Blicken
Seine goldnen Himmel auf.
Amor auch hat nichts dawider,
Wenn sich Wang' an Wange neigt,
Und der Mund, im Takt der Lieder,
Sich dem Mund entgegenbeugt.

Mädchen! schlingt die wildsten Tänze!
Reißt nur euren Kranz entzwei!
Ohne Furcht, denn solche Kränze
Flicht man immer wieder neu;
Doch den andern, den ich meine,

Nehmt, ihr Zärtlichen, in Acht!
Und zumal im Mondenscheine,
Und zumal in solcher Nacht.

Laßt mir doch den Alten machen,
Der sich dort zum Korbe bückt,
Und den Krug mit hellem Lachen
Kindisch an die Wange drückt!
Wie sein kleiner Sohn geschäftig
Sorge um den Zecher trägt
Und ihm mit der Fackel kräftig
Den gekrümmten Rücken schlägt.

Aber schaut nach dem Gebüsche,
Wo gedrungner Epheu webt,
Wie sich dort das träumerische
Marmorbild des Gottes hebt!
Lasset uns ihm näher treten,
Schließt mit Fackeln einen Kreis!
Flehet zu ihm in Gebeten,
Doch geheimnißvoll und leis'.

Wie er lächelnd abwärts blicket!
Er besinnet sich nur kaum!
Herrlicher! dein Auge nicket,
Doch dies Alles ist kein Traum!
Luna sucht mit frommer Leuchte
Dich, o schöner Jüngling, hier,
Schöpfet zärtlich ihre feuchte
Klarheit auf die Stirne dir.

Wie der Menschen, so der Götter
Liebster Liebling heißest du:
Selber Zeus rief seinem Retter
Herzliches Willkommen zu;
Dumpf ist des Olympus Dröhnen,
Aber wie melodisch Gold
Muß sein starres Erz ertönen,
Wenn dein Thyrsus auf ihm rollt.

Und eh Mars im Kriegerschwarme
Sich zur Erde niederläßt,
Schließet er in seine Arme
Dich, wie die Geliebte, fest,
Fühlet nun an Göttermarke
Sich gedoppelt einen Gott,
Dann erst brüllt der Himmlisch-Arge
Todeslust und Siegesspott.

Wie dir Alle dienen müssen,
Schmiegt auch Eros' hohe Macht
Leise todt sich dir zu Füßen,
Oder schauert auf und wacht.
Und Apollo mit der Leyer
Rufet Welt und Sternenbahn
Gern aus dem verklärten Feuer
Deines holden Wahnes an.

Herr! wie müssen wir dich loben?
Soll mit wild geschlagner Brust
Die Mänade um dich toben?

Fluchst du unsrer keuschen Lust?
Gib, o Fürst, gib uns ein Zeichen,
Daß wir deine Kinder sei'n!
Wunderthäter ohne Gleichen,
Laß ein Wunder uns erfreun!

Tritt in unsre bunte Mitte,
Oder winke mit der Hand,
Wandle drei gemess'ne Schritte
Längs der hohen Rebenwand!
Ach! er läßt sich nicht bewegen
Aber, horcht, es bebt das Thal!
Ja, das ist von Donnerschlägen!
Horch! und schon zum dritten Mal!

Selber Zeus hat nun geschworen,
Daß sein Sohn uns günstig sei,
So ist kein Gebet verloren,
So ist der Olymp getreu.
— Doch nach solcher Götterfülle
Unzestümem Ueberschwang
Werden alle Herzen stille,
Alle Gäste zauberbang.

Stimmet an die letzten Lieder!
Und so, Paar an Paar gereiht,
Steiget nun zum Fluß hernieder,
Wo ein festlich Schiff bereit.
Auf dem vordern Grund erhebe

Sich der Gott und führ' uns an,
Und der Kiel mit Flüstern schwebe
Durch die mondbeglänzte Bahn.

Ich wiederhole es, bei diesen edlen Formen, welche doch zu gleicher Zeit die tiefste Empfindung enthalten, wird uns wohl zu Muthe; und wenn wir den Dichter nicht tadeln dürfen, daß er sich in den Zauber der Romantik hinabtaucht, daß er uns mährchenhafte Schattenbilder in der Dämmrung mondbeglänzter Nacht zeigt, so lieben wir ihn doch am meisten, wenn er so helle und klare Gestalten erschafft, ohne durch das Maaß und die Begrenzung die Tiefe des Gemüths zu verlieren.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hense, Johann Karl Conrad,

Deutsche Dichter der Gegenwart erläuternde und kritische Betrachtungen

Bd.: 1

Sangershausen 1842

P.o.germ. 600 h-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110868-4